This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

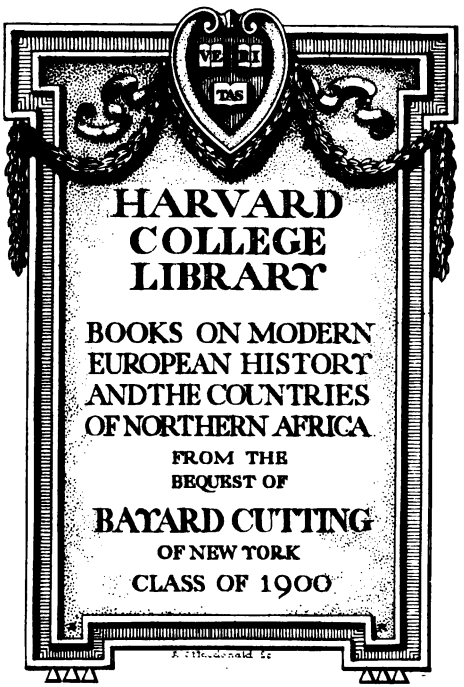
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HN N4XD R

Swi 608.86.10



OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

Natur- und Lebensbilder aus den Alpen

von

Karl Stieler.

Mit einem Vorwort

von

M. Haushofer.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1886.

Swi 608.86.10

Cutting Fund

Druck von A. Bonz' Erben, Stuttgart.

F

Vorwort.

Wenn schon der lebende Autor seinem Buche ein Vorwort voranzuschicken pflegt, in welchem er darlegt, was ihn dazu brachte, das Buch zu schreiben und es der Öffentlichkeit zu übergeben, so ist es wohl noch weit mehr gerechtfertigt, wenn dem Buche eines, viel zu früh aus der Vollkraft seines Schaffens geschiedenen Mannes von Freundeshand ein paar Worte zur Begleitung mitgegeben werden.

Karl Stieler hat sich seinen Namen hauptsächlich durch seine Gedichte in oberbairischer Mundart erworben. Wer diese kleinen, aus tiefster Seele des Volkes geschöpften Lieder liest, ahnt nicht, welcher umfangreiche Apparat von Volkskenntnis, von Lebenserfahrung und Naturanschauung dazu gehörte, sie zu schaffen. Der flüchtige Leser mag wohl glauben, es hätte nur der gelegentlichen Veranlassung, eines raschen Blickes, eines fröhlich im Hochwalde, oder auf sonniger Alm, oder in rauchiger Hütte aufge-

fangenen Wortes oder Scherzes bedurft, um dem Dichter diese Lieder in den Mund zu legen. Aber das genügte nicht. Der Mann, der diese oberbairischen Gedichte schrieb, hatte zuvor sein ganzes Leben in die Seele des Volkes versenkt, dessen Poesie er wiedergab. Alles und Jedes, was um ihn war und geschah, ward mit scharfem Auge von ihm verfolgt. Wie sich die Natur seiner Heimat und das Leben seines Volkes in allen Einzelnheiten mit einander verketten; wie Brauch und Sitte im Boden und in längstvergangener Geschichte wurzeln; wie alter und neuer Glaube ineinander verflochten sind; wie tausendfache Fäden zwischen Vergangenem und Entstehendem, zwischen seelenloser Sache und lebensfrohem Menschengemüt, zwischen den kleinen Einzelschicksalen und der dröhnenden, klirrenden Zeitgeschichte sich spinnen: Nichts durfte ihm verborgen bleiben.

Eine Reihe von schriftstellerischen Prosaarbeiten, welche Karl Stieler hinterließ, geben Zeugnis dafür. Von diesen Arbeiten ist ein Teil unter dem Titel „Kulturbilder aus Baiern" im Laufe dieses Jahres erschienen; kleinere, aber darum nicht minderwertige Arbeiten sind es, die im vorliegenden Bande gesammelt sind. Alle diese Prosa-Arbeiten bieten gewissermaßen einen Einblick in die geistige Werk-

stätte, aus welcher jene Dichtungen hervorgegangen sind. Sie sind ein Teil jenes unerschöpflichen Schatzes an Volkskenntnis, den Stieler sich erworben hatte. Nur ein Teil, denn das meiste hat der so früh Geschiedene mit ins Grab genommen; es ist unwiederbringlich verloren. Das sind jene kleinen feinen Züge aus dem Volksleben, die in seiner Erinnerung aufgespeichert lagen und ihm zur Verfügung standen, so oft es nötig war, sie zur Charakteristik der Menschen und der Zustände anzuwenden.

Die in diesem Bande gesammelten Aufsätze stammen aus einer ziemlich langen Periode: aus dem Zeitraum von 1868—1885. Es ist begreiflich, daß bei einem Schriftsteller, der in so jungen Jahren schon thätig war, nicht alles, was er im Zeitraum von vierzehn Jahren schrieb, auf gleicher Höhe der Lebenserfahrung und künstlerischen Ausgestaltung steht. Trotzdem wird man die Sammlung eine sehr einheitliche nennen dürfen. Nur diejenigen Leser, welche die Person des Dichters und zugleich alle seine Arbeiten kennen, sind wohl im stande, bei den älteren Arbeiten ein Urteil darüber abzugeben, ob Stieler, wenn er noch lebte, dies oder jenes jetzt anders schreiben, ob er diese oder jene Stelle des Buches noch mit neuen Lichtern, mit schärferen Strichen versehen würde. Man muß nur von den

„Kulturbildern aus Baiern" die letzten Stücke gelesen haben, um zu erkennen, mit welchem Meisterblick, mit welch eminenter Plastik Stieler in seinen letzten Jahren seine Gestalten und Ereignisse hinzeichnete; mit welch beneidenswerter Begabung er die Kulturbilder seines Volkes ausstattete.

Aber — was immer Stieler selbst an dieser Sammlung abgeändert hätte — in der Hauptsache wäre sie wohl dieselbe geblieben. Denn der Grundzug, der durch sie hingeht, der die einzelnen Stücke verbindet, nicht nur unter einander, sondern auch mit allem andern, was Stieler schrieb: das ist die Bergheimat mit ihrer Schönheit und Großartigkeit, mit dem schneidigen Wesen ihres Volks.

Wenn es eine tief ergreifende, zur Wehmut stimmende Aufgabe war, diese Sammlung zu lesen und zu sichten, so ward sie doch verschönt durch den Gedanken: daß auch am kleinsten, was sie enthält, die Meisterhand sich offenbart, daß es nichts Unwürdiges ist, was durch sie dem deutschen Volke als Vermächtnis eines teuren Toten geboten wird.

München, im Oktober 1885.

M. Haushofer.

Inhalt.

	Seite
Aus dem Tierleben der bairischen Alpen	1
Eine Waldidylle im Winter	20
Wintertage im bairischen Hochland	35
Der Achensee	61
Der Ammersee	88
Im Pfeldersthal	103
Am Chiemsee	117
Hohenschwangau und der Fernpaß	133
Auf der Alm	145
Aus der Wurzelhütte	156
Die Bittgänge im bairischen Hochland	166
Die St. Leonhardsfahrt in Tölz	178
Die Kirchweih in der Kaiserklause	211
Zu den Ammergauer Passionsspielen	219
Kunststudien aus dem bairischen Gebirge	268
Moltke und der oberbairische Zitherspieler	285
Die Musik in den bairischen Bergen	294
Mädchenleben im bairischen Hochland	309
Jahrmarkt im bairischen Hochland	317
Die Wahltage im bairischen Gebirg	339
In einem bairischen Stellwagen	357
Das Fingerhackeln	365
Von der Raucherei	374
Hahnfalz im bairischen Hochland	389

Aus dem

Tierleben der bairischen Alpen.

(1877.)

Man kann von der Kultur, vom Volksleben unserer Berge nicht sprechen, wenn man es nur auf zwei Füße stellen will, so notwendig gehören die Vierfüßler dazu. Sie wohnen unter Einem Dache mit ihrem Besitzer, sie geben der Arbeit, der Dichtung, der Sage hundertfältige Motive, sie sind eine unentbehrliche Staffage für unser Hochland. Man fühlt es im Winter, wo alles Vieh tief in den Ställen steht, wie leblos da die Landschaft wird, wenn kein Geläut mehr klingt über die grüne Halde. Wie schön ist es dafür im Herbst, wenn das goldene Laub der Bäume sich abhebt von den blauen Bergen, wenn auf den umzäunten Wiesen die Nebel ziehen, und wir sehen die großen Herden weiden, — wie

wandelt sich da jede Gruppe von einem Bilde ins andere; man fühlt gewissermaßen dem Tiere nach, wie wohlig ihm das Leben in freier Natur ist, und darum, nicht nur durch seine malerischen Formen, belebt das Tier im tieferen Sinne die Landschaft.

Und wenn's schon drunten im Thale so lustig ist, um wieviel lustiger ist es erst droben auf der Alm, in der wehenden Luft, in der schrankenlosen Freiheit!

Und lusti' is almerisch,
Almerisch bin i(ch);
Und z'Alm obn san frische Leut,
Dös sag enk (euch) i(ch).

Und' z'Alm obn is lusti'
Da greint oan Nem'd aus;[1]
Der Hüterbua derf nit,
Und der Bauer is z'Haus.

Ja, alle anderen sind weit von hier, zu Haus im Thale drunten; dies allein für sich sein ist der geheime Zauber, der aus all den Jodlerrufen klingt, die da hinunterschallen. Freilich hieß es auch schon vor fünfhundert Jahren: „Lützel trewen (wenig Treue) ist uf den Alben": es ist wohl derselbe Gedanke,

[1] Dort zankt (greint) einen niemand aus.

den heutzutage das Dirndl in die Worte kleidet: „Auf der Alm giebt's koa Sünd."

Aber selbst das Vieh ist viel munterer da droben, als es je auf der Heimweide ist; jedes Stück weiß augenblicklich seinen alten Platz im Stalle, und das schneeweiße Kätzlein, das auch mitgeht, streckt sich noch einmal so behaglich auf das braune, sonnige Geländer. Die Sennerin hat freilich keinen Herrn hier oben, aber der eigentliche Herr ist dafür — das „Viech". Das muß zuerst verpflegt und versorgt sein, bevor man an sich selber denken kann, und wenn der „Bua" heraufkommt am Samstag Abend, so muß er warten, bis Futter und Streu in Ordnung ist. Zuerst kommt das Vieh, dann kommen die Leute, — das ist nun einmal so hergebracht in der bäuerlichen Hierarchie. Wo man einen schweren Schlag Vieh auf die Almen treibt, — wie er sich z. B. aus der Kreuzung der Pinzgauer und Simmenthaler Rasse ergab, — da kommen sogar die Kühe zum Melken nicht an die Hütte, sondern die Sennerin muß ihnen nachgehen, wo sie eben weiden, und sie nimmt willig den Weg auf sich, um ihn den braunen Honoratioren zu ersparen.

Im Frühjahr, wenn die Herde zum erstenmal

ins Freie kommt, giebt es in der Regel ein gewaltiges Kampfspiel. Das drängt und stürmt hinaus, daß die Thüren des Stalles fast brechen; dann geht der Stier auf jedes einzelne Stück der Herde los und verteilt martialische Rippenstöße, um seine Meisterschaft nnd Autorität zu erhärten. Ist das geschehen, so fangen die Kühe untereinander zu kämpfen an, bis sich erwiesen hat, wer die Stärkste von ihnen ist, — wer „Hagmoar" ist, lautet der dialektische Ausdruck; diese erhält sodann als Leitkuh die Glocke, und ohne Widerstand fügen sich ihr die andern. In Tirol finden, wie mir von Augenzeugen solcher Kämpfe versichert ward, zahlreiche Wetten statt, wer Sieger wird; ganze Dorfschaften treiben ihr Vieh zu solchem Zwecke zusammen. Von der Berechnung, die in diesen braunen Köpfen steckt, von der Rivalität, kurz von dem individuellen Verhältnis, welches die einzelnen Tiere einer Herde zu einander suchen, giebt es bewunderungswürdige Proben; es kommen unbestreitbar gewisse Stimmungen zum Ausdruck, die mehr als Instinkt sind, in denen sich wirklich die „Tierseele" ausprägt. Einer wunderschönen, weißen Kuh in Egern hatte man ihr Kalb genommen; zwölf Stunden brüllte und klagte

sie ohne Unterlaß, daß man es bis ans andere Ufer des Sees hörte; nun lag sie müde und krank auf der Streu. Ich werde den Ausdruck der Teilnahme, fast könnte man sagen, des Verständnisses nie vergessen, mit dem die beiden Nachbarkühe das arme Tier behandelten, vor allem die eine, der man das eigene Junge gelassen. Ohne Unterlaß schmeichelten sie und leckten ihr Hals und Nacken, und die eine besonders drängte immer wieder ihr eigenes Kälblein hinüber, als wollte sie den Besitz desselben mit der Verwaisten teilen. Wenn man das hört, so mag es seltsam klingen; wer es gesehen hat, diesen Ausdruck in den großen, stummen Augen, — der konnte sich des Mitgefühls nicht erwehren. Die kluge Art gegenseitiger Hülfeleistung, die Sorgfalt aller übrigen, wenn einem Stück der Herde das mindeste zustößt, aber auch die boshaften Ränke, die man zuweilen unter jenen Vierfüßlern wahrnimmt, zeigen einen hohen Grad von Intelligenz. Manche haben eine ausgesprochene Feindschaft gegen einander und warten oft lange Zeit, bis der günstigste Augenblick kommt, um dem Gegner einen Schabernack zu spielen.

In der großen Meierei zu Kaltenbrunn, am

nördlichen Ende des Tegernsees, war ein gewaltiger Stier, Namens Tell, und zwei riesige Ochsen von achtzehn bis zwanzig Zentner Gewicht; die haßten einander auf den Tod. Es war der Groll, den die Depossedierten gegen den Regierenden besitzen; nie gingen sie ohne einen kleinen Stoß an einander vorüber. Doch auch der trotzige Tell lauerte schon lange auf eine passende Gelegenheit, um ein Exempel seiner Souveränität zu statuieren; da endlich war es einmal still und leer in dem großen Stall, nur der kleine Hüterbub war da, — fast alles Vieh war draußen auf der Weide. Jetzt riß sich Tell von seiner Kette los und steuerte pfeilgerade auf die beiden roten Ochsen zu. Mit einem kurzen Ruck schob er sie so zurecht, daß sie in ganzer Länge dicht am Barren standen, dann lud er sie von unten auf den gewaltigen Nacken und warf sie mit einem Stoße in den tiefen Futtertrog, wo sie hilflos auf dem Rücken lagen, — alle Viere in die Luft gestreckt. Noch ein Weilchen sah er vergnügt um sich und ging dann zurück an seinen gewohnten Platz, während die beiden fast eine halbe Stunde lang in der verzweifelten Situation verharrten, bevor es gelang, sie zu befreien.

Seit den letzten Jahren ist auch von Amtswegen und durch Vereine viel für die Hebung der Viehzucht geschehen; besonders tragen hiezu die großen Schaustellungen bei, die an besuchten Orten des Gebirges, in Tölz, in Miesbach, in Gmund, abgehalten werden. Sie gestalten sich überall zum farbenreichen, lebendigen Volksfest; von allen Seiten strömt die Landbevölkerung herbei, denn das Interesse, welches jung und alt dem schönen Vieh entgegenbringt, ist ein beispielloses. Die Viehzucht ist eben in den Bergen, wo der Getreidebau wenig gedeiht, die Grundlage des ganzen wirtschaftlichen Lebens; der Ehrgeiz der Nachbarn, der Stolz ganzer Dorfgemeinden wurzelt darin, und die Leute schauen gegenseitig ihr Vieh viel schärfer an, als sie sich selber betrachten. Wie es gefüttert und wie es geputzt ist, wie viel oder wie wenig, wie fett oder wie mager, das giebt den Maßstab für den gesamten Haushalt und Wohlstand des Bauern. Wäre heute eine Volksversammlung oder eine Versammlung von irgendwelchen Celebritäten in Gmund angesagt, es gäbe kaum halb so viel Leute, als sie jetzt „bei der Viechschau“ zusammenströmen.

Der dortige Platz für die Schau kann aber

auch nicht schöner gefunden werden; frei nach allen Seiten liegt der große Anger da, auf dem sich bald das fröhliche Tierleben entfaltet. Zur Rechten ruht spiegelglatt der See, in den das Schilf tief hineingewachsen, drüben schauen die Berge herein mit ihren breiten Wäldermassen, und vom blauen Himmel herab glänzt die Oktobersonne goldig und weich. Von allen Enden aber kommen sie schon gezogen, über den Fußsteig herab und über den Gmunder Berg, vom Schliersee und von Baierisch-Zell, von Miesbach und Wallenburg und dann von der Tölzer Seite, von Waakirchen und Reichersbeuern.

Welche prächtige Formen! Welche Kraft ruht in solchem Nacken, der nur widerwillig den Kranz von Blumen und grünem Reisig trägt! Jetzt legt er den Kopf zurück, der schwarze Stier; die geöffneten Nüstern schnauben und wittern; dröhnend hallt das Gebrüll ins Weite. So kommen sie herunter von den Höhen, zur Seite ein stämmiger Bursch, der sich zurücklehnt und das kurze Seil noch fester zieht, hinterdrein ein Mädchen im schmucken Mieder, auf dem Spitzhut die goldene Schnur, denn der heutige Tag ist Festtag. Sie war mit oben auf der Alm den ganzen Sommer

lang und kennt jedes Stück; ihrem Winke folgen sie geduldig.

Auf der andern Seite der Wiese stehen die Kühe mit den munteren Kälblein, um den Hals die hellen Glocken, die sie droben auf den Bergen getragen, und das alles wogt und klingt wie ein bunter Reigen ineinander.

Gegen neun Uhr ist der weite Anger dicht mit Menschen gefüllt, und in vier langen Reihen, nach Rang und Stand geordnet, stehen die braunen Preis-Kandidaten; das Volk hat sich in plaudernde Gruppen zerteilt, die „Kommission" aber wandert mit gravitätischer Miene von Stück zu Stück und zeichnet mit dem dicken Stift geheimnisvolle Hieroglyphen. „Kriegst was?" — ruft einer den andern an, wenn zwei Bauern an einander vorübergehen. „Was kann man sagen?" lautet die Antwort, „nix G'wiß's woaß man nit." Und dutzendmal hört man wohl rufen: „Aber schön, ja wunderschön", — „so a Vichei giebt's auf der Welt koan's mehr", — „da möcht ja unser Hergott abisteign und schaugn!"

Unterdessen hat sich auch das „Geschäft" bereits lebhaft entwickelt, denn aus allen Teilen des Hoch-

landes und selbst aus Schwaben und Franken sind zahlreiche Gutsbesitzer erschienen, die einige von den prächtigen Zuchttieren erwerben und mit nach Hause nehmen wollen. Doch auch der Bauer selbst ist seit etwa zehn Jahren von einem gewissen Handelsgeiste angesteckt, der ihm früher fremd war; jetzt ist Kaufen und Verkaufen seine höchste Lust, und wenn die Ware auch nicht weitergeht, wenn sie nur zwischen ihm und dem Nachbar bleibt. Aber jeder hat gern, wie der Ausdruck lautet, „so a bißel a Handelschaft."

Am lebhaftesten geht es natürlich an der kleinen Schenke zu, die im Freien improvisiert ist; auf den umgestürzten Fässern, auf den rasch gezimmerten Bänken, und vor allem im Gras sitzt alles bunt durcheinander, die Mädchen auf dem Schoße der Burschen; da wird gezecht und gejubelt, und manche Almenlieder, wie man sie droben im Sommer sang, werden wieder lebendig.

Und schön hoch is in Bergen,
Schön eben is im Land;
Und an almerisch Dirndl
Hat Holz bei der Wand!

Dort steht ein Senner und eine Almerin bei

einander in lebhaftem Gespräch; ihre Hütten sind nahe beisammen, — auf dem Wege, wo es zum Achenthal geht, — und jeden Tag im Sommer trafen sie sich oben am Grat; aber das alles ist eben zu Ende, wenn es im Spätherbst wieder zu Thale geht. Da wohnen die einen hüben und die andern drüben vom Berg, und nur selten führt ein Festtag die Menschen zusammen.

„Warum bist denn so traurig heunt, alter Hirsch?“ fragt die Sennerin den graubärtigen Gesellen, und in ihrem lachenden Munde blitzen die kleinen, blendenden Zähne. „Bist ja ganz hantig und kümmerli.“

Er aber öffnet traurig den Mund und erzählt, daß er sich vor kurzem in einem Anfalle von Zahnschmerz drei Vorderzähne herausgerissen, jetzt könne er nicht mehr pfeifen, und seitdem sei er ganz traurig geworden. Nächste Woche wolle er nach München fahren und für das „Wachstum“ neuer, künstlicher Zähne sorgen.

„Aber das ist ein teurer Spaß,“ fiel ich dem Manne ins Wort; ich stand dicht hinter ihm und konnte mir's nicht versagen, dieses moderne Ersatzgeschäft ein wenig zu kreuzen. Ein Senner, ein

„Stotz“ mit falschen Zähnen, das war ja der helle Widerspruch! Jener aber drehte sich gelassen um und musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen, dann fuhr er behaglich fort: „So, also teuer is's! Was kost's?“

Nur um ihn zu erschrecken, erwiderte ich: „Ja, etwa hundert Gulden.“ „No wenn's nit mehr is,“ erwiderte der Senn, „so viel hab i mir schon erspart, — dös wag' i! Denn wenn i nimmer pfeifen kann, na' is mei ganze Lustbarkeit dahin, und wennst nimmer lustig bist, na' hat ja 's Leben koan Wert!“

Doch das Gespräch ward plötzlich abgebrochen; eine junge Kalbin war ungeduldig geworden, daß sie da so lange stehen sollte an dem hölzernen Pfahl, und um ihre Flucht zu beschleunigen, riß sie den dicken Pflock mit aus der Erde und rannte damit quer durchs Feld. „Ja, die is noch so fromm, wie ein Lampl“, sprach der Stotz begütigend, als alles wieder in Ordnung war, „neben unserem großen Stier.“ Und dann erzählte er, wie er es trieb vom ersten Augenblick an, da er den Stall verließ. Wutschäumend ließ er sich auf die Kniee nieder und war nicht mehr in die Höhe

zu bringen; den ganzen Weg von daheim bis nach Gmund hatte er auf den Knieen rutschend gemacht, rechts und links den Boden mit den Hörnern durchwühlend; wer ihm begegnete, ging zwanzig Schritte bei Seite. „Ja," sprach der Senner mit einem vergeblichen Versuche zu pfeifen, „dös is a g'fahrli's Mannsbild."

Unterdessen war es Nachmittag geworden; die schweren Kühe lagen des Stehens müde im Grase, nur selten noch hallte eine Glocke; die Menschen aber hatten sich rings in Wirtshaus und Garten zerstreut, bis der Trompetenklang sie plötzlich zusammenrief. Die Preisverteilung sollte beginnen, eine tausendköpfige Menge drängte sich um die kleine Tribüne, welche ganz mit blauweißen, seidenen Fahnen geschmückt war. Da droben nun standen die Honoratioren des Tages und die großen Vertreter der Landwirtschaft aus der ganzen Umgegend; der Herr Präsident, der mit Extrapost von München gekommen war, verteilte selber die Preise, wie sie der Herr Lehrer von Gmund verlas. Eine schmale Gasse bildete sich in der dichten Menge, und mühsam wand sich der Sieger hindurch, den trotzigen jungen Stier an den Hörnern nach sich ziehend,

bis er vor die Tribüne gelangte. „Dank schön“ oder „Vergelt's Gott,“ sprach er mit lachendem Gesicht und rückte den Hut, während er die Fahne entgegennahm; es kam auch noch ein seidenes Beutelchen mit blanken Thalern oder „mit goldena Reichsfüchs“ hinzu, aber die meisten stutzten und zögerten, es anzunehmen; „dös braucht's nit,“ sprach einer treuherzig zum Präsidenten. Gar mancher strauchelte auf seinem Siegesgange, oder ward niedergerannt von dem ungeduldigen Tier; andere waren völlig verschwunden, als ihr Name zum Aufruf kam; sie hatten, den Triumph nicht ahnend, der ihnen beschieden war, eine feste Stellung hinter dem Maßkrug eingenommen, wo sie die Stimme des Ruhmes nicht erreichte. Statt ihrer kam dann ganz verlegen die junge Dirn, und wenn sie hübsch war, waren's die Leute auch zufrieden.

„Halt, Kutscher, halt,“ hörte man es draußen auf der Landstraße schreien, denn der Stellwagen fuhr eben vorbei, und seine Insassen wollten auch ein wenig von der Preisverteilung sehen. Im Nu stiegen sie dem gelben Wagen aufs Dach. „Hausknecht, bring mir a Maßl außi,“ rief der Kutscher vom Bock herab, und das war das sicherste Pfand

seines Verweilens. Eine wohlwollende Rede, die allen Ermunterung bot, schloß das lebensfrohe Fest; man hörte auch von denen, die nichts bekommen, nur wenig klagen und schelten. In solchen Fällen hilft sich der frische Sinn der Leute mit einem Witz. „Hast aa nix g'kriegt, Peter?" rief einer den andern an, doch der Peter erwiderte rasch gefaßt: „Ich schon, ich hab schon das vierte Paar Bratwürst und die dritte Maß Bier; nur grad mei Stierl hat nix kriegt."

Und schließlich ist der Beifall der Menge auch ein Preis, für welchen der Bauer vielleicht empfänglicher ist, als man es denkt, und an diesem Beifalle litt keiner Mangel. Auch nicht ein einziges, mittelmäßiges Stück war unter den Hunderten vorhanden, und die Matadore der Viehzucht, „der Woazinger" von Miesbach, „der Bermüller" von Wallenburg u. a. m. waren mit ihrer Elite auf dem Platze.

Das entscheidende Verdienst um die Hebung der Viehzucht in unseren Bergen hat übrigens der — Wirt von Gmund, ein Mann von jener rastlosen Energie, die um so sicherer zum Ziele führt, je seltener sie ist. Als ich ihn frug, wie er denn seiner-

zeit auf diese Neigung verfiel, da rückte er langsam den Stuhl zurecht und den vollen Krug und blinzelte mit den klugen Augen; dann erst begann er seine Erzählung.

Es war beinahe vor vierzig Jahren (1838), als der russische Kaiser in Tegernsee und in Bad Kreuth war; das Vieh, wie es damals von den Almen kam, gefiel ihm, und so wünschte er auch auf seinen großen Meiereien den sogenannten Miesbacher Schlag vertreten zu sehen. Alsbald wurden achtundfünfzig Stück aus allen Dörfern des Gebirges ausgewählt, die schönsten, die es gab, und mehrere Zillerthaler Bauern erboten sich, den Transport bis nach St. Petersburg zu leiten. In Rosenheim war der Sammelpunkt; von dort ging es auf dem Flosse nach Wien und von da zu Fuß über Warschau in die Zarenstadt. Die Kühe alle wurden mit zolldicken Eisen beschlagen, wie es sonst nur bei den Hufen der Pferde geschieht; man war gefaßt, daß wohl die Hälfte auf der langen Reise zu Grunde ginge; in allen Dörfern, die der Zug passierte, war er das Ereignis des Tages. Damals sah der halberwachsene Knabe zuerst jene prächtigen Tiere, und mit einer Art von Leidenschaft erfaßte er den

Gedanken: „so müssen einmal alle bei uns sein.“ Der Vater starb früh, und mit dem ersten Gelde, das sich der Sohn erspart, ging er ins Berner Oberland, um drei, vier Stücke zur Zucht zu holen.

Der Wirt that einen tiefen Zug und blinzelte wieder mit den klugen Augen; er schob das seidene Käpplein zurück, das er fast immer trägt; — man sah ihm an, daß er jetzt an die Schwierigkeiten dachte, mit denen er damals zu kämpfen hatte. Und so war es auch. Die Bauern wollten anfangs nichts von den Neuerungen wissen; sie meinten, der schwere Simmenthaler Schlag thue auf den steilen Almen nicht gut; die kleinen, roten Schecken, wie sie die Miesbacher Rasse bisher erzeugt, seien ganz recht für Unsereinen, denn nicht jeder brauche so schönes Vieh, wie es der Kaiser von Rußland sich ausgesucht.

Viele Tausende von Gulden kostete das Experiment, aber der kluge Wirt ließ sich dadurch nicht irre machen; es war einmal seine Leidenschaft, seine Passion, oder wie man es nun nennen mag, und da stand das Geld ja nicht in erster Reihe. Fast alljährlich zog er wieder in die Schweiz, mit schweren Rollen Napoleons in der Tasche; der Tag,

an dem er mit seiner stattlichen Herde von Holzkirchen zurückkam, war jedesmal ein Festtag für das stolze, alte Wirtshaus von Gmund.

Nach und nach hatten sich auch die klügeren unter den Bauern bekehrt; der Ertrag, den sie von ihrer Viehzucht gewonnen, war bald mehr als verdoppelt, und heute herrscht in der ganzen Gegend weit und breit ein Schlag, der den edelsten Schweizer-Rassen ebenbürtig ist. Fast alles, was im Leben des Volkes geschieht, sei es nun auf geistigem oder auf wirtschaftlichem Gebiete, beruht zuletzt doch meist auf individueller Initiative, auf der Inangriffnahme durch eine einzelne Persönlichkeit. Und so ist es auch hier der Fall; der ökonomische Wert der Viehzucht in dem kleinen Winkel zwischen Isar und Inn hat sich in den letzten Jahren bereits verdreifacht; es giebt Kühe im bairischen Oberlande, die ihre vier- bis fünftausend Maß Milch im Jahre geben; und dies alles ist nicht zum geringsten Teile das Verdienst eines einzelnen Mannes.

Allein wir haben nun mehr als genug geplaudert über dies vierfüßige Thema; wir müssen ein Ende machen, wenn auch der alte Senn, der nicht mehr pfeifen kann, uns noch hunderterlei

Geschichten zu erzählen hätte von seinen Erlebnissen, von allerlei Zaubermitteln und geheimnisvollen Sagen. Denn er ist jetzt bald sechzig volle Jahre „beim Viech", wie ein anderer „beim Militär" oder bei der Justiz ist, und da läßt sich manches erfahren.

„Sechzig Jahre," — sprach er mit einem Atemzuge, der tief aus der Brust kam, und rückte den grünen Hut, — „und was moanst, daß mei ganze Meinigung is, die i derhaust hab?"

„„No ja — so sag's!""

„Wenn man's so recht betracht," erwiderte er, „is 's Viech doch zehnmal besser, wie die Leut.".....

Eine Waldidylle im Winter.

(1871.)

Tief in den Bergen liegt ein Haus, in dem die Einsamkeit ihre unumschränkte Gewalt übt. Meilenweit dehnt sich der Tannenforst nach allen Seiten hin, wie grüne Mauern, die Felsen reichen fast bis an die steinerne Schwelle, und durch ihre schmale Kluft zieht der Waldbach dahin, hellgrün mit weißem Schaum, trotzig und ungestüm, wie es die Kinder der Wildnis sind. Die Forelle, die pfeilschnell durch die rauschenden Wellen schießt, der Vogel, der flatternd zwischen den Zweigen singt, und der mächtige Hirsch, dessen Schrei stundenweit aus den Tiefen des Waldes schallt, das ist das einzige Leben, das hier waltet, sorgenlos und ahnungslos, als stünde die

Schöpfung noch in ihren Kindertagen. Und mitten darinnen in dieser versunkenen Ruhe, in dieser menschenlosen Pracht steht das einsame Försterhaus, von breiten Balken und breiten Quadern gebaut, das mächtige lange Dach mit verwitterten Steinen bedeckt, von keiner Zierde umgeben, als von dem Grün, das die Natur verschwenderisch um Thür und Giebel rankte. Ein bärtiger Mann mit breiter Brust und hoher Gestalt ist hier der Gebieter; zu seiner Seite waltet das Weib mit den blauen Augen und den blühenden Wangen; blondlockige Kinder spielen über der Schwelle und zausen den Hund, der horchend in den Wald hinauslugt. Ihr Haus und ihre Schule, ihr Tempel und ihr Spielgerät ist der Wald, sie wissen kaum, daß draußen die Welt beginnt, sie wachsen heran, wie die Kinder im Märchen.

Das ist das einsame Jägerhaus in der Kaiserklause. Jetzt aber herrscht der tiefe Winter dort, und nur dort weiß man es, was dies Wort bedeutet, dies schneebelastete, eisigstille Wort, durch das ein Hauch hingeht, wie die Atemzüge eines Schlafenden.

Zwischen den Zweigen der Tannen liegt das Eis;

der letzte grüne Halm ist erstarrt, der Vogel duckt sich zu unterst in das Geäste. Über die pfadlosen Wege schreitet der Hirsch und nagt an den braunen, saftlosen Rinden; seine Glieder zittern, in den forschenden Augen steht eine Thräne, als wollt' er in stummer Hilflosigkeit die Natur verklagen. Immer gewaltiger, immer dichter fällt der Schnee, alles, was noch lebt, lebendig begrabend: so unerschöpflich, so grauenhaft sind die Massen, die sich langsam niedersenken. Unsichtbar und ungehört ringt jetzt ein tausendfaches Leben den Kampf ums Dasein. Die Pflanze, die fußhoch überschneit ist, liegt nicht in seligem Friedensschlummer; sie liegt nur in Ohnmacht, und bewußtlos vor Erschöpfung kämpft sie für ihre Zukunft, Millionen Keime erwachen niemals wieder. Unerbittlich schleicht das Raubtier um diese Zeit durch die Wälder, kein Laut, nur die Spur im Schnee, durch den es die Beute schleift, verrät seine List, und wo ein Tier vor Hunger starb, kreisen die Sperber über seiner Leiche. Aber das alles sieht kein Auge, kein Ohr vernimmt den letzten lebendigen Hauch, still, grabesstill ist der Winter in den Bergen. Nur der Wind allein saust des Nachts durch den Wald und schmettert

tausende von Stämmen zu Boden, daß es klingt wie ein fernes Schlachtgetümmel; man hört auf stundenweit das stöhnende Gekrach, dann wird es wieder stumm und ringsum die alte Grabesstille.

Das ist der Winter der Berge, und die Menschen, die mitten darin leben? Die Herrschaft der Naturgewalten ist so mächtig, so ausschließend und gebieterisch, daß man es fast vergißt, daß es noch Menschen giebt und eine Weltgeschichte, daß sie Reiche bauen, die selbst das Reich der Natur unterjocht haben.

Wir treten über die steinerne Schwelle des Forsthauses, die vom Eise starrt, und freudig winselnd grüßt uns der braune Hühnerhund. Wenn wir die Stubenthüre öffnen, dann strömt uns die heiße Luft entgegen; in einem Forsthaus darf man nicht frieren, und darum glüht uns der ungeheure grüne Ofen so trotzig an, als wollte er allein den Kampf mit dem Winter bestehen. Hinter der Thür hängt der Wettermantel des Försters, eine breite Bank läuft rings um die Wand, und schnarchend liegt dort der Jägerbursch, um von den Mühen seines Fanges zu ruhen. Auf der Strohdecke am Boden aber kauert der Dachshund und schnüffelt

mit verschlafener Neugier um sich, wenn das Holz im Ofen zu ungestüm knistert; dann legt er sich wieder aufs Ohr und träumt von seinen Heldenthaten, von den mächtigen Geweihen, die rings an der Wand hängen, von hohem Gestrüpp und vom Dunkel der Fuchshöhlen, aus dem ihm zwei zornige Augen und spitzige Zähne entgegendrohen. Man sieht, wie ihn der Traum erregt, wie er die Lippen emporzieht und das Gebiß zeigt. Neben ihm liegt sein treuer Gefährte, ein Jagdhund von hohem Wuchs und mächtiger Gestalt, der hat den Kopf sinnend auf die Pfoten gelegt und blickt uns mit treuen, forschenden Augen an.

Das Tagewerk des stillen Försterhauses im Winter ist eintönig und karg, nur ausnahmsweise, wenn die Massen von Schnee hartgefroren sind, daß sie die stärksten Lasten tragen, dann findet der Jäger über sie den Pfad und dringt bis an die Futterstätten des Wildes vor, die an den gedecktesten Plätzen des Waldes liegen.

Dorthin kommt das Rotwild gezogen, und schon von ferne sieht der Jäger die scheuen Rudel, die sich herandrängen, wenn er den Hafer oder andere Nahrung aufschüttet; allein nur die stärksten Hirsche

kommen in ihren Besitz, das Rehwild und die jüngeren Tiere werden mit unbarmherziger Kraft verdrängt. Auch die Holzarbeit wird im Winter betrieben; nicht die Fällung der Bäume, sondern nur die Herbeischaffung der ungeheuren gefällten Stämme, denen der Schnee die steilen Wege ebnet, während er sie allen ringsumher verschließt. Mit lawinenartiger Gewalt stürzen tausende von Klaftern zu Thal, die Holzknechte, die das lebensgefährliche Amt versehen, wohnen in den sogenannten Winterstuben, und wochenlang sehen sie kein menschliches Angesicht, als wenn der Förster kommt, um nachzuschauen. Auch die Jagd ist in solcher Zeit beschränkt, denn der Frost ist der wilde Jäger, dessen unsichtbarer Pfeil die scheuen Tiere ins Herz trifft. Deshalb stellt man fast nur dem Raubwild nach; dem Marder, der tiefgeduckt auf Beute geht, und den Füchsen, die um den Schmaus des verendeten Rehes streiten, werden mörderische Fallen gelegt; auch Geierfeder steht gut zum grünen Hute. Dazwischen flattert wohl einmal das scheue Schneehuhn über den Weg, und den Schuh mit eisernen Hacken bewaffnet, trägt der Jäger die leichte Beute über der Schulter heim.

So finden wir heute den Herrn des Hauses, in dessen Stube wir in Gedanken eingetreten sind. Er hat den Mantel abgelegt und sich niedergelassen am eichenen Tisch, über dem Ofen sind auf Sperrhölzern die kostbaren Felle zum Trocknen ausgespannt. Noch ist es kaum vier Uhr nachmittags, und doch beginnt schon die tiefe Dämmerung; nur mühsam sehen die Kinder, tief über den Tisch gebeugt, noch die Gestalten in ihrem Buch. Es sind Husaren und Dragoner; das Spielzeug, mit dem sie tändeln, sind Bleisoldaten. Fremde Kinder haben sie im Sommer zurückgelassen.

Der Alte aber streckt behaglich die Glieder und plaudert mit einem von seinen Jägerburschen; aber nicht von dem Adler, den er heute über dem Kahr emporsteigen sah, er spricht vom Kriege, vom deutschen Kaiser sprechen sie in der Kaiserklause.

Wie es wohl draußen gehen mag? Zwei von den jüngsten Gehilfen sind mit im Felde; sie waren von jeher die verwegensten auf den Felsenspitzen, sie stiegen den Gemsen nach über den steilsten Grat, dem Wilddieb, wenn er langsam am Abgrund hinzog; jetzt hat sie der Kampf unter die Fahnen geführt. Bis ins ferne Thal, bis an die letzte

Scholle des großen Reiches drang ja der Krieg und der Ruf zur Heeresfolge, und so nahmen sie ihren Stutzen auf und zogen hinaus in die Welt; auch draußen blieben sie bairische Jäger. Der eine von ihnen ist tot, er ist in Bazeilles verbrannt unter den rauchenden Trümmern; vom andern fehlt jede Kunde.

So lange im Sommer noch einzelne Fremde kamen, erfuhren sie drinnen im Försterhaus wohl manches aus dem Felde, alle Tage brachte ein Bote das Zeitungsblatt; aber nun, nun ist die Welt da draußen wie abgeschnitten und so ferne liegend, als ob sie tausende von Meilen weit weg läge.

Die letzte Zeitungsnummer, die auf dem Tisch liegt, ist mehr als drei Wochen alt.

Der Förster zündet die Lampe an, tiefe Stille herrscht in der Stube, die Kinder beginnen schläfrig zu werden, und draußen schlägt das Flockengewirbel an die Scheiben.

Wie seltsam wird es dem breiten bärtigen Mann zu Mute, mitten in dieser großen Zeit, und doch so mitten in der Einsamkeit, ohne Kunde von dem, was die Weltgeschichte unterdessen gethan, ohne Ahnung, wer lebt und wer gestorben ist, ganz

[illegible] ganz [illegible] von dem gewaltigen Zusammenballung der Dinge, von dem mächtigen Strome der Zeit, von dem die Millionen getragen werden!

Wie ein kleiner [illegible] des Geschehens in seinen [illegible] lag, und nimmermehr rückt er heraus in das, was dort geschehen mag und noch geschehen wird. Er weiß, daß die [illegible] [illegible], aber keine Kunde kommt in die stille Schlucht, keine Kunde, ob Sieg oder Tod den deutschen Fahnen folgt. Sie ahnen es nicht, daß unterdessen das Reich erstanden ist, daß ein Kaiser darüber waltet, daß Paris mit gebundenen Händen den Deutschen ausgeliefert ward.

Dicht vor seinem Hause steigen die Felsenwände des Sonnwendjochs empor, [illegible] Fuß hoch, [illegible] und [illegible], eine Welt, die nur für den Gedanken der Ewigkeit und nicht für die großen Geschicke der Zeit geschaffen scheint. Und auf beiden Seiten, wo der Weg zu Thale führt, stehen Mauern von Schnee, haushoch und meilenweit. Der mühsame Pfad, den Menschenhände sich gebahnt, um den Menschen zu erreichen, wird in einer Nacht verschneit, kein Fuß darf es wagen, über die dünne Decke zu schreiten, ohne daß ihn plötzlich das eiskalte Grabtuch einhüllt und erstickt.

Der nächste Ort, der an der Kaiserklause liegt, ist das kleine Kirchdorf Schliersee, der Weg dorthin führt über den Spitzingpaß, allein er ist während des tiefsten Schnees nicht zu wagen. Nach Tegernsee sind es etwa vier Stunden; im Anfange wird die Bahn mit ungeheurer Mühe offen gehalten, allein fast jeden Winter zählt man zwei bis drei Monate, wo auch hier der Verkehr vollständig unterbrochen ist.

Wie mag es draußen wohl gehen im Krieg? Die stille Stube ist ohne Antwort auf diese Frage, die alte Wanduhr zählt die Minuten so langsam, wie sie's im tiefsten Frieden that. Und doch zuckt heute nur ein Gedanke über den Erdkreis, alle Völker sind erschüttert von der großen Kunde — Paris hat heute kapituliert.

Wie ein elektrischer Schlag fiel dies Wort in die großen Massen; Paris, die Königin der Erde, kam vor den schlichten deutschen Meister, es warf sich vor ihm auf die Kniee und rief um Erbarmen. Alle Städte in Deutschland zogen die Flaggen auf, Ströme von Menschen fluteten gegen einander, die Glocken riefen es tönend ins Land hinaus. Und nun erst in Frankreich selber! Es war der letzte

wie ihm der Hund die breiten Tatzen aufs Knie legte, wie nach und nach die Kinder in Schlummer fielen.

Noch ehe es neun Uhr schlug, ward die Lampe gelöscht, und totenstille ward es im stillen Haus.

Es mochte 3 Uhr nach Mitternacht sein, ein stechender Frost zog den Schnee zusammen; da tönte mit einmal in der Nähe des Hauses ein Schuß. Der Förster fuhr empor; wie wäre es möglich, daß ein Menschenkind des Nachts durch diese Wüste zöge; er horchte auf, er blickte durch das mondhelle Fenster, und siehe da, es war in der That eine schlanke Gestalt, die vorsichtig über den Schnee hin tastete, die Füße mit hölzernen Reifen gesichert, wie man sie im Gebirge zur Winterszeit trägt, um sich vor der Gefahr des Versinkens zu sichern.

Bald pochte es sachte unten ans Thor, und als der Förster hinabstieg, stand ein Jägerbursch von Schliersee vor ihm, der den Hut lüftete und ihm lachend entgegenrief: „Paris hat kapituliert!“ Gegen Nachmittag war die Nachricht ins Dorf gelangt, und sein Herr in Schliersee wollte sich's nicht versagen, seinem eingemauerten Kollegen

die kostbare Botschaft zuzustellen. Er frug, wer den Mut hätte, über den Spitzing emporzusteigen, und siehe da, der jüngste und leichteste war bereit, das Wagestück zu unternehmen. Gegen Mitternacht, wo der Schnee sich härtet, schlich er davon wie ein Spion, der es versucht, in eine eingeschlossene Veste zu dringen; er hörte unterwegs, wie das Eis am Spitzingsee zerborst, wie der Frost die Tannen niederwarf; mitten durch das unheimlich-wilde Leben, durch den Totenspuk der Winternacht drang er vor, klafterhoch über der Straße, auf der er im Sommer dahinzog, bis das kleine, schlafende Försterhaus endlich in Sicht kam. Da schoß er im Jubel die Büchse ab; sein Schutzpatron, meinte er, habe ihm diesmal wohl beigestanden auf dem gefahrvollen Pfade, und solche Botschaft sei einen Freudenschuß wohl wert.

So sprach der flinke, siebzehnjährige Bursche; das blaue, feurige Auge des Försters aber erglänzte, er hatte von kämpfenden Soldaten geträumt, und nun stand der Bote des Sieges auf seiner Schwelle.

Natürlich wollte er ihn über Nacht nicht mehr von hinnen lassen, aber der Junge drängte; wenn der Tag beginnt, wird der Schnee wieder weich,

die Nacht ist die rechte Zeit zu solcher Wanderschaft. Darum zog er denn fröhlich dahin; sein ferner Jodler verhallte über dem Schnee. So kam die Kunde von dem großen deutschen Sieg in den fernsten Winkel des deutschen Vaterlandes, und auch hier fand sie leuchtende Augen, offene Arme und treue Herzen.

Wintertage im bairiſchen Hochland.

(1874.)

Nicht ſtill und friedlich wie ein langgewohnter legitimer Gebieter zieht der Winter ein in die Berge, ſondern als Uſurpator, der überall wilden Aufruhr ſchafft, der ſich im Sturme ſeine Macht erobert. Es iſt kein ruhiges Entſchlummern der Natur, es iſt ein Sterben mit aller Härte, die das Wort beſitzt, tauſendfaches Leben muß getötet, muß gebrochen werden, ehe er ſiegt, und welches Leben ergiebt ſich ohne Kampf?

Darin liegt das dramatiſche, das tragiſche Moment, das dieſes große Schauſpiel der Natur ſo ergreifend macht.

Faſt unmittelbar, ehe der erſte Schnee kommt, wird es noch einmal warm und milde, ein rauſchen-

So finden wir heute den Herrn des Hauses, in dessen Stube wir in Gedanken eingetreten sind. Er hat den Mantel abgelegt und sich niedergelassen am eichenen Tisch, über dem Ofen sind auf Sperrhölzern die kostbaren Felle zum Trocknen ausgespannt. Noch ist es kaum vier Uhr nachmittags, und doch beginnt schon die tiefe Dämmerung; nur mühsam sehen die Kinder, tief über den Tisch gebeugt, noch die Gestalten in ihrem Buch. Es sind Husaren und Dragoner; das Spielzeug, mit dem sie tändeln, sind Bleisoldaten. Fremde Kinder haben sie im Sommer zurückgelassen.

Der Alte aber streckt behaglich die Glieder und plaudert mit einem von seinen Jägerburschen; aber nicht von dem Adler, den er heute über dem Kahr emporsteigen sah, er spricht vom Kriege, vom deutschen Kaiser sprechen sie in der Kaiserklause.

Wie es wohl draußen gehen mag? Zwei von den jüngsten Gehilfen sind mit im Felde; sie waren von jeher die verwegensten auf den Felsenspitzen, sie stiegen den Gemsen nach über den steilsten Grat, dem Wilddieb, wenn er langsam am Abgrund hinzog; jetzt hat sie der Kampf unter die Fahnen geführt. Bis ins ferne Thal, bis an die letzte

Scholle des großen Reiches drang ja der Krieg und der Ruf zur Heeresfolge, und so nahmen sie ihren Stutzen auf und zogen hinaus in die Welt; auch draußen blieben sie bairische Jäger. Der eine von ihnen ist tot, er ist in Bazeilles verbrannt unter den rauchenden Trümmern; vom andern fehlt jede Kunde.

So lange im Sommer noch einzelne Fremde kamen, erfuhren sie drinnen im Försterhaus wohl manches aus dem Felde, alle Tage brachte ein Bote das Zeitungsblatt; aber nun, nun ist die Welt da draußen wie abgeschnitten und so ferne liegend, als ob sie tausende von Meilen weit weg läge.

Die letzte Zeitungsnummer, die auf dem Tisch liegt, ist mehr als drei Wochen alt.

Der Förster zündet die Lampe an, tiefe Stille herrscht in der Stube, die Kinder beginnen schläfrig zu werden, und draußen schlägt das Flockengewirbel an die Scheiben.

Wie seltsam wird es dem breiten bärtigen Mann zu Mute, mitten in dieser großen Zeit, und doch so mitten in der Einsamkeit, ohne Kunde von dem, was die Weltgeschichte unterdessen gethan, ohne Ahnung, wer lebt und wer gestorben ist, ganz

verlassen, ganz entrückt aus dem gewaltigen Zusammenhang der Dinge, aus dem mächtigen Strome der Zeit, von dem die Millionen getragen werden!

Wie ein Traum klingt das Geschehene in seinen Gedanken nach, und traumhaft blickt er hinaus in das, was jetzt geschehen mag und noch geschehen wird, er weiß, daß sie Paris belagern, aber keine Kunde kommt an die stille Stätte, keine Kunde, ob Sieg oder Tod den deutschen Heeren folgt. Sie ahnen es nicht, daß unterdessen das Reich erstanden ist, daß ein Kaiser darüber waltet, daß Paris mit gebundenen Händen den Deutschen überliefert ward.

Dicht vor seinem Hause steigen die Felsenwände des Sonnwendjochs empor, 7000 Fuß hoch, grabesstumm und tot, eine Welt, die nur für den Gedanken der Ewigkeit und nicht für die großen Geschicke der Zeit geschaffen scheint. Und auf beiden Seiten, wo der Weg zu Thale führt, stehen Mauern von Schnee, klaftertief und meilenweit. Der mühsame Pfad, den Menschenhände sich gebahnt, um den Menschen zu erreichen, wird in einer Nacht verschneit, kein Fuß darf es wagen, über die dünne Decke zu schreiten, ohne daß ihn plötzlich das eisigkalte Grabtuch einhüllt und erstickt.

Der nächste Ort, der an der Kaiserklause liegt, ist das kleine Kirchdorf Schliersee, der Weg dorthin führt über den Spitzingpaß, allein er ist während des tiefsten Schnees nicht zu wagen. Nach Tegernsee sind es etwa vier Stunden; im Anfange wird die Bahn mit ungeheurer Mühe offen gehalten, allein fast jeden Winter zählt man zwei bis drei Monate, wo auch hier der Verkehr vollständig unterbrochen ist.

Wie mag es draußen wohl gehen im Krieg? Die stille Stube ist ohne Antwort auf diese Frage, die alte Wanduhr zählt die Minuten so langsam, wie sie's im tiefsten Frieden that. Und doch zuckt heute nur ein Gedanke über den Erdkreis, alle Völker sind erschüttert von der großen Kunde — Paris hat heute kapituliert.

Wie ein elektrischer Schlag fiel dies Wort in die großen Massen; Paris, die Königin der Erde, kam vor den schlichten deutschen Meister, es warf sich vor ihm auf die Kniee und rief um Erbarmen. Alle Städte in Deutschland zogen die Flaggen auf, Ströme von Menschen fluteten gegen einander, die Glocken riefen es tönend ins Land hinaus. Und nun erst in Frankreich selber! Es war der letzte

Stoß in das gefolterte ſtolze Herz des Landes, von der Nordſee bis an die Buchten des Mittelländiſchen Meeres widerhallte der verzweifelte Ruf: „Paris iſt gefallen!“

Sein Echo ging noch weiter, blitzſchnell trug es der zündende Funke ſelbſt durch die Tiefen des Weltmeeres, alle Elemente wurden die Genoſſen und die Boten unſeres Ruhms. Alle wußten es, alle jubelten oder knirſchten, das Fieber, in dem die Welt an dieſem Tage lag, iſt ohne Gleichnis in der Geſchichte.

Und nur in der ſtillen Stube ahnten ſie nichts ſeit langen bangen Wochen, die alte Wanduhr tickte und ſchlug und wußte nicht, welche Stunde ſie geſchlagen hatte, welches Verhängnis ſich erfüllt. Wenige Meilen jenſeits des kleinen Förſterhauſes feierten ſie ſchon das Siegesfeſt, jeder Bauer im Dorf wußte die Kunde, bis dorthin war ſie gedrungen, dann aber mußte ſie ſtillſtehen vor den unüberwindlichen weißen Mauern, über die nur die Schwinge des Vogels den Weg findet.

Wenn der Schneehimmel gegen Abend ſich lichtet, brechen vereinzelt die flimmernden Sterne durch und funkeln über der eiſigen Todesruhe;

zwischen den Zinken des Sonnwendjoches steigt die kalte, glänzende Sichel des Mondes empor.

Dann tönt es, als ob man in der Ferne den verlorenen Klang des Abendläutens vernähme, oder ist's eine Täuschung, ist's nur der Wind, der mit dem klingenden Demantgeschmeide des Waldes spielt?

Der Förster streift mit der Hand über die Scheiben und lugt empor, aber die funkelnden Sterne sind stumm. Und doch sind es dieselben Sterne, die über dem Jubel der nordischen Hauptstadt glänzten, über der Verzweiflung von Paris, über der Krone des neuen Reiches; die Sterne, die unveränderlich und geheimnisvoll über dem Wandel der Weltgeschichte stehen.

„Es wird heute eine eisige Nacht!" sagt der Förster gedankenvoll. „Wenn es so weitergeht, erstarrt der Schnee so hart, daß er wohl die Last eines Menschen trägt. Dann mag es einer von den Burschen wagen und nach Schliersee hinuntergehen, damit wir hören, wie es draußen steht; die lange Einsamkeit ist entsetzlich."

So sprach der Förster. Der gewaltige Bart fiel ihm über die Brust hinab, und in geduldiger Langmut sah er zu, wie die Minuten verstrichen,

wie ihm der Hund die breiten Tatzen aufs Knie legte, wie nach und nach die Kinder in Schlummer fielen.

Noch ehe es neun Uhr schlug, ward die Lampe gelöscht, und totenstille ward es im stillen Haus.

Es mochte 3 Uhr nach Mitternacht sein, ein stechender Frost zog den Schnee zusammen; da tönte mit einmal in der Nähe des Hauses ein Schuß. Der Förster fuhr empor; wie wäre es möglich, daß ein Menschenkind des Nachts durch diese Wüste zöge; er horchte auf, er blickte durch das mondhelle Fenster, und siehe da, es war in der That eine schlanke Gestalt, die vorsichtig über den Schnee hin tastete, die Füße mit hölzernen Reifen gesichert, wie man sie im Gebirge zur Winterszeit trägt, um sich vor der Gefahr des Versinkens zu sichern.

Bald pochte es sachte unten ans Thor, und als der Förster hinabstieg, stand ein Jägerbursch von Schliersee vor ihm, der den Hut lüftete und ihm lachend entgegenrief: „Paris hat kapituliert!“ Gegen Nachmittag war die Nachricht ins Dorf gelangt, und sein Herr in Schliersee wollte sich's nicht versagen, seinem eingemauerten Kollegen

die kostbare Botschaft zuzustellen. Er frug, wer den Mut hätte, über den Spitzing emporzusteigen, und siehe da, der jüngste und leichteste war bereit, das Wagestück zu unternehmen. Gegen Mitternacht, wo der Schnee sich härtet, schlich er davon wie ein Spion, der es versucht, in eine eingeschlossene Veste zu dringen; er hörte unterwegs, wie das Eis am Spitzingsee zerborst, wie der Frost die Tannen niederwarf; mitten durch das unheimlich-wilde Leben, durch den Totenspuk der Winternacht drang er vor, klafterhoch über der Straße, auf der er im Sommer dahinzog, bis das kleine, schlafende Försterhaus endlich in Sicht kam. Da schoß er im Jubel die Büchse ab; sein Schutzpatron, meinte er, habe ihm diesmal wohl beigestanden auf dem gefahrvollen Pfade, und solche Botschaft sei einen Freudenschuß wohl wert.

So sprach der flinke, siebzehnjährige Bursche; das blaue, feurige Auge des Försters aber erglänzte, er hatte von kämpfenden Soldaten geträumt, und nun stand der Bote des Sieges auf seiner Schwelle.

Natürlich wollte er ihn über Nacht nicht mehr von hinnen lassen, aber der Junge drängte; wenn der Tag beginnt, wird der Schnee wieder weich,

die Nacht ist die rechte Zeit zu solcher Wanderschaft. Darum zog er denn fröhlich dahin; sein ferner Jodler verhallte über dem Schnee. So kam die Kunde von dem großen deutschen Sieg in den fernsten Winkel des deutschen Vaterlandes, und auch hier fand sie leuchtende Augen, offene Arme und treue Herzen.

Wintertage im bairiſchen Hochland.

(1874.)

Nicht ſtill und friedlich wie ein langgewohnter legitimer Gebieter zieht der Winter ein in die Berge, ſondern als Uſurpator, der überall wilden Aufruhr ſchafft, der ſich im Sturme ſeine Macht erobert. Es iſt kein ruhiges Entſchlummern der Natur, es iſt ein Sterben mit aller Härte, die das Wort beſitzt, tauſendfaches Leben muß getötet, muß gebrochen werden, ehe er ſiegt, und welches Leben ergiebt ſich ohne Kampf?

Darin liegt das dramatiſche, das tragiſche Moment, das dieſes große Schauſpiel der Natur ſo ergreifend macht.

Faſt unmittelbar, ehe der erſte Schnee kommt, wird es noch einmal warm und milde, ein rauſchen-

der Föhn geht durch die Luft, die blau ist wie der Himmel des Südens. Dies Zeichen ist fast untrüglich; „morgen giebt's Schnee!“ sagt der Bauer und beschleunigt sein Tagewerk.

Und er hat recht. Denn wenn wir nun morgen erwachen, dann ist der Himmel bleischwer und grau, Nebelwolken umhüllen die Gipfel der Berge, und schauerlich schwarz sind unter ihrem Druck die breiten Tannenwälder, die den See umsäumen. Ein eisiger Hauch zieht über das düstere Bild; aber noch ist alles stumm und regungslos — noch eine Stunde lang — noch wenige Minuten, dann wachen die Lebenskräfte auf, die in dieser Düsternis verborgen sind — der Kampf beginnt.

Wie mit rasendem Stoße bricht der Sturmwind hervor aus dieser finsteren Umwölkung, dort ist die Werkstatt der grollenden Geister; das heult und jauchzt über den See herüber, daß die Wogen mit weißen Kämmen sich bäumen, daß es am hellen Tage dunkel wird. Und nun fängt es auf einmal zu schneien an, die brütende Stille und der brausende Sturm sind aufgelöst in ein tausendfältiges flockiges Gewirr — der Schnee, unermeßlicher Schnee beginnt.

Stunde um Stunde, Tag und Nacht, ohne Ende und Unterlaß sinken die weißen Massen, schon am nächsten Morgen ist kein Pfad mehr sichtbar, und so geht es weiter; wie die Flut bei Überschwemmungen steigt und wächst, wächst der Schnee über der armen Erde; die Bäume brechen, die Dächer stöhnen und können ihn nicht mehr tragen.

Der Mensch aber sitzt schlaflos in seiner Kammer und lauscht dem Sturm; wie mag es jetzt erst brausen auf dem Meer? Das ist derselbe Nord, der gestern noch die Wogen des Oceans emporgetürmt, und heute jauchzt er um die Felsenzacken der Berge und legt in ihren verborgenen Klüften die Grüße und das Geheimnis des Meeres nieder.

Eine volle Woche lang wütet dieser Kampf der Elemente; immer neuer Schnee, immer neuer Sturm; haushoch steigen die weißen Mauern, und die niedere bleierne Luft lastet darauf wie der Deckel auf einem ungeheuren Sarge. Wird es nochmals gelingen, ihn zu sprengen oder zu lüften? Nein! heult der Sturm, der über die weiße Fläche jagt und mit Riesengewalt den Deckel niederhält, bis das zuckende sträubende Leben, das drunten im Schnee sich regt, verhaucht ist. All dies leise

Wimmern und Stöhnen wird von seinem Geheul übertönt; Hekatomben müssen zu Grunde gehen, ehe der Winter in den Bergen siegt.

So kommt der siebente Tag, daß es ohne Unterlaß schneit und stürmt; da endlich tritt die Ruhe ein, der Wind verstummt, der Himmel, der so niedrig war, daß man sich unter ihm schier bücken mochte, beginnt sich wieder hoch und luftig zu wölben — das erste Blau, die erste Sonne glänzt; aber drunten liegt eine stumme schneebegrabene Welt!

Es ist vollbracht! Der Winter hat seine Herrschaft erobert, und nun ist sie sein eigen; schweigend trägt die Natur sein Joch, in stummer Ergebenheit fügen sich ihre Geschöpfe seiner grausamen Macht über Leben und Tod.

So zieht der Winter ein in die Berge.

Erst jetzt tritt auch der Mensch vor seine Thür und sucht sich wieder den Weg ins Freie; denn während jener Sturmeswoche sah die Welt wie entvölkert aus, tagelang sah man niemand auf der pfadlosen Straße, der Bauer schloß sich in sein Gehöfte ein, wo die Weiber in der Stube spannen und die Männer auf der Tenne droschen, daß der

Wind den einförmigen Taktschlag über den See trug. Jetzt aber gilt es vor allem, wieder den Weg zu bahnen; groß und klein, alt und jung geht an die Arbeit, und als könnt' es nicht anders sein, legt' ich die Feder weg und griff zur Schaufel, wie die Nachbarn mit ihren Dirnen und Knechten.

Die erste und schwerste Arbeit muß der Schneepflug thun, der mit acht, oft mit zwölf Pferden bespannt ist; bisweilen kommt es auch vor, daß zwanzig bis dreißig der stärksten Rosse zusammengetrieben werden, die nun bis an die Brust den Schnee durchwaten müssen und so eine Bahn ausstampfen, die dann erweitert und verbessert wird.

Ununterbrochen ist nun der Himmel klar und blau, kein Schnee fällt mehr, denn der härteste Frost beginnt, und so ist in einigen Tagen wenigstens die Bahn zwischen den nächsten Dörfern, die eine Stunde weit im Umkreis liegen, fertig. Der Bauer aber steht unter der Thür und reibt sich lachend die Hände: „Heut is kalt, dös is g'scheid; da friert's meine Knecht' recht, wenn s' nit arbeiten mögen."

Mitten in diese Zeit fällt ein Fest, dem ich niemals anzuwohnen versäume, und das zu den

originellsten im bairischen Hochland gehört; das ist der Jahrtag der Holzknechte in Dorf Kreuth.

Im langen Zuge durch den tiefgegrabenen Schnee, mit den lustigen Musikanten voran, steigen die Festgenossen zu dem kleinen beschaulichen Kirchlein hinan. Graue uralte Männer, die vor sechzig Jahren das kühne Handwerk begonnen haben, gehen bei demselben mit oder nehmen wenigstens an der kirchlichen Feier Anteil, mit welcher das Fest eröffnet wird. In dem solennen Hochamt, das der Herr Pfarrer abſingt, wird zuletzt der Genossen gedacht, die im vergangenen Jahre verunglückt sind; dann erst beten die Lebendigen, daß es ihnen nicht desgleichen ergehe.

Den Vorsitz bei dem festlichen Mahle führen die „Herren vom Forstamt", die aus der ganzen Umgegend an diesem Tage zusammenkommen. Ihre Uniform ist die graue Joppe, ihre Dienstmütze ist oft nur der grüne Hut mit dem Gemsbart; ihnen gebührt die Repräsentation beim Feste. Im ganzen kann man nicht behaupten, daß diese Behörde den Gebirgsbewohnern gerade sympathisch ist, weil sie den Wald zu geschäftsmäßig und die Wildschützen zu gebieterisch traktiert; für die Holzknechte aber, deren

Oberbehörde das Forstamt bildet, ist eine größere Verehrung derselben unvermeidlich. Diese müssen wenigstens offiziell dafür schwärmen, ähnlich wie die Soldaten für ihren Hauptmann.

In der Auswahl der Gäste verfährt man sehr liberal, denn es ist jedermann unbenommen, seine bessere Hälfte (worunter nicht bloß die Ehehälfte begriffen wird) mitzubringen. Zwischen jedem Gang des Mahles kommt ein Tanz, und wenn das Mahl zu Ende geht, kommen die Toaste. Wie gegen Abend jedes Fieber zunimmt, so auch das Festfieber, d. h. jene erregte Jubelstimmung, die alle gewöhnlichen Naturen bei außergewöhnlicher Gelegenheit ergreift. Die Holzknechte sind ohnedem gar feurige Seelen, und wenn auch kein Öl, so wird doch ohne Unterlaß Bier und Branntwein ins Feuer gegossen.

Zahllose Trutzlieder, in welchen sich die Gegner Injurien entgegenjodeln, erklingen.

Nach dem Gebetläuten wird das Gedränge in dem kleinen Saal immer dichter, ein gewisses Geräusch geht durch die Reihen, man fühlt, daß ein Ereignis sich vorbereitet. Worin dies besteht, werden wir baldigst inne, denn mit einemmal verfinstert

sich die Luft, und an der Wand gewahren wir ein buntes Transparent, auf dem die Holzknechte Gott und ihren Vorgesetzten Dank sagen.

Auf Oberbairisch gebietet einer der Anwesenden: „Silentium!" und nachdem dasselbe insoweit eingetreten, als es überhaupt herstellbar ist, hält derselbe eine vortreffliche Anrede, die als Kommentar zu dem beleuchteten Motto dient.

Der Redner aber war ein Bauer in der Nähe von Kreuth, Joseph Glockner mit Namen; bei den Seinen heißt er nur der Pointer-Sepp, und sein Verstand hat einen weitverbreiteten Ruf.

Alles horchte, und als die offiziellen Ehren erwiesen waren, da erklärte er mit lauter, fast erregter Stimme, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, und begann zu sprechen von dem großen geeinigten Vaterland, dessen man auch im letzten Winkel der Berge gedenken, dem auch der letzte Mann dahier mit vollem Herzen gehören solle. Und dann erhob er den schweren steinernen Krug und brachte ein Hoch aus auf das deutsche Reich!

Ich habe manche erschütternde Scene gesehen in jenen großen Tagen, da die Würfel um Sein und Nichtsein uns fielen, da das Gefühl des Einzelnen

getragen war vom Gefühl der Millionen; aber ich weiß es wahrlich nicht, ob einer dieser Augenblicke ergreifender war als der, den wir hier erlebten. Mitten in dieser Wildnis, in diesem meilenweiten Grab von Schnee, unter diesen rauhen riesigen Gestalten taucht der eine große Gedanke empor, der aus den Wogen der Nordsee rauscht, in dem sich die vierzig Millionen zusammenfanden.

Die Musik begann zu spielen; aber kein Jodler war es diesmal, es war die „Wacht am Rhein", und die wilden Burschen in Kreuth im grünen Hut und groben Nagelschuhen, die damals über den Rhein gezogen, sangen sie mit, daß die Scheiben bebten. Draußen über dem Schnee glitzern die Sterne, silbern glimmt der Mond über den Bergen: „Hoch, hoch!" und noch einmal „hoch!" klang es hinaus in die Winternacht.

„Der Schlitten geht — der Weg ist auf!" das ist die Losung, die nun jauchzend weit und breit erschallt, und auch die Honoratioren des Ortes waren darauf bedacht, das freudige Ereignis festlich zu begehen. Eine große Schlittenfahrt nach Kreuth schien auch ihnen das beste.

Beim Abendtrunk in beschaulicher Stille, wo's

20 Grad Reaumur in der Stube hat, da ist der rechte Ort, um solche Gedanken auszubrüten; um Mitternacht ist der Plan gereift, und die Frauen geben gerne ihren Konsens, denn wenn sie auch sonst vom „Recht“ nichts wissen wollen, so ist doch das Schlittenrecht ein schöner Brauch. Nur für die Beschaffung des nötigen Fahrzeugs war jetzt noch zu sorgen!

„O ja, dös geht ganz gut,“ sprach der erste Kutscher, an den wir uns wendeten, ob er uns fahren wolle, „aber Roß' hab' i halt keine, die sind auf acht Tage lang draußen im Holz.“ So gingen wir zum zweiten. „O ja,“ sprach der, „dös laßt sich schon machen, aber kein Schlitten hab' ich halt, der is mir schon seit 15 Jahr derbrochen.“

Das Schicksal schien sich verschworen zu haben wider uns, doch „Honoratioren“ ergeben sich dem Schicksal nicht so schnell, und was der erste oder zweite nicht hat, das kann ja wohl der dritte bringen.

Der saß behäbig und breit hinterm eichenen Tisch, als wir zu ihm in die glühende Stube traten. „Was wollts?“ rief er im drohenden Baß, ohne die Hand zu regen.

„Fahren wollen wir," ward mit künstlicher Energie erwidert, und vorsorglich setzten wir gleich hinzu: „Sind d' Roß daheim?"

„Freili," sprach der andere im Baß, „wo soll'n s' denn sein?"

„Hast nachher an Schlitten auch?"

„Freili, droben steht er in der Schupfen."

Wir atmeten leichter — doch als wir nun ganz ehrerbietig ersuchten, uns doch den Schlitten bis übermorgen um zwei vor's Haus zu schicken, da rückte er unwirsch auf der Bank umher und murrte: „Ja — schicken — aber Knecht hab' i kein, der Spitzbua is mir am Montag auf und davon, und selber fahr i nit naus, denn mir is z' kalt."

„So, so," sprach ich mit schmerzlichem Humor, „na' wird's schon mit dera Sach so sein, daß 's nix is," und nun begann von neuem die Wanderschaft.

Nur mit der größten Mühe und den verwegensten Kombinationen gelang es endlich doch, daß bis übermorgen wirklich das Fahrzeug für die ganze Gesellschaft bereit stand, zehn bis fünfzehn lustige Schlitten, alle mit klingenden Schellen geschmückt und mit dichter Wilddecke überhangen.

Es ist merkwürdig, welch ungeheuren Unterschied zwei bis drei Stunden Entfernung machen, wenn man im Winter hinein ins Innere der Berge fährt; mit jedem Meilensteine steigt der Schnee. Wenn er heraußen im Thale von Tegernsee fünf Fuß mißt, so sind's in Kreuth schon sieben und in der Kaiserklause zehn. So scheint der Schnee mit jedem Schritte vor unseren Augen zu wachsen, und in dieser Steigerung der friedlichen Winterruhe bis zur wilden verzweifelten Verschneitheit liegt der Reiz und die Spannung einer solchen Fahrt.

Geraume Zeit ging's noch so ziemlich gut, wir jagten über die Höhe des Reitrain dahin, nur wenn uns ein Fuhrwerk entgegenkam, gab es besorgte Gesichter. Schon von weitem lugten immer die Knechte vor, ob sich nichts sehen oder hören ließ; denn mit dem Ausweichen hat es schlechte Wege, wo kaum für Einen Weg genug ist; und jeder, der da kommt, gilt als ein Feind. Am schlimmsten aber ist es, wo's um die scharfen Ecken geht!

„Höh!" schreit der vorderste der Kutscher ins Leere hinaus, als wir an eine solche Reibe kamen, und zog die Zügel an, „kimmt einer ums Eck?"

„Kreuzteufelelement!" erscholl es von drüben

zurück, „is schon einer da.“ Und im nächsten Augenblicke werden auch die Pferde der schweren Holzfracht sichtbar, die uns entgegenkam, das war eine schöne Geschichte! Zur Rechten und Linken Mauern von Schnee, die den höchsten Mann noch zwei Fuß hoch überragen, nun heißt's aussteigen, ausspannen, heben und tragen. Wohl ein gute Viertelstunde vergeht, bis das Hindernis überwunden ist, und eine zweite Viertelstunde gilt es, im ausgeschaufelten Schnee zu warten, denn „'s kimmt noch einer nach“. Der erste aber fährt seines Weges von dannen, sich mit demselben Gruße verabschiedend, mit dem er uns empfangen: „Kreuzteufelelement!“

Nun wird der Weg immer stiller, immer tiefer an der Dachrinne der niedrigen Häuser hängt das Eis in Riesenkristallen herab, nur eine schmale Bahn führt von der Thür heraus an die Straße, und alles, was daneben liegt, ist unerreichbar für jeden Schritt, für jede Hand.

Aber auch die ganze Plastik der Landschaft hat sich geändert, man kennt selbst mit dem schärfsten Blick kaum mehr die alte Scholle wieder, über die man hundertmal im Sommer ging; die Tiefe ist

gefüllt und die Höhe geebnet, denn der Winter in den Bergen ist nicht der Friede, sondern eine ungeheure Revolution, und auch ihre furchtbare Losung heißt: égalité!

Dort läuft ein hoher Tannenzaun längs des fürstlichen Parkes hin, aber kaum die äußersten Spitzen ragen mehr hervor, der plebejische Wegweiser steckt bis an den Hals im Schnee, und morgen ist vielleicht auch die Inschrift verweht; an den Sträuchern sieht man weder Zweig noch Spitze, die Bäume haben keine Stämme mehr. Wie soll man dies furchtbare Walten bezeichnen?

Es ist ein Kampf zwischen Form und Masse, und die Masse hat gesiegt; sie hat mit ihrer unbezwinglichen Wucht alle Form überwältigt, gedeckt, verschlungen. Das ist der Grundcharakter, den uns die Winterlandschaft in den Bergen zeigt, dann aber, wenn dies geschehen und das ungeheure Grab vollendet ist, dann kommt der brausende Wind und beginnt aufs neue zu formen und spielend zu gestalten. So entstehen jene bizarren Linien; ganze Höhenzüge von Schnee, die die Oberfläche durchkreuzen, ohne sich um die Form des Bodens zu kümmern, der darunter liegt!

Aus silbernem Staube trug sie der Sturm zusammen, wohl fünfzig Fuß tief geht's hier hinunter, eh man auf warme Erde trifft, und erst der Osterwind wird lösen, was der Weihnachtswind hier auffügte. Aber auch die Straße selbst wird immer enger, fast war der Jubelruf zu früh: „Der Weg ist offen." Von den zweispännigen Schlitten muß man das eine Pferd ausschirren, das hinterher trabt auf der schmalen Bahn; halb erfroren eins nach dem andern kommen uns die Schulkinder entgegen, die eine Stunde weit nach den verstreuten Höfen zu gehen haben. Früh morgens, wenn es dämmert, gehen sie fort von Hause und bleiben über Mittag beim Wirt, der ihnen Brot und eine warme Stube giebt, dann geht die Schule wieder an, und bis sie nach Hause kommen, ist es wieder Dämmerung oder Nacht.

Jetzt nahen wir uns dem Ziel; schon thut sich der dunkle Thalkessel auf, in dem das Wildbad Kreuth gelegen ist, die langen Kurgebäude, das kleine Kirchlein und das alte Wirtshaus daneben, das schon zu den Zeiten der Tegernseer Mönche bestand. Aber wie anders ist jetzt dies Bild, wer erkennt es wieder? Auf dem großen Platze, wo

noch vor wenig Monden hunderte von vornehmen Gästen sich tummelten, liegt klaftertief der Schnee, und auf den Dächern liegt Schnee, daß ihn die Mauern kaum mehr tragen, die langen Fensterreihen geschlossen, die Schwelle vereist, alles zu, alles stumm! Das sind keine Wege mehr, die hier an die Terrasse führen, das sind Minen, die durch den Schnee gegraben sind, und der Durchzug durch dieselben muß erobert werden.

Unter der Thür aber stand der Hausknecht, hemdärmelig wie im Sommer, und sah auf dem Thermometer nach, ob's wirklich 16 Grad Kälte hatte. Das war der rechte Mann für solche eisige Einsamkeit, von einem Optimismus beseelt, um den ihn manche Philosophen beneiden dürften, denn als wir ihm zu dem vielen Schnee gewissermaßen kondolierten, da sprach er gelassen: „Oh mei', dös is ja noch gar nit der Müh' wert! So lang er nit weiter geht, als bis ins Hochparterre, da lassen ma's uns schon g'fallen, wenn er nur nit in ersten Stock nauffsteigt, wie vor zwei Jahr."

Auch drinnen in den Gängen des ungeheuren Hauses war alles stumm und tot; es war jene kalte Leere, die nicht das warme Feuer allein,

sondern die nur der warme Menschenodem hinweg bannt. Die Menschen aber waren fort, das Gefühl der Bewohnung fehlte, und es dauerte wohl eine Weile, bis wir's uns in dem kleinen Saale zurecht gemacht, denn niemand will zuerst in solcher Stille laut und lustig sein.

Aber wie ein wuchtiger großer Ofen, so wird auch eine große Gesellschaft nur langsam warm, dann aber hält's lange nach. Es wurde dunkel, und die mächtigen Leuchter brannten, drunten in in der Monstreküche fing es zu brodeln und schmoren an, und droben spielten die Musikanten, die wir mitgebracht, daß die Ländler mit ihrem schneidigen Zug widerhallten. Nun war es warm, die dampfende Bowle kam, und die Gläser klirrten, wir fühlten uns so daheim im eigenen Kreise, daß wir uns kaum mehr dessen bewußt waren, wo wir eigentlich weilten, daß rings um uns eine undurchdringliche verschneite Wüste lag.

Im Erdgeschoß war die Bauernstube, da saßen die Kutscher mit etlichen Jägern zusammen und thaten sich gütlich beim braunen Glas; der Ofen sprühte, und einzelne Gruppen waren munkelnd zu einander gerückt. So tief liegt drin „in der Au"

der Schnee, daß die Jäger fast dicht an der Straße zwei schwere Hirsche fanden, die eingeschneit da stecken blieben; nur der Kopf mit dem Geweih sah noch über den Schnee, man hätte sie mit der Hand berühren können, wenn man sich Bahn in ihre Nähe brach. So erzählte der Jäger.

Muß doch ein wenig hinunter sehen, dacht' ich mir in der Stille, ob nichts passiert, denn in der Kutscherstube waltet bisweilen ein böser Dämon, den man zwar nicht in guter Gesellschaft nennen soll, aber der Hausknecht nahm ihn ungescheut auf die Lippen und sprach: „Haha, Sie schaug'n nach, daß keiner an Rausch kriegt!" Und als ich eintrat in die rauchige Stube, ward das Gespräch mit einmal stumm, die Köpfe, die man erst wispernd zusammengesteckt, ordnen sich wieder in Reih und Glied; das ist kein gutes Zeichen, wenn der Bauer so plötzlich schweigt.

„Was habts denn wieder für'n Disputat mit einander g'habt, daß er gar so schnell aus is?" frug ich den nächsten am Tisch; der aber sah mich lachend an und erwiderte: „Ah mei', vom Heimfahr'n hab'n wir g'redt, wer wohl zum ersten umschmeißt? Ohne dös werd's nit abgehen." Dies

Monitorium war deutlich genug und ward verstanden, als ich es den Damen droben überbrachte; man mußte endlich der Heimkehr gedenken. Noch einmal füllten sich die dampfenden Gläser zum Trunk; es war der letzte Moment, und mit pochendem Herzen erhob sich der Cicero in unserer Mitte und begann den Toast zu sprechen, dessen Ingredienzen er seit zwei Stunden im heimlichen Busen durch einander geschüttelt. „Ah, der Herr Apotheker!“ scholl es von allen Seiten, und zaudernd wie die klaren Tropfen vom Rand der Phiole fielen die Worte vom Rand seiner Lippen — eins, noch eins, und wieder eins, jetzt stockt er schon, der Angstschweiß steht ihm auf der Stirn, wer wird ihn retten? Aber Gott verläßt die Seinen nicht!

„Eing'spannt is!“ ruft der Hausknecht zur Thür herein. „Hoch — hoch!“ und durch den glitzernden Schnee fährt der Schlitten vors Thor. Unser kleines Gefährt war das erste; nur rasch hinein, zum langen Abschiednehmen ist keine Zeit, der Schimmel scharrt und die Schellen klingeln, so geht's hinaus in die funkelnde Winternacht.

Winternacht — wie wächst dies enge Wort, wenn Aug' und Ohr nun ins Weite späht, wie

dehnt und wölbt es sich vor unseren Blicken! Nun ist es nicht mehr eng, wie in den schmalen Straßen der Stadt, oder im traulichen Stüblein, die Winternacht in den freien Bergen ist weit und riesenhaft, ist tief erschütternd.

Höher noch als bei lauer Luft spannt sich das Gewölbe zu unseren Häupten, es ist jenes Nachtblau des Himmels, für das die Sprache kein Wort hat, das Licht der Sterne, das sonst so friedlich ist, hat sich gesteigert zum wilden Gefunkel; das zuckt und zittert und blitzt in den unergründlichen Höhen, daß uns ein leiser Schauer durchs tiefste Herz geht. Es ist der Schauer, den die Ahnung der Ferne und ihres geheimen Lebens erweckt.

Drunten aber auf der Erde liegt Schnee, nicht die leichte flockige Hülle, wie wir sie sonst gesehen, sondern jene Riesenlast, unter deren Druck die Länder stöhnen!

Jetzt kommt der Mond hinter den Bergen vor und rückt die langen Schatten fort, die über dem Wege lagen; alles ringsum wird mit einemmale offen und licht, ein neuer zauberhafter Wandel ist geschehen.

Die Sternennacht ist heilig und ernst, aber

die Mondnacht ist hold und milde, und etwas von diesem milderen Hauche (den freilich nur die Seele fühlt) bleibt ihr auch dann noch, wenn alles Leben rings im Frost erstarb.

Bilder von feenhafter Pracht umgeben uns jetzt. Der Weg führt durch den Wald, aber das ist kein Wald mehr, das ist ein meilenweiter krystallner Palast mit flimmernden Säulen, von einem Stamm zum andern, von Zweig zu Zweige führt der Schnee seine weißen Gehänge, jeder Ast wird zum mächtigen Bogen; jede Ranke ist mit Silber umhüllt. Weit hinein schweift der Blick in dies flimmernde phantastische Gewirr zwischen den Zweigen hindurch und an den Stämmen empor, man sieht die zaghafte Spur des Wildes im Schnee, ein leiser Schrei hallt aus dem fernen Dickicht — das ist nicht Wahrheit mehr, das ist ein Märchen.

Und jetzt geht's hinaus über die Brücke, wo der Wildbach aus den Bergen kommt und das glänzende Thal sich aufthut; zur Linken der Weg an den Achensee, zur Rechten die Langenau. Da liegt das zerklüftete Bett des Baches, aber der Bach ist stumm, nicht mehr der Wald, sondern Wältermassen steigen vor uns empor und über ihnen mit

felsigem Gipfel die Berge. Aber auch sie, die Gewaltigen, teilen das Los der ärmsten Ranke, auch sie sind verschneit und begraben, auch sie zum stummen Erdulden verurteilt. Und doch, wie ganz anders tragen sie die große Not der Winternacht — der zitternde Ast zerbricht, die riesige Tanne stöhnt und beugt sich, sie aber stehen unwandelbar in ihrer Majestät, was ist für die Jahrtausende ihres Lebens der bange Augenblick, den die Menschen Winter nennen? In solcher Stunde geht das Gewaltige der Bergeswelt uns auf, nie hab' ich sie so urmächtig gesehen, es ist, als wären die steinernen Glieder gewachsen; markig und scharf tritt jede Flanke hervor, sieghaft und still schaut ihre gefurchte Stirn empor in die Sternennacht, in die Ewigkeit.

Da zuckt das Pferd und bäumt sich mit scheuem Sprung, daß ich ihm wild in die Zügel fuhr, aber es war nur ein blinder Schreck; über den Schnee huscht es leise dahin, mit langem Schatten, es war ein Fuchs, der aus dem Dickicht zu den Gehöften schleicht. Er allein gleitet sacht über die eisige Fläche, in der das edelste Wild versinkt.

In den Gehöften aber, wo wir vorüberfuhren,

war alles still, sieben Fuß hoch lag der Schnee auf den Dächern, und unten sah er zum Fenster hinein, nur wie ein schmaler Streifen erschien die braune hölzerne Wand mit ihren Lauben, wo sonst die Nelken blühn. Die Nelken sind fort, und die Lauben sind stumm, selbst dem geschwätzigen Brunnen im Hof blieb das Wort in der Kehle stecken.

Es ist das Dorf Kreuth, durch das wir jetzt fahren, seine Häuser liegen weit verstreut am Fuße der Berge, und auf ihr stilles Dach schaut das Kirchlein herab mit seinem schlanken spitzigen Turm. Nur im Wirtshaus, das breit und behäbig auf seinem Platze steht, alle anderen um Haupteslänge überragend, haben sie noch Licht, drunten in der großen Stube sitzen die letzten Zecher und jodeln ihre alten Weisen, daß es bis heraus auf die Straße klingt:

Holderi ju — juchhe,
Aber jetzt schneibt's an Schnee!

„Jetzt trinkts amal aus und machts, daß weiter kommts," ruft ihnen die Kellnerin zu, „sehts nit, daß der Wirt schon schlaft auf der Ofenbank

und daß 's Faßl schon leer ist? Wann die Maß aus is, na' kriegt keiner kein Tropfen mehr." Aber die übermütigen Burschen macht das nicht irre, sie jodeln nur um so lustiger darauf los, daß es heraushallt durch die Thür, bis die klingenden Schellen des Schlittens den Gesang übertönen und wieder die einsame Mondnacht waltet. Kein lebendes Wesen, kein fremder Laut kommt uns entgegen, nur die weiße Halde glitzert, als wären tausend Diamanten darauf verstreut, nur die Berge, an deren Fuß die Straße entlang zieht, grüßen schweigend herab. Wie anders sieht die Landschaft jetzt sich an als vor wenigen Stunden, am Tage; da lag die Gewalt ihres Anblicks in den kolossalen Massen, in dem Gefühl der Schwere, die sie trug, jetzt aber ist alles umflossen von jenem leichten Duft, den das Mondlicht verbreitet; die Härte der Formen wird weich, und alle Körper sind ihrer Schwere entlastet. Darin allein liegt wohl das Geheimnis für jenen seltsamen Zauber, den jede Mondnacht auf die Seele übt, darum geht selbst der müdeste Schritt jetzt leichter dahin; darum fliegt das Gefährt mit doppelter Schnelle.

Tief zur Rechten und Linken liegen einsame

Weiler, ab und zu wohl auch ein Einödhof, dann kommt ein niederes Haus an der Straße. Dort brennt noch Licht in der oberen Kammer, und doch ist Mitternacht schon lange vorbei — es ist eine junge Mutter, die bei ihrem kranken Kinde wacht, und Mutterliebe zählt ja nicht die Stunden. Sie hört den Schlitten klingeln und schaut hinaus mit verweinten Augen. Aber nein, das sind sorglose Menschen, sie hört ihr Lachen, der Schlitten fliegt, sein Geläute klingt ferner und ferner — dann ist's wieder still in der Kammer, und leise wimmert das schlaflose Kind.

Wie eine wilde Jagd ging's jetzt dahin, mir aber war seltsam zu Mute; bald kamen wir heraus ans Ufer des Sees, über den der Nebel in feinen Streifen zog, im welken Schilfe hört' ich es knistern, der morsche Kahn, der am Ufer lag, war mit silbernem Reif überzogen.

Da hielt der Schlitten plötzlich still, das dampfende Pferd biß knirschend die Stange, wir waren daheim.

* * *

Es war der letzte Tag am Tegernsee; nur kurze Zeit, dann schlägt auch uns die Stunde der Rückkehr, und das Leben der großen Stadt mit seiner rauschenden Pracht spült diese stillen Erinnerungen hinweg. Dann kommt der glänzende Saal mit tausend drängenden Gestalten, unmerkbar wandelt sich der Mensch und sein Gedankenkreis; überall stürmt Schaffen und Forschen auf uns ein, überall wogt der Kampf um die großen Fragen der Zeit. Ein vergeistigtes Sein beginnt.

Aber dennoch wird mir's nicht leid um diese bangen einsamen Wintertage, denn das große Ringen fürs Ganze begreift doch nur der, der es gelernt hat, der Einsamkeit ihre leisen Regungen abzulauschen. Lebt wohl, verschneite Berge!

Der Achensee.

(1882.)

Wir liegen auf der Alpe des Schildenstein, rastend ins Gras gestreckt. Um uns her webt blaue Bergluft, und die Sonne des Nachmittags spielt in den grauen Felsenwänden, über denen schweigend ein Weih kreist.

Wenn wir dann die Blicke schweifen lassen und nach Süden schauen, öffnet sich ein weites Thal, in dessen Wiesen braune Häuser liegen, und zu dessen Seiten sich der Wald emportürmt. Das sind die uralten Siedelungen von Achenthal; am Schlusse des Weges aber dehnt sich langgestreckt ein blauer See, den die Felsen des Stamser- und Sonnenjochs in jähem Absturze schließen.

Hier, wo einst nur der enge Saumpfad sich dahinzog, ist die alte Länderscheide zwischen Baiern

und Tirol; hier führt der bekannte Paß aus dem Tegernseer Thale hinunter ins Innthal. Es ist ein zauberisches Stück Land, das sich da aufthut, und wie sehnsüchtiges Verlangen packt es uns in diesen Höhen, hinabzusteigen in das kühle, waldumrauschte Paradies.

Der Weg ist mühsam, aber nicht ungangbar; stetigen Schrittes zieht der Führer voran, ein gebräunter Tirolerbursch, mit dem Rucksack auf der Schulter und der Pfeife im Munde; nur manchmal sieht er sich wortlos um, ob wir auch folgen. Dann geht es über breite, vermoderte Stämme dahin, dann über trockenes Geröll, und so kommen wir zuletzt, — nicht auf der Heerstraße, sondern auf steilem Gangsteige — ins Achenthal. Gott grüß' dich, du leuchtender Bergsee!

Ein buntes Menschengewühl umgiebt ihn heute; Gäste aus allen Ländern der Welt sind da; weder Luft noch Flut ist mehr gefeit vor ihren jodelnden Dissonanzen. Aber mit tausendjähriger verklärter Ruhe schauen noch heute die Felsen herab ins Thal, — was ist in diesem Felsenleben ein Jahrtausend? Es ist bekannt, wie früh schon die Besiedelung und damit die Kultur des bairischen

und tiroliſchen Hochlandes begann; die urkundlichen Nachrichten aber, die uns aus dem Achenthal erhalten ſind, reichen nicht weiter zurück, als bis zum Jahre 1112.

Damals herrſchten die Herren von Schlitters am Seegelände (Dietrich und Gerwin lauteten ihre Namen), und als ſie zum Sterben kamen, ſchenkten ſie Land und Flut und ihre braungelockten Eigenleute dem Kloſter von St. Georgenberg. So ward denn auch die Geſchichte des blauen Achenſees in den ſtillen Rahmen eines klöſterlichen Idylls geſchloſſen, und während der Sonnenduft um die Gipfel webt, ſehen wir den ſchweigenden Mönch im Nachen dahergleiten und nach der Fiſchbrut lugen, oder es kommt der Abt zur Huldigung gezogen und ſtreichelt dem Kindervolk die Wangen, wenn es ihn ehrerbietig umdrängt.

Nicht immer jedoch blieben die Zeiten ein ſtilles Idyll; es hatte ſo mancher den Wert des blauen Edelſteins erkannt, der da zwiſchen den Bergen lag, und er zog ihm mit heimlicher Sehnſucht entgegen. So iſt die Geſchichte des Innsbrucker Hofes und des tiroliſchen Adels faſt ebenſo eng mit dieſer Scholle verwachſen, wie die Geſchichte des Kloſters;

inmitten dieser Felsen begegnen uns mit einemmale gewaltige historische Gestalten.

Schon im Jahre 1320, unter Ludwig dem Baier, ward der Weg durch das Achenthal für den öffentlichen Verkehr geebnet; Wein und Öl kamen aus Etschland herüber, und von Hall ward der Ertrag der großen Salzpfannen ins Baierland verfrachtet. Noch reger war das Leben in dem einsamen Thale, als dann im fünfzehnten Jahrhundert die reichen Silberwerke in Schwaz sich öffneten; es ist bekannt, daß ein wilder Stier mit seinem Horn das Erdreich aufgewühlt und so zur Entdeckung des unermeßlichen Schatzes geführt hat. Ringsumher wurden Schmelzstätten errichtet, die nach kurzer Zeit in den Besitz der mächtigsten Handelsfirmen, vor allem der Fugger und Welser, kamen; fremde Bergleute zogen heran; das Holz aber, dessen man zum Gewerk bedurfte, ward in den ungelichteten Wäldern der Achenthaler Berge geholt. So wurde es bald gar rührig vor dem Zollhaus am See; doch Forst und Flut boten noch andere Beute, und auch sie lockte gar manches Fürstenkind zum Tannenschatten. In den Bergen streifte das herrlichste Edelwild, — selbst Stein-

böcke gab es noch bis ins siebzehnte Jahrhundert, — während der See die köstlichsten Saiblinge und Renken barg, und so schlossen denn die Herzoge von Tirol schon früh mit dem Kloster ihr Abkommen, daß es ihnen „Gejaid“ und „Fischwaid“ gänzlich oder doch „zur Kurzweil“ überließ.

In der Pertisau ward ein stattliches „Fürstenhaus“ mit einem Aussichtsturm erbaut und dahinter ein eigener Fischpark errichtet; manch stolzer Gast kam damals mit Herzog Sigmund ins Land, und manch froher Tag verklang mit Gelag und Minne an den blauen Geländen.

Die glänzendste Gestalt aber unter allen, die ins Land gezogen, war Kaiser Max, der letzte Ritter. Seinem kühnen, weitschauenden Sinne that blaue Bergluft wohl; seiner verwegenen Kraft war keine Klippe zu steil. Sein liebstes Jagdrevier war jenes Felsland, das sich von den Innsbrucker Bergen bis an den Achensee hinzieht; dort streifte er umher im Waidmannskleide, wie ihn Dürer gezeichnet, und sein Tagebuch gab ihm Rechenschaft von jedem Fischzug, den er gethan, von jedem Wilde, das er gefällt. Wenn festliche Gelegenheit erschien, dann zog er wohl auch mit stattlichem Gefolge aus, und

weithin scholl dann der Ruf der Knechte durch den Wald, die den Edelhirsch aus dem Dickicht trieben; am liebsten aber ging er allein, daß nur das Sonnenlicht und die Waldvögel seine Genossen waren.

Da droben, in der felsharten Einsamkeit, konnte er den Kaiser vergessen und ganz der Waidmann sein, ganz der Mensch, der sich sehnt, die Fittiche des eignen Lebens auszubreiten; die blauen Genzianen, die aus den Steinritzen blühten, und die Drossel, die im Tannicht lockte, die wußten es ja nicht, wer der froh-ernste Mann war, der sich vor ihnen gelagert.

Freilich traf ihn selbst in tiefster Bergeswelt mitunter die Mahnung seines Weltberufes; es kamen die Gesandten aus Spanien, Venedig und dem Orient, und an der Felswand widerhallten dann die Grüße, die sie dem Kaiser über das Meer gebracht.

Die Kühnheit und Sicherheit, womit Maximilian auch über die gefährlichsten Stellen dahinschritt, ward schon von seinen Zeitgenossen gerühmt; „er hatte keinen Schwindel in seinem Haupte," heißt es in seiner Biographie. Um die eigene Sicherheit

zu prüfen, stieg er einst aus einem Fenster des Schlosses Tratzberg auf einen weit hinausragenden Balken, aber der Baum war morsch, und hätte er sich nicht an einem Vorsprunge des Gebäudes erhalten, so wäre er rettungslos in die Tiefe gestürzt.

Das waren Tage des Glanzes für das stille Thal; aber daneben fehlte es auch an herber Fehde nicht. Mit dem Kloster Tegernsee gab es Grenzstreitigkeiten ohne Ende; im Bauernkriege (1525) erhoben sich die Bergknappen in Schwaz, verwüsteten St. Georgenberg und zogen „mit Spiel und Trommelschlag durch Achenthal nach Baiern". Jedesmal, wenn der Landesherr die Augen schloß, tauchte wieder der alte Glaube auf, daß Wild und Wald nun frei sei, bis man dem neuen Herrn gehuldigt; wie übermächtig indessen auch der Wildstand heranwuchs, geht schon aus dem Berichte über eine einzige Hirschjagd im Jahr 1565 hervor. Zwei Fuder Salz kamen damals von Hall ins Achenthal, und „97 Fässer mit zerlegtem Wildpret" wurden wenige Tage später an das Hoflager zu Innsbruck befördert; doch während der Unmut der Bevölkerung sich täglich schärfte, wurden die Gesetze gegen den Wildfrevel immer strenger. Ja, Erzherzog Ferdinand

befahl sogar, daß allen Hunden um Innsbruck und Amras ein Vorderfuß abgeschlagen werde, nur damit sie das Wild nicht verfolgten und damit verminderten.

Er war der Gemahl der schönen Philippine Welser, und auch sie sah mit ihren leuchtenden Augen so manchmal ins tiefe Blau des Achensees. Beide hatten sich ein eigenes Schiff nach italienischer Bauart zimmern lassen, zu dessen Herstellung ein Meister aus Riva berufen ward, und der höfische Verkehr war damals so stark, daß in der Pertisau eine eigene Stallung für vierzig Pferde errichtet wurde.

Es war der letzte Aufschwung eines großen fürstlichen Lebens; dann nahte mehr und mehr die Not sinkender Zeiten. Das Kloster selbst war so herabgekommen, daß es, statt sechzig oder siebzig Mönche, wie früher, nur noch drei Priester enthielt; bald folgte der dreißigjährige Krieg, wo alle Wege von Verhauen starrten; Brände und Lawinen brachen über die Mauern des uralten Stiftes herein, und schließlich kam auch noch der furchtbare Aufstand von 1705, wo an der ganzen Isar die Losung klang: „Lieber bairisch sterben als kaiserlich verderben.“

Im Beginne des Jahrhunderts und während des Tiroler Krieges von 1809 war auch Achenthal vorübergehend in bairischen Händen; später fiel es an Österreich zurück, doch die Zeiten waren still geworden, und einsam ward es um die blauen Ufer. Ein tiefes, beschauliches Bauernleben war jetzt der einzige Inhalt des Thales; seine Schönheit und seine Geschichte schienen für die große Welt gleichsam verloren gegangen, und erst die Tiroler Herren, die von Innsbruck herauf in die Sommerfrische kamen, entdeckten sie aufs neue. Gelehrtes Wissen mit froher Gemütsart mischend, ward ihre kleine Gemeinde am Achensee gar bald ein Mittelpunkt, der Freunde aus allen deutschen Gauen heranzog; dann kam das schnaubende Dampfroß ins Innthal, und heutzutage giebt es kaum einen Berliner mehr, der nicht vom Achensee etwas wüßte.

So mußte sich auch dort gar bald die alte Einfachheit dem modernen Komfort bequemen.

Wer noch vor zwanzig Jahren kam, der fand, — wenn er nicht im „Fürstenhaus“ ein Obdach suchte — sein Ein und Alles im kleinen, trauten Stüblein der Frau Scholastika; dort verzehrte er am Abend sein „Schnitzel“ und den offenen Schoppen

Landwein; dort blätterte er an Regentagen in dem vergilbten Fremdenbuch, wo der fahrende Schüler seine Verse, der Musikant seine Noten und der Maler seine Bilder eingezeichnet. Jetzt sind Balkone und Speisesäle auf den See hinausgebaut; der galonnierte Kutscher springt vom Wagen Seiner Excellenz, und vornehm schaut die steife Telegraphenstange auf den Bauer herab, der gedankenlos nach der Schwalbe lugt, die sich auf den Drähten schaukelt. Tempora mutantur!

Und doch wird keiner diesem Wandel gram sein, der auf dem breiten, lauschigen Balkone sitzt und hinabschaut in diese Flut, deren unbeschreibliches Blau mit keinem anderen Bergsee vergleichbar ist; selbst die vom Ruder herabfallenden Tropfen zeigen ein intensives Blau. Klaftertief sieht man die Kiesel am Grunde glitzern und die grauen, verwitterten Stämme, die vor Jahrhunderten in den See gestürzt; nur an wenigen Stellen wachsen schlanke Wasserpflanzen empor, zwischen denen die Fischlein spielen.

Die Scholastika, das alte angestammte Gasthaus, erhebt sich am Nordende des Sees und umfaßt bereits einen stattlichen Komplex von Gebäuden,

dem sich sogar ein schmuckes Kirchlein zugesellt hat. Überall sind die Zimmer blank und sonnig; man lebt, wie allenthalben in Tirol, vortrefflich, und wem es gelüstet, in die blaue Flut zu tauchen oder im Kahn durch die Wellen zu streifen, der hat in nächster Nähe Gelegenheit dazu. Unfern vom Gasthause stehen die Schiffe und die Badehütten; ein langgestreckter Steg führt über die Ache, den Ausfluß des Sees. Man sieht es dem Lande an, daß sich der Letztere einst noch viel weiter ins Thal erstreckt; erst allmählich versumpfte der Grund und ward begrünt und bebaut. Auf diesem uralten „Seeboden" liegt jetzt das Dorf mit seinen zerstreuten Häusern.

Auch am Achensee zeigte sich dieselbe merkwürdige Erscheinung, die an allen Bergseen beobachtet und historisch beglaubigt ist, als das furchtbare Erdbeben von Lissabon (1. November 1755) hereinbrach. Binnen weniger Minuten sank der Wasserspiegel um mehr als vier Fuß, sodaß der Abfluß vierundzwanzig Stunden lang vollkommen versiegt war; in der Nähe desselben konnte man von einem Ufer aufs andere gehen, ohne den Fuß zu benetzen. Weiter hinein dagegen zeigt der See, dessen Wasser-

spiegel neunhundertzweiunddreißig Meter über dem Meere liegt, eine grauenhafte Tiefe. Schaubach, der berühmte Alpenforscher, schätzt sie auf zweitausendvierhundert Fuß; aber wenn sie auch nur die Hälfte betrüge, so würde sie noch immer gewaltiger sein, als selbst die Abgründe des Königssees und Walchensees.

Es ist ein schauerlicher Felsenspalt, der hier in die Bergesklüfte gerissen ward in den stürmischen Jugendtagen der Erde und wo die Flut dann stehen blieb, Jahrtausende lang in stiller, ungesehener Pracht. Noch heute leben geheimnisvolle Sagen im Munde des Volkes, und die Alten erzählen, daß ehedem auch da, wo jetzt die Woge flutet, ein grünes Weideland gewesen sei, mit stattlichen Gehöften und reichen Herden. Aber das Volk, das darinnen wohnte, ward in seinem Wohlergehen voll Übermut; sie verleugneten den Himmel und wurden hartherzig gegen die Menschen. Eines Abends kam ein Mann gegangen in langem Barte, mit wallendem Mantel; er bat um Obdach für die Nacht, doch allenthalben ward ihm die Rast am Herde verweigert, und zuletzt hetzten sie ihn mit Hunden hinaus in die Finsternis. Da stieg er bergan und

schlief hoch droben in den Steinen; ein furchtbarer Sturm erhob sich, der alles in Wolken und Nebel hüllte; doch wie der Alte erwachte und in der Morgensonne hinabsah, da war das Land verschwunden, und ein unergründliches Gewässer bedeckte das Thal. Noch sieht man an spiegelhellen Tagen den Widerschein der Türme und hört das Geläute der Glocken in der Tiefe, — so lautet die Sage in ihrer christlichen Gestalt, — aber niemand weiß es, wer der Wanderer gewesen. Ist's noch ein Nachklang an Wodan, den großen Rächer der Heidenzeit?

Die Gestalt des Sees ist langgestreckt und schmal, sodaß man fast von einem Ufer zum andern hinüberrufen kann; nur am südlichen Ende, gegen das Innthal zu, rundet sich seine Form. Da die Felsen steil in die Flut stürzen, gestatten nur wenige Stellen am Strande den Anbau; auf der breitesten derselben, einem waldreichen Wiesenvorsprung, liegt der Rainersche Seehof. Hier ist das eigentliche High-Life des Achensees.

Fast jeder der bekannten Gasthöfe dort hat seine eigene ausgeprägte Physiognomie; beim „Bauntzner" (oder Mayer, auch „Schifferhaus"),

der ganz am Nordende des Sees steht, überwiegt noch das ländliche, volkstümliche Element mit seinem schlichten Reize; in der „Scholastika" lebt immer noch ein Rest von der alten angestammten Taverne, die sich durch Generationen hindurch in derselben Familie vererbt hat. Es ist das historische Wirtshaus des Sees, während das „Fürstenhaus" in der Pertisau noch heute seinen geistlich-wohlhäbigen und dabei etwas reservierten Zug trägt.

Der Seehof aber vertritt im Gegensatz zu ihnen allen das moderne, wir möchten sagen, das internationale Prinzip, doch auf tirolischer Grundlage, soweit dies möglich ist. Weithin in aller Welt, in Berlin und Petersburg, in Paris und London ist ja der Name der Familie Rainer bekannt; sie trugen zuerst aus dem Zillerthal, von dem sie stammen, das tirolische Volkslied hinaus in die Fremde. Dies keusche Edelweiß sollte Wurzel schlagen im Boden der Weltstädte!

Überschüttet vom Beifall des Publikums und beladen mit Geschenken der Höfe, kehrten die Tiroler Sänger in ihre Heimat zurück, — es war ein seltsames Ineinandergreifen von Bergkind und Weltmann, das aus diesen Reisen übrig blieb.

Während der Winterszeit mochte wohl die Wanderschaft ihre Reize haben; aber wenn die Halde grünte, dann war's doch schöner im Heimatthal, und so bauten sie denn an der blauen Welle ihren „Seehof", der, wie sie selber, Dorf und Stadt vereinigt. Die Bauart des Hauses, die ganze Idylle rundum gemahnt an die Bauernwelt; aber wenn wir nun eintreten und die Bilder an den Wänden beschauen, wenn wir die Gäste sehen und die Weinkarte lesen, dann stehen unsere Reisebilder aus der großen Welt wieder auf, und fast verwundert schauen die blauen, schweigsamen Berge, von denen die Gemsen noch heut heruntersteigen bis ans Wasser, durchs Fenster. Ein ausländisches Menu erscheint auf unserem Tischlein-deckdich, es fehlt keine Champagner-Marke, die ein Gourmand nur wünschen mag, — aber am Abend klingt noch immer die heimische Zither, und jodelnde Almenlieder hallen durch das Haus. Wenn dann die Sterne über den Bergen funkeln und im regungslosen See sich spiegeln, wenn wir dann hinauflugen in die nachtschwarzen Fichten, — das ist die Stunde, wo der Zauber der Heimat wach wird, wo die Schönheit des eigenen Herdes uns holder scheint, als aller Reichtum der Fremde.

Fast gegenüber vom Rainerschen Seehof liegt die „Geißalm". Eine Schutthalde von mächtigem Steingeröll hat sich hier aus den Bergen herabgesenkt und ist nun mit weichem Rasen und niederem Baumwuchs begrünt; aus der mäßigen Höhe, wo die Hütte steht, hat man einen wunderbaren Blick auf den Spiegel des Sees. Überall ist das Ufer umsäumt von blühenden Alpenrosen: die Bergprimel lugt aus den Ritzen hervor, und blaue Schatten schirmen den Wanderer, der sich hier ins weiche Gras streckt, — das ist die rechte Scholle für deutsche Träume!

Nicht so eng und streng geschlossen, aber am großartigsten und farbenreichsten ist indessen unstreitig die Landschaft in der Pertisau: sie ist und bleibt doch die Perle des Achensees. Eine mächtige Thalschlucht durchbricht hier die Felsenmauer der Berge und dehnt sich mit grünem Vorland gegen das Ufer; im Hintergrunde türmen sich himmelhoch die Wände und Zacken des Sonnenjochs, des Driftkogl und des Rabenspitz. Zwei Hochthäler münden an dieser Stelle zusammen, und über den Grat der Berge führen einsame Steige, von denen nur einer sich zum sorgsamen Reitweg entwickelt hat. Das

ist der bekannte Weg über das Plumserjoch, der vom Jagdschloß aus der Hinterriß in die Pertisau führt, und der jetzt in der ganzen Touristen-Welt seinen Ruf hat; als ich ihn das erstemal vor zwanzig Jahren beging, war auch er nur ein einsamer Jägersteig.

Den Eindruck, den diese üppig grünende, aufgeschlossene Landschaft bietet, von der man weit hinunter gegen das Innthal sieht, wenn man plötzlich aus der Felsenenge des schmalen Sees landet, ist überwältigend. Keine Stelle des Sees bot der Niederlassung so günstigen Raum, und hier war es denn auch, wo, wie erwähnt, die alten Herzoge ihr „Fürstenhaus" erbauten, und wo noch heute das Fürstenhaus des Prälaten von Ficht steht. Nach Ficht ward nämlich das alte, oben genannte Kloster Georgenberg verlegt, nachdem es wiederholt durch Brände und Lawinen Schaden genommen, und als eine Dependenz des Klosters, dem der ganze See gehört, wird bis zur Stunde jenes Tusculum gepflegt. Nur ist statt der schweigsamen Mönche auch hier ein lebensfrohes Völklein aus deutschen Gauen eingerückt, das sich der sorglichen Anlagen, des kühlen Bades und der guten Atzung freut, die

man unter dem Krummstab findet; aber manchmal werden doch auch sie ein wenig an die geistliche Zucht gemahnt. So übermütig, wie im Seehof, wo man wohl einmal die Nacht durchzecht, darf man es hier nicht treiben, und an den Fasttagen muß man sich's an den köstlichen Saiblingen genügen lassen, statt an einem Stücklein gebratenen Rindes.

Sonst sind nur wenige Häuser auf der grünen Lichtung zerstreut, aber alle sind braun und malerisch, vom echten, alten Tiroler Schlage; auch der Karlwirt und Pfandler bieten treffliche Unterkunft. Und wer hier nimmer Dach und Fach findet, der mag wohl im „Seespitz" um Obdach anklopfen, in dem freundlichen Hause, das sich gleichfalls seit kurzem gastlich aufgethan. Die Häuser am Südrande des Sees gehören der Buchau; noch weiter gegen das Innthal zu liegt Eben, die Wunder- und Ruhestätte der heiligen Nothburga, der stillen Magd, die in Tirol so hoch gehalten wird, wie nur einer der Himmelsfürsten.

Steil und steinig führt von dort die Straße nach Jenbach hinunter, — „am Kasbach" nennen es die Leute, — wir aber wenden uns noch einmal

um zu einem letzten Blick, und dann ist der blaue See verschwunden.

Ich habe seine Flut gegrüßt in jeder Jahreszeit und jedem Wetter; im Frühling, wo die Bergamsel über den Wald flog, im Sommer, wenn die Hochgewitter sich über dem Seekahr ballten, und zur Winterszeit, wo alles zu schlafen schien, die Woge im Eis, der Wald im Schnee und die Menschen in ihren Hütten. Allein am unvergeßlichsten von all den vielen Fahrten bleibt mir eine, die wir von Tegernsee einst unternommen und die gleichsam allen Wechsel der Jahreszeit in sich schloß. Ihrer allein möchte ich noch kurz gedenken.

Es war im tiefen Herbst, am Feste von Allerheiligen und Allerseelen. Und doch war die Luft noch wundermild; es war jene blaue, schimmerklare Herbstluft, in der die Sonnenfäden fliegen; die Wälder waren golden und senkrecht stieg der Rauch aus den Hütten im Thale empor.

So fuhren wird dahin im offenen Wagen; ab und zu flog noch ein Waldvogel über den Weg; man sah hinauf auf die verlassenen Almenweiden, wo jetzt das Wild äst. Kaum hörbar atmet diese sonnige Natur in ihren letzten schönen Lebenstagen.

Nur wenn wir durch die kleinen Dörfer fuhren, zeigte sich ein regeres Treiben; es war um die Morgenstunde, und überall drängten sich die Beter im Sonntagskleid um das kleine Kirchlein, denn an diesem Tage wird ja das Fest der Abgeschiedenen begangen.

Auf allen Gräbern liegen Kränze von Tannenzweigen, von Almrauschkraut oder Stechpalmen, und in die schwarze Erde ist ein Kreuz von roten Vogelbeeren gedrückt, von jenem mythischen Baume, der einst dem Gotte Thor geweiht war. Ein hölzernes Kreuz mit verwitterter Schrift erhebt sich auf jedem Hügel, und vor demselben stehen das Mütterlein mit gesenkten Armen, der Mann, dem das gelockte Haar in die Stirn wächst, und die Kinder mit ihren offenen, blauen Augen. So ist ein Allerseelentag in einem Tiroler Dörflein; die zerbröckelte Friedhofsmauer und die hohen Berge bilden den Rahmen um dieses ergreifende, einsame Bild —, — ein Bild, wie nur Riesstahl es malen kann.

Welch seltsamer Gegensatz von Leben und Sterben, und doch welch ruhige Einheit inmitten dieser ewig werdenden und ewig schwindenden Natur!

Da knallte lustig die Peitsche unseres Postillons, und um die scharfe Ecke des Kirchleins ging es in sausendem Galopp.

Wir hatten Achenkirchen hinter uns gelassen, und bald dehnte der See seine blaue Fläche vor uns aus; in dem ersten Wirtshause, beim Maier, machten wir Rast. Der Wagen wollte noch den halben Rückweg bis zum „Hagen im Wald“ gewinnen und wandte unverzüglich um; wir aber gedachten am folgenden Morgen zu Fuße nach Jenbach zu pilgern.

In dem traulichen Unterstüblein, wo der grüne Hut an den Hirschgeweihen hing, saßen wir vor der Mittagsschüssel, und der dunkelrote Terlaner goß uns langsam sein Feuer ins Blut; wir gewahrten kaum, wie es draußen dunkelte.

Erst als wir vor die Thür traten, sahen wir es, wie das Gewölk über dem Seekahr und dem Rabenspitz emporzog; der See war blaugrau geworden und kräuselte unheimlich seine Wellen; mit Besorgnis fragten wir, ob es nicht noch ein verspätetes Gewitter geben werde? Aber der Bauer, der unter der Thür stand, mit den Händen in der Hosentasche, zuckte lakonisch die Achseln und erwiderte

in jenem Lapidar-Stil, den dereinst das Orakel von Delphi sprach: „Schneiben, schneiben.“

Und wirklich hatte der Alte besser prophezeit, als jener berüchtigte Dreifuß: ein eisiger Wind prallte mit einemmale aus den Klüften der Berge hervor, jählings in kurzen Stößen; es klang wie ein gellendes Notsignal; die Sparren auf dem Dache knisterten, und im nächsten Augenblick war alles eingehüllt in einen brausenden Flockensturm.

So großartig und gewaltthätig geht die Natur aus ihrer letzten verschwiegenen Schönheit hinüber in den Wintertod.

„Siehgst es!“ brummte der Bauer und verschwand in der Hausthür; „jetzt hat der Sommer Feierabend g'macht!“

Wir aber mußten des Rückzuges gedenken, zunächst nach Achenkirchen. Das war wenigstens eine verschanzte Position, wo sich der wilde Wetteransturm eher bekämpfen ließ. Es war erst drei Uhr Nachmittags, als wir dort anlangten, aber mit einem stoischen Blick ins Finstere frug uns die Kellnerin bereits: „Schaffen die Herren zu Nacht essen?“ Und dann kam die ganze kulinarische Tonleiter, die mit dem „Nierenbraten“ beginnt und im

„Schnitzel“ elegisch ausklingt; eine Stunde später stand das „Nachtessen“ in der That vor uns auf dem Tische. Verklärend fiel das Lampenlicht in unsere Einsamkeit; um fünf Uhr kamen die ersten Abendgäste zum Tarok oder zum „Preferanzl“. „Hobe die Ehre!“ sprachen sie verbindlich und schüttelten den Schnee von ihren Hüten.

Der eine, engbrüstig und lang gewachsen, stopfte die Pfeife mit verhängnisvollem Knaster; der zweite schien in allen Etagen seiner Persönlichkeit wohlhäbig abgerundet und rauchte „Spezial“; der dritte trug einen spitzen Schnurrbart und schnappte mit einer langen „Virginia“ nach dem Lichte. Auch das Waidwerk war durch einen bärtigen Nimrod vertreten, der freilich weder deutsch noch lateinisch von seinen Abenteuern erzählte; die Haute Finance durch ein paar Grenzwächter, die man ja im österreichischen Curial-Stil „Finanzer“ nennt. Hinter einer vergitterten Ecke aber war die „Tabaktrafik“ und die „Postexpedition“. Dort saß ein bildschönes, braunäugiges Mädchen und machte die amtliche Monatsrechnung, denn es war der 1. November; hie und da tickte der telegraphische Apparat, der auch hinter dem

Gitter stand, und trug fremde, unsichtbare Gedanken aus dem Norden über den Brenner oder ans blaue Meer.

Mancher von uns sah hinüber, aber keiner sprach ein Wort mit dem schönen, fleißigen Kinde, das da wie ein Vöglein im Käfig saß. Ich trommelte mit den Fingern auf den Tisch und dachte an das alte Lied:

Fischlein fangen, Vögelein stehlen,
Schadet manchem jungen Gesellen . .

Das Gespräch aber ging seinen ruhigen Schritt im alten Geleise: vom Schnee, vom Preferanzl, von den letzten Jagden, vom Grafen N. und von der Kirchweih in Steinberg. Und als es zu Ende war, begann es von neuem: vom Schnee, vom Preferanzl ꝛc. Eintönig schlug die Wanduhr neun, alles erhob sich, und in Frieden ging es von dannen. „Hohe die Ehre," — „hohe die Ehre!"

Am nächsten Morgen war die Welt in weiter Runde weiß und der Winter fertig. Wir hörten die Glocken läuten und sahen die Menschen, die sich mühsam hindurchstampften zu ihrem Betstuhl. Aber sie alle waren ja hier daheim; nur wir mußten

noch viele Meilen heimwärts ziehen; wie das geschehen sollte, wußten die Götter.

Nachdenklich zuckte der Wirt die Achseln! „Uber Tegernsee können S' nit außi, da dersticken S' im Schnee."

„Und über Jenbach?" fragten wir.

„Ja, wenn's Ihna nit in See 'nein schmeißt, na' kann's scho' sein, daß S' außi kemma."

So waren denn die Würfel gefallen. Ein kleiner Wagen ward angeschirrt, ein sogenannter „Kaiblwagen", denn die Chaisen waren in dieser saison morte zum Reparieren geschickt; wir wurden in Decken eingeschnürt und nach Art der Vierfüßler verladen. „Hüh!" rief unser Kutscher, und dann ging es von hinnen.

Mit einem unbeschreiblichen Stoizismus sahen wir auf diese Situation herab. Mühsam trabte das breite Tirolerpferd durch den frischgefallenen Schnee hindurch; wie rasend wirbelten die Flocken, und in eisig-grauen Wogen brandete der See ans Ufer empor und heulte unter der gewölbten Straße, die den Felsen abgerungen ist. Senkrecht am Wasser führte der Weg entlang; keine Spur eines Berges war sichtbar in dem wilden Gestöber,

und wir selber waren zum lebendigen Eisblock geworden.

Erst als wir in Jenbach die Eisenbahn bestiegen, fühlten wir wieder die ersten Atemzüge der Zivilisation, und langsam begannen wir aufzutauen, bis sich in Kufstein die eleganten Waggons entleerten. Es war der große italienische Schnellzug zwischen Rom und Berlin. Hier stieg der Graf X. aus dem Coupé und dort ein berühmter Professor und da die leidende Baronesse. Man erkannte sich wieder, man drückte sich die Hand: „Wo kommen Sie her? Wo reisen Sie hin?“

„Ich komme vom Kongreß in Neapel, — aus dem vatikanischen Archiv, — von einer Studienreise nach Florenz, — und Sie?“

„Wir kommen vom Achensee.“

Ein schallendes Hohngelächter ergießt sich über unsere schneeverwehten Gestalten, bis wir uns wieder ins sichere Coupé verkriechen, und doch, — trotz Hohn und Gelächter, trotz Regen und Schnee hat es einen so unsäglichen Reiz, dieses Erinnern an mißratene Partien. Ist es nach dem alten Satze, daß man oft die mißratenen Kinder am liebsten hat?

Jahre sind seit jener Herbstfahrt vergangen;

aber wenn wir manchmal in München beiſammenſitzen, mein gelehrter Freund, der mich damals begleitete, und meine Wenigkeit, dann denken wir noch immer mit Lachen an den Achenſee, an jenen Schnee und an das „Preferanzl“. Und ein ſchalkhafter Kobold flüſtert uns neckend ins Ohr: „Hobe die Ehre!“

Der Ammersee.

(1881.)

s ist ein Zauber uralten Lebens, der über den Gauen des bairischen Vorlandes liegt. Schon in der Römerzeit erhoben sich hier gewaltige Kastelle, welche die Straße beschirmten; noch zeigt der Boden die Spur derjenigen, die ihn damals gepflügt, und jene stillen Gräberreihen, in denen Lust und Mühsal ihres Lebens zur Ruhe kam.

Dann wurden sie verdrängt von der jugendlichen Kraft der Germanen, und auch deren Spur haftet noch in tausendjährigen Zeichen an Mauer und Erde; bis in die Merowinger- und Karolingerzeit reicht die Geschichte jener Ortschaften zurück. Das Mittelalter beginnt, und überall begegnen uns die großen Träger seiner Kultur: gewaltige Grafen-

geschlechter gründen ihre Burg am See; der Mönch baut seine stille Zelle, und singend pflügt der Bauer daneben das alte immergrünende Feld. Doch über dem Waffenlärm und dem Waidruf der einen, wie über dem Glockenschall und Allelujah der andern, schwebt noch tiefe waldgrüne Einsamkeit.

Diese Einsamkeit ist bis in die letzten Jahre dem Ammersee geblieben. Sein Gebiet ist eines der herrlichsten im bairischen Vorland; glänzend spiegelt sich die lange Bergeskette in seiner Flut; Hochwald umkränzt die Ufer, aber eine seltsame Fügung hat es gewollt, daß er vergessen blieb von den Tausenden, die allsommerlich hinausziehen und sich jeden Winkel schöner Erde erobern. Obwohl nur etwa sechs Stunden von München entfernt, lag er doch lange Zeit weitab „vom Wege"; denn keine Bahn führt an diese stillen Gelände, und kein Dampfboot durchmaß bisher die blaue Flut. So blieb denn dieses Fischervolk allein, und die Sonne, die am Abend hinter den Waldbergen versank, sah niemals ins Gewühl drängender Menschenmassen. Erst seit kurzem hat das Dampfboot, das von Grafrath die Amper hinauffährt und dann den ganzen See durchschneidet, auch diese Pfade er-

schlossen; der Ammersee ist jetzt erst gleichsam entdeckt worden.

Hoch über uns liegt das Blau eines Junimorgens; die Buchen zeigen das erste Grün, und der Vogelsang klingt rings aus dem Gehölze. Hinter der Bahnstation wartet der kleine Dampfer, der eigens für den schmalen Lauf des Flusses gebaut ward. Das Wasser desselben, das durch seine milde Heilkraft berühmt ist, schimmert uns klar entgegen; weißer Schaum zischt um die Flanken des Schiffes, sowie sich das Steuer regt, und die Fahrt beginnt. Es ist ein wundersamer Wasserpfad — zu beiden Seiten nickt uns das schlanke hellgrüne Schilf mannshoch entgegen und neigt sich unter den drängenden Wogen; ein Wasservogel fliegt kreischend aus dem Röhricht; ein Weidenbaum senkt seine Zweige hernieder. Doch bald genug grüßt unser Auge schon die blaue Fläche und die leuchtenden Berge.

Das kleine Dorf, wo wir landen, heißt Stegen; es liegt am nördlichen Ende des Sees und durch die schattigen Bäume des Ufers hat man den herrlichsten Ausblick. Uberall heben sich traute Dörflein aus dem Grünen, Idyllen voll Sonnenglanz und

Buchenschatten, wir aber lassen den Dampfer von hinnen ziehen, und dann erst löst unser Fährmann den leichten Kahn, der uns hinausträgt auf die schweigsamen Fluten.

So schweigsam und doch so beredt! — Um unser Schiff kreist die flüchtige Möve; aber alles, was uns umgiebt, steht so uralt eingewachsen in diesem Boden, daß Gegenwart und Vergangenheit fast in einander fließen.

Der Kirchturm, der zur Rechten herüberwinkt, gehört dem Dorfe Eching; ein altes Edelgeschlecht im zwölften Jahrhundert trug von ihm den Namen, und in Römerzeiten war es ein Angelpunkt der Straßen, die hier das Land durchkreuzten. In den Gräbern, die man dort aufgedeckt, lagen die Leichen im Kreise, mit den Füßen gegen einander gewendet, und mancher Schmuck ward damals unter grünem Wiesengrunde ans Licht gezogen.

Noch weiter drüben, wo die Fenster eines Schlosses glänzen, hausten die „Greifen", auch ein Edelgeschlecht, das bereits um das Jahr 1400 ausstarb. Damals hieß es wohl jubilierend:

„Von Greifenberg die Greiffen
Die kummen mit Singen und Pfeiffen —"

aber der letzte des Stammes ward in der Türkenschlacht bei Nikopolis gefangen und Sultan Bajazid ließ ihm das Haupt abschlagen — wie mochte sein Herz in letzter Stunde sich sehnen nach den grünen Geländen der Heimat! Jetzt ist der Ort ein bekanntes und wohlverdientes Stahlbad geworden, wo junge Frauen und bleiche Mägdlein ihr Heil suchen — mir aber klang im Ohre das Singen und Pfeifen der lustigen Ritterzeit, dieweil der einsame Kahn hinaustrieb.

Da schaut mit einmal eine grauverwitterte Kirche herüber, ganz im romanischen Stil; am Ufer liegen zerfallene Fischerhütten, und in der Sonne trocknen ausgespannte Netze.

„Wie heißt das Dorf hier mit seiner merkwürdigen Kirche?“ fragte ich den stillen Fährmann.

„Dös Dorf da?“ erwiderte er zögernd; „dös Dorf heißt eigentlich Unterschondorf, aber wir heißen's ‚See‘. Und die Kirchen? Gelt, da müßt' man sich schier schamen!“

Und dann erzählte er gelassen weiter, daß die Gemeinde zu dürftig gewesen, um, wie die übrigen Orte am See, ihre Kirche zu restaurieren; auf diese Weise blieb das reizende romanische Bauwerk un-

verfehrt erhalten. Es ist aus Tuffstein errichtet und mag etwa aus dem zwölften Jahrhundert stammen; weitum im ganzen Gau ist es das einzige Gebäude, das noch ganz seine einstige Gestalt bewahrte. Selbst wenn wir inmitten großer historischer Städte stehen, mutet uns solch' altes Gemäuer gar köstlich an, um wie viel mächtiger wirkt es hier — mitten im grünen Laube und in der Einsamkeit des Dorfes!

Aber auch die Flut, nicht nur das Land erzählt von alten Zeiten; denn wenn die Luft und das Wasser stille sind, dann zeigen sich unter dem Spiegel des Sees noch die Reste von Bauten, die aus römischen Bädern stammen; ja die Sage erhielt sich lange Zeit, die Römer hätten einst über den ganzen See eine Brücke geschlagen. Noch Westenrieder, der große Meister bairischer Volkskunde, huldigte dieser Ansicht, die allerdings dadurch einen gewissen Halt fand, daß die Felsen des Seegrundes an der vermeinten Stelle besonders nahe hervortreten.

Der Hauptort auf dem linken Ufer ist Dießen; drüben beherrscht Berg Andechs die Gegend. Aber auch in historischer Beziehung dominieren diese Orte;

denn nach ihnen waren die Grafen von Dieſſen-Andechs genannt, eines der gewaltigſten Dynaſtengeſchlechter aus der Zeit der ſaliſchen und ſtaufiſchen Kaiſer.

Von Franken bis nach Tirol und Iſtrien reichten ihre Güter; Schloß Amras war ihr Eigen, und Innsbruck war von ihnen begründet; mit allen Großen des Reiches und mit allen Thronen Europas ſtanden ſie in enger Verbindung. Adelheid, die Schwiegermutter des deutſchen Kaiſers Konrad und des griechiſchen Kaiſers Manuel, war eine Gräfin von Dieſſen, die Söhne des Hauſes aber begegnen uns in allen Landen als mächtige Degen. Wir finden ſie auf dem Biſchofsſtuhle von Bamberg und Regensburg und als Patriarchen von Aquileja, und Berthold der Vierte ward ſogar Herzog von Dalmatien und Kroatien, allein noch glänzender waren, wie geſagt, die Wege der Töchter. Die eine vermählte ſich mit dem König von Frankreich, die andere mit dem König von Ungarn, und wieder andere nach Burgund und Savoyen, nach Mähren und Schleſien, nach Öſterreich und in das Haus der Burggrafen von Nürnberg. So lebt noch heute in dem Kaiſerſtamm der Habsburger und Hohen-

zollern, und in den Königsfamilien von Baiern, von Bourbon und von Italien ihr Blut, ihr eigenes Haus aber brach nur allzu schnell zusammen. Fehde und Zwist zersplitterte den Besitz, der allenthalben willige Erben fand, als im Jahre 1248 der Mannsstamm erlosch.

So war denn mit jähem Verfall eines der mächtigsten und ältesten Geschlechter Deutschlands geschwunden, die Güter um den Ammersee aber fielen an das Wittelsbachische Haus und teilen nun seit mehr als sechshundert Jahren die Geschicke Baierns.

Wer jetzt in das grüne seeumspülte Örtlein kommt, merkt wenig mehr von jener stolzen Vergangenheit; nur das geistige Auge fühlt ihren stummen Zauber. Wohl aber gemahnt uns noch so manches in der Anlage und Architektur, ja fast möchten wir sagen, in der Stimmung des ganzen Ortes an das stattliche Kloster, das die Grafen von Dieſſen hier gegründet. Es stammt aus dem zwölften Jahrhundert und war anfangs sowohl für Männer wie für Frauen zugänglich, bis die letzteren allmählich „ausstarben“. Das Herrenstift indessen, welches die Besitzungen derselben gewann, erfreute

sich allzeit mächtiger Gönner und hatte reichen Besitz an Land und Leuten, an „Wunn und Weide“, an Fischrecht und Mühlen; vor allem war ihm Kaiser Ludwig der Baier hold, der den Ort zum Bannmarkte erhob und dessen Bildnis noch jetzt an dem ehemaligen Rathaus prangt. Schon die langgestreckten weiträumigen Mauern haben etwas historisch-klösterliches; grünes Laubwerk umgiebt uns, und weithin herrscht der Blick über die Fluren des Landes und über die Hütten der Menschen.

Obwohl die Kirche im Barokstil verunziert ist, birgt doch ihr Inneres noch manches Wahrzeichen aus großer Zeit; denn allenthalben sehen wir die Grabsteine jener gewaltigen Dynasten, die hier „schlafen in steinernen Särgen“, wie das Wort des Dichters sagt, und im Kuppelgewölbe prangen die Bilder der Heiligen, die aus ihrem Geschlechte hervorgegangen oder mit demselben verwandt sind. Es ist ein Frescogemälde in fünf Gruppen; Kaiser Heinrich der Zweite und seine Gemahlin Kunigunde, König Stephan von Ungarn und die Landgräfin Elisabeth von Thüringen begegnen uns darunter.

Durch den Garten des Klosters aber rauscht mit kühlen Wellen der Weinbach und stürzt sich

schäumend über hohes Felswerk; nach der Sage führte von der Kirche einst ein unterirdischer Gang nach Andechs und von dort bis an den Untersberg im Salzburgerlande.

Trotz des Verkehres, den das Dampfboot auf den See gebracht, ist Diessen übrigens noch heute ein stiller Ort, dessen Wohlstand durch die zahllosen Kriege schwer gelitten hat, in die das oberbaierische Land jahrhundertelang verwickelt war. Sein Hauptbetrieb ist die Fischerei, die am Ammersee von jeher besonders blühte; denn schon in uralter Zeit lieferten die Fischer von Diessen ihre Edelware auf den Markt von Augsburg, besonders wenn dort Reichstag gehalten ward. In frohen Gelagen versammelte sich ihre Zunft, so oft ein neuer Genosse darin aufgenommen wurde, oder an den alten Jahresfesten der Innung, und dann klang wohl froher Zecherlärm im Gaden unter dem wetterbraunen Völklein, das sonst so schweigsam scheint. Da der See vier Stunden lang und mehr als eine Stunde breit ist, war die „Fischwaid" auf demselben nicht wenig ergiebig, und vor allem gilt das sogenannte „Amaul" (der Zander norddeutscher Gewässer) als eine Spezialität des Sees.

Um das Gebiet der einzelnen Berechtigten abzugrenzen, dienten eichene Säulen mit dem entsprechenden Zeichen, oft aber war auch nur in einen mächtigen Baum am Ufer die Gestalt eines Fisches eingeschnitzt und so die Grenze bestimmt; schon im fünfzehnten Jahrhundert begegnet uns eine strenge und bis ins einzelnste gehende See-Ordnung.

Wenn wir von Diessen aus zu Lande unsern Rundgang weiterführen, kommen wir zunächst an die Martinskirche, die für das älteste Gotteshaus in Obernbaiern gilt; denn nach der Augsburger Chronik von Welser soll sie bereits im Jahre 303 erbaut worden sein. Von dort geht es nach Fischen, dem einstigen gefreiten Herrensitze, und überall sehen wir Gräberspuren, die auf die früheste Besiedlung weisen; nur ein einsames Schifferhaus begegnet uns, wo die Fähre über den See führt. „Wartaweil" heißt der geduldig-sinnvolle Name des Ortes.

Wir ziehen weiter und haben bald die herrliche Bucht erreicht, die der See hier bildet, auf der einen Seite umschlossen von dem Dörflein Mühlfeld, auf der andern von dem stattlichen Schlosse Ried. Hinter dem Strande aber liegt, von Nußbäumen umschattet, Herrsching.

Im ganzen Seegebiet ist dieser Winkel vielleicht die vollendetste Idylle. Einsam liegt das Ufer mit seinen weißen Kieseln; kein Haus, kein Menschenlärm stört diese Ruhe — nur badende Kinder plätschern im Wasser, das weithinein flach und lichtgrün ist. Über den Spiegel zieht eine Möve, die mit dem Fittich das Wasser streift und wieder emporschwebt in die Lüfte; im Westen ballt sich der schwarze Gewitterhimmel und türmt sich hoch über der langen Bergeskette, deren Gipfel schneeblank herüberschauen. Eine stumme, sommerwürzige Schwüle liegt über Land und See — in solcher Stunde steigen wir empor zu dem alten weitberühmten Kloster Andechs.

Es ist herrlich gelegen, auf der Höhe eines Bergkegels, den hochgewachsener Wald, tiefe Schluchten und rauschendes Gewässer fast dem Hochgebirge gleich machen. Wir wählen den Weg durchs Kienthal; eine einsame Mühle steht beinahe überhängend am Bache; wuchtige Felsentrümmer liegen hier und dort verstreut, und nur bisweilen sehen wir hinab durch gelichtete Zweige auf den Spiegel des Sees. So geht es höher und höher empor, bis wir endlich das Freie gewinnen, und

da liegt nun inmitten von Wald und Feld das stolze Kloster, oder „der heilige Berg“, wie ihn das Volk kurzweg bezeichnet.

Schon im früheſten Mittelalter erstand dort eine gewaltige Burg, die dann der Hauptsitz der Grafen von Dieſſen wurde, nachdem ſie drüben das Chorſtift gleichen Namens gegründet. Hier wurden dereinſt die Schätze des heiligen Raſſo geborgen, als im zehnten Jahrhundert die Ungarn ins Land fielen, doch als in Folge der Reichsacht (1208) auch dieſe Burge „zerbrochen“ ward, da vergruben die Mönche von Seeon, welche den Gottesdienſt daſelbſt verſahen, die Schätze und Reliquien auf dem tiefſten Grunde der Kirche. Erſt zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts hat man dieſelben wieder entdeckt, und die Sage will wiſſen, daß ein Mäuslein die Stätte verraten habe, wo ſie ruhten. Eine Reihe von wunderthätigen Heilungen ſoll alsbald geſchehen ſein, und da Hunderttauſende von Pilgern aller Länder herbeikamen, ward eine neue Kirche und ein Stift für ſechs Chorherren errichtet, welches 1455 in ein Benediktinerkloſter verwandelt wurde. Die Schätze, welche dort verwahrt und von den Gläubigen noch heute andächtig verehrt werden, ſind zwar über-

wiegend religiöser Art — es sind Reliquien vom „Leiden unseres Herrn", von Maria und den Aposteln — aber manche der kostbaren Gefässe und Gewänder haben auch hohen kunsthistorischen Wert und reichen zurück in frühe romanische Zeit.

Wir ehren die Andacht derer, die sich daran erbauen, doch auch wer draußen durch den burgartigen Hof und durch die grünen Gelände schweift, fühlt sein Herz gehoben durch Gottes schöne Welt. Der Ausblick (vor allem vom Turm der Kirche) ist bezaubernd: dieses Hügelland mit seinen grünen Wellen, diese tiefschwarzen Wälder, und zwischen wogenden Saaten die kleinen Dörflein mit ihren braunen Dächern und ihrem tiefen Frieden! Wer könnte sie alle nennen, wie sie hier den See umkränzen, das schöne Breitbrunn und das uralte Inning und Erling — von der Benediktenwand über Karwendel und Wetterstein schweift unser Auge hin bis an den Säuling bei Schwangau.

Allein selbst wenn uns nach minder luftiger Labung gelüstet, sind wir hier an eine gute Stätte geraten; denn die würdigen Jünger des heiligen Benedikt, die soviel gethan für Kunst, Wissenschaft und Landeskultur, sie gönnen auch dem müden

Wanderer gern ein frohes Stündlein der Raſt, und willig öffnet ſich das Brauſtüblein im Erdgeſchoſſe dem wohlerworbenen Durſte. Es iſt ſo behaglich und heiter dort; am Fenſter ſtehen die Blumen, und Bilder aller Art ſchmücken die Wand; luſtig ſingt der Vogel im Bauer und freundlich reicht uns der dienende Bruder den Steinkrug. So wird es uns denn von Herzen wohl an dieſer uralten Stätte, und während wir uns auf der Holzbank ſtrecken, geht es uns ſinnend durch die Seele, wie reich das Leben iſt und wie viele Wege doch zum Ziele alles Lebens führen — zum Glück!

Man muß es nur erſt verſtehen lernen, was im Lande und im Herzen derer lebt, die man heimſucht; man muß nur auch erleben können, was man ſieht! Das iſt die beſte Frucht aller Wanderſchaft.

Im Pfeldersthal.

(1872.)

Wer die Berge nur aus einem ſtaubigen Wagenfenſter betrachtet, der wird ihnen ferne bleiben, auch wenn er mitten darinnen iſt. Man muß mit ſeinen Füßen auf gutem Fuße ſtehen, wenn man den wahren und vollen Genuß der Landſchaft beſitzen will, und wenn das irgendwo in der Welt ſeine Richtigkeit hat, dann iſt es in Tirol. Tirol mit ſeinen ſchmalen Steigen und ſeinen himmelhohen Spitzen iſt recht eigentlich das Land für den Wanderer; ſeine Thäler, die ſich hundertfach öffnen und ſchließen, bedürfen den freien Blick. Das Bild, das ſie bieten, iſt häufig ſo eng und abgeſchloſſen, daß wir ſtets auf die Beachtung des Details, auf jene unwillkürliche Wahrnehmung des Kleinlebens zurück-

geführt werden, welche den Weg so reich und reizend macht. Die Einzelheiten, die wir wo anders suchen müssen, werden uns hier wie ein Geschenk entgegengebracht, und dennoch bringen sie uns nie aus dem Zusammenhang des mächtigen Gesamtbildes. Niemals verdrängt die Großartigkeit der Höhen die Anmut der Niederungen, niemals wird das Bild klein, weil es enge, und unbedeutend, weil es abgeschlossen ist. Dieser Zug charakterisiert die Wanderung durch die Thäler Tirols; er gilt auch von jenen, welche auf allen Seiten den ungeheuren Gebirgsstock umgeben, der unter dem Namen der Ötzthalergruppe bekannt ist und eine Gletschermasse von mehr als hundert Millionen Klaftern darstellt. Da ist neben dem Oetzthale selbst das Pfoß- und Fenderthal, Schnalser- und Matscherthal und etwas weiter entfernt das altberühmte Passeyer. Von dort zweigt der Weg zur Linken ab nach Pfelders.

Der erste Ort, den wir hier gewahren, ist das kleine reizende Dörflein Moos; die Passer, die rauschend vorübereilt, macht hier eine Wendung, und in der grünen Ecke, die sie bildet, liegt hochaufgeschossen und weit vorgebaut ein Gewinkel niedlicher Häuser. Das braune Dach ragt weit hinaus,

die weißen Mauern stehen blendend in der Sonne; fröhlich wucherndes Weinlaub klettert daran empor; die Schwalbe schießt durch das offene Fenster am First und wirbelt zwitschernd wieder heraus ins Freie, um in endlos blauer Luft zu entschwinden.

Wie fast in den meisten wilden Thälern Tirols, so ist es auch hier — *gehen* kann man nur auf der schmalen Straße, an allen übrigen Teilen des Ortes heißt es *steigen*! Kaum mehrere Klafter breit liegt ebener Boden, dann kommen wieder Terrassen und Abhänge, regellos aneinander gereiht, mit trotzigem grauen Gestein verwachsen, das allenthalben zwischen dem kurzen Gras sich hervordrängt.

Die Fernsicht über die nahen Gletschermassen ist in Moos noch beschränkt, der Charakter der Landschaft ist hier noch ein stiller und schlichter, mehr von friedlicher als von gewaltiger Einsamkeit. Erst wenn man auf dem rechten Ufer der Passer höher hinansteigt, wird die Landschaft weiter und mächtiger. Ein kleines Kirchlein mit schlankem Thurm winkt uns entgegen, und die schmalen Wiesenstreifen, die die Höhe krönen, sehen aus, als wäre ein grüner Teppich zu Füßen der heiligen Stätte ausgebreitet. Dort sieht man weit vor gegen St. Leonhard und

ins Thal nach Pfelders, dort stürzt der Pfeldeſer Bach ſich mit lautem Jubel hinab in die Paſſer, ſo ſtürmiſch, daß der Aufſchrei der ſtürzenden Wogen faſt verhallt in dem weißen ſauſenden Schaume. Nach dem Namen des Kirchleins trägt auch dieſer Abſturz den Namen Platterfall; unter den Bergſpitzen, die rings emporſteigen, ſehen wir den Jauffen mit dem bekannten Übergang, der bei Sterzing mündet.

Zwiſchen ſchmalen ſmaragdgrünen Wieſenmatten zieht ſich der Weg ins Pfelderthal hinein; eine ſteile Brücke überſchneidet die Straße, und ſchon auf weite Entfernung gewahrt man das Kirchlein und die Häuſer von Plan. Uber ihnen der weiße rieſigbreite Kranz der Gletſcher.

Schon iſt die Sonne dahinter verſchwunden, die Augen ſehen zwar noch volles Licht, aber um die Stirne weht uns bereits jene dämmerige Kühle, die uns anhaucht wie die letzten friſchen Atemzüge des Tages. Wie wohlig iſt das Gefühl für den Wanderer, wenn er um ſolche heitere Abendſtunde in ein Dörflein einzieht, wenn das Ziel des Tages erreicht iſt und wohlverdiente Raſt ihm winkt. Dieſer Gedanke wirkt im Herzen wie ein plötzlicher

rascher Flügelschlag, das Auge mißt mit heiterem Staunen die Riesen, die vor uns stehen, jeder Laut, den das Ohr vernimmt, klingt uns an die Seele. Und die staubigen Schuhe drücken nimmer, das schwere Bündel wird plötzlich leicht, es ist, als ob eine gute Fee es uns unmerkbar trüge.

So wandern wir an den ersten Häusern des Dorfes vorüber, die ersten Grüße dringen uns entgegen, und immer näher kommt die Kirche und ihr freundlicher Nachbar, der nach der Seele den Leib erquickt. Wir meinen: den Wirt!

In vielen kleineren Dörfern, die zu weit vom Wege der Touristen abliegen oder nur spärlich bevölkert sind, findet sich indessen der Begriff des Hotels noch absolut nicht selbständig vertreten, und das Pfarrhaus ist dann die einzige gastliche Stätte. Es trägt noch den alten deutschrechtlichen Namen, man wird nach dem „Widum" geleitet, wenn man nach der Wohnung des Priesters frägt, der Bewohner selbst aber wird nach österreichisch-klerikaler Sitte Kurat genannt. In manchen Thälern Tirols ist dieser Kurat demnach die einzige Zuflucht des Fremden, welcher freundlichen Rat und ein stilles Obdach begehrt. Seine Erscheinung ist so

markant und typisch, er gehört seiner kleinen abgeschlossenen Welt so ausschließlich und mit solcher Treue an, daß er von derselben fast untrennbar scheint, daß er unwillkürlich eine feste Staffage in der reizend knappen Landschaft geworden ist.

Wer sich am Abend mit leichter Tasche dem Dörflein nähert, der begegnet außerhalb der Grenzmark nicht selten einem Wanderer im langen schwarzen Kleide, mit dunklem Strohhut, der einsam und beschaulich seinen Abendspaziergang macht, und das ist der Mann, von welchem wir sprechen. Der Wege, die er zur Auswahl hat, sind nicht viele; entweder ist es die hergebrachte einzige Landstraße oder der schmale Wiesensteig, und wer nach dem Dorfe strebt, der m u ß ihm fast notwendig in den Weg kommen. Das kleine lateinische Brevier liegt aufgeschlagen in der einen Hand, die Kinder, die ihm begegnen, drängen sich herzu und küssen die andere, der schwarze Spitzhund aber bleibt verblüfft auf dem Felde stehen und stellt die Ohren auf, wenn er zuerst des nahenden Touristen gewahr wird. Freundlich zieht dieser den Hut und erwidert den Gruß des Herrn Kuraten; ein paar Worte, die das Wohin und Woher erklären, werden gerne darein gegeben.

Wer das Leben dieser Männer ins Auge faßt, der muß zugestehen, daß ein Stück von schlichter aber tiefer Poesie in demselben ruht, und wer ihrem persönlichen Wesen sich nähert, der wird häufig einer Liebenswürdigkeit und Ehrlichkeit begegnen, die bald unser Herz gewinnt. Denn das was dem Klerus in großen Städten schadet, wo er sich an den heißen Kämpfen der Zeit beteiligt und dadurch seinem wahren Berufe so leicht entfremdet, fällt hier weg, hier tritt seiner Pflicht keine Versuchung und seinen Gedanken keine Polemik gegenüber. Sein ganzes Leben hat sich zurückgezogen auf diesen kleinen fast unnahbaren Wirkungskreis; mit sich und den Seinen im Frieden zu leben ist sein einziger Beruf, den der geistliche Waffenlärm ihm niemals streitig macht. Es ist begreiflich, daß unter diesem Einfluß der Priester sich mehr bemüht, seinen Pfarrkindern ein wahrer Freund zu sein; sie sind ja seine ganze Habe und er ist ihr ganzer Hort; die höchste Autorität für alles, was dies einsame Leben begehren mag. Um die Einsamkeit der langen Tage zu kürzen, haben viele dieser Pfarrherren sich irgend einen Zweig des Wissens ausersehen, der ihnen Anregung und weitere Ziele giebt. Manche treiben Mineralogie

oder Botanik, andere haben die Stätte selbst, die mit ihrem Dasein eins ist, zum Gegenstand ihrer Studien gemacht und sind als Kenner der Gletscherwelt berühmt geworden.

Wir erinnern zum Beispiel an den Kuraten Senn in Vent, der einen in Deutschland bekannten Namen besitzt und sich um die alpine Erforschung des Ötzthals die größten Verdienste erwarb.

In der Regel wird der Tourist bei diesen Herren auf die herzlichste Weise aufgenommen. Denn wenn auch im allgemeinen die Neigung besteht, Tirol nicht allzusehr den Fremden zu öffnen, so ist der Wanderzug in jene Thäler doch so gering und das Bedürfnis mit Menschen zu verkehren so mächtig, daß fremde Gäste trotzdem willkommen sind. Jeder der da kommt, bringt ja ein Stück Welt mit sich, ein Stück von jener großen, weiten Welt, die draußen liegt wie ein mächtiges Reich der Sage. Acht Monate dauert der Winter hier im Thal, bis die Sonne den letzten Schnee der Matten überwältigt hat, bis der Weg dem fremden Wanderer wieder geebnet ist, nnd wen mag es Wunder nehmen, daß nach solcher Zeit ein Wandrer freundlich empfangen wird? Wen mag es Wunder nehmen, daß das Licht im Widum

heute länger brennt als sonst, daß der Herr Kurat bis Mitternacht bei den nordischen Gästen sitzt, die diese Nacht seine tiefen Federbetten bewohnen und morgen den Gurgler-Ferner übersteigen? In den schimmernden Flaschen glänzt der rote Tirolerwein; auf dem blankgefegten Tische liegen die Karten des kaiserlichen Generalstabs, und zwischen den friedlichen Worten hören die Fremdlinge schon die rauhen Lawinen des furchtbaren Gletschers rollen. So ist es binnen wenigen Stunden, als wäre man seit Jahren vertraut gewesen.

Auch in dem kleinen Dörfchen Plan, wo das Amt des Kuraten in den Händen eines Cisterziensers liegt, wurden die Fremden anfangs nur von diesem zu Gast genommen. Seit mehreren Jahren indes hat sich die Häuserin, die ihm die Wirtschaft führte, emanzipiert und ein eigenes kleines „Hotel" gegründet, wenn man dies Wort nicht allzustrenge nimmt. Denn der Eingang des Fremdenzimmers ist nicht an der Fassade, sondern der müde Passagier wird erst um die Ecke geschleift, wo ein schiefes Dach auf ihn herabzustürzen droht. Über mehrere Stufen treten wir auf einen hölzernen, gebräunten Gang und kommen in ein ziemlich dunkles Gemach, das

in dem kleinen Hause groß genannt werden darf. Hier findet sich das wichtigste und wohl auch das wertvollste Mobiliar des jugendlichen Hotels, ein paar Federbetten von gletscherhafter Dimension, ein Tischlein (das sich niemals deckt) und zwei Stühle, die in des Wortes verwegenster Bedeutung hinfällig zu nennen sind. Der übrige ziemlich breite Raum ist leer.

Das alles war nicht eben glänzend, allein man geht ja nicht nach Plan, um eine elegante Wohnung zu mieten, und so entschädigt die Außenseite für das Innere.

Auch wenn wir müde angekommen sind, auch wenn es schon dämmert, sind wir immer noch aufgeräumt, einen abendlichen Schlendergang durch das Dorf zu wagen; man fühlt ein Bedürfnis, die Physiognomie des Ortes und den Eindruck richtig zu stellen, den uns die nächste Umgebung macht.

Plan ist der Hauptort des Pfelderthals und liegt nach den Generalstabskarten 5131 Fuß über dem Meer. Wirr durcheinander liegen die Gebäude, die Steine auf dem zerklüfteten Dach sind verwittert, der blaue Rauch steigt senkrecht empor aus dem zerbröckelten Kamin.

Plan wird nicht mehr als höchstens zehn Häuser haben, aber diese stehen so unregelmäßig und winkelhaft, daß sich trotzdem ein wahres Labyrinth von kurzen kleinen Gäßchen bildet. Zerrissene Zäune rahmen dieselben ein; das Terrain ist selbst zwischen den Straßen uneben, und die Schafe klettern darin umher und nagen das Grün zwischen den Steinen weg oder drängen sich mit schüchterner Neugier um den vereinzelten Wanderer. Obwohl man auch den kleinen schwarzgelben Kühen begegnet, die bei ihrem vielseitigen Berufe eine tiefe Bescheidenheit zur Schau tragen, so ist doch die Schafzucht die einzige, die in diesen hochgelegenen Thälern wirklich gedeiht. Bis auf die Zinnen der kahlen Felsen, wo das Gras nur mehr dürftig durch die Ritzen dringt, klettert die kleine weißbevließte Herde im Sommer empor, auf Pfaden, die das ungeübte Auge kaum erkennt, an denen das Murmeltier zwischen den spitzigen Zinken hervorlauscht mit hellem Pfiff und ihnen zänkisch die Gräser streitig macht.

Wer aber selber in diese Regionen steigt, der wird plötzlich weithin umringt von den Wundern einer unermeßlichen Natur. Wie großartig und doch so unfruchtbar, wie reich an Macht und doch

so geizig mit jenen Gaben, die uns anmutig zu Herzen gehen! Millionen Klafter vom riesigsten Felsgestein und kaum eine Handvoll Grün!

Am Schluß des Thales erhebt sich die hohe Wildspitze, die 11,000 Fuß überschreitet und vom Volk nur die „hohe Wilde" genannt wird. Unermeßlich steht sie in der riesigen Kette der Zentralalpen, wie ein Eckstein in jenem Kamm, der die Wasserscheide trägt und fast nirgends unter 10,000 Fuß herabsinkt. Himmelhohe halsbrecherische Übergänge leiten hier von einem Thal in das andere, zum Beispiel über das Spronserjoch nach Meran; über das Langthalerjoch nach Gurgl. Im Thale selbst wird jener breite Kamm mit dem Namen „Reiserwände" bezeichnet, die Pyramide, die am südlichen Ende emporragt, heißt der „Wilde Spitz". Blicken wir weiter in die Runde, so begegnet uns eine seltsame Nomenklatur; da sind der Seelen- und der Trinkerkogel und andere rätselhafte Gipfel, so wunderbar gestaltet wie ihre Namen.

Wer näher in die Topographie dieser Gletschergruppe eingeht, dem wird die Karte von Anich mancherlei Aufschluß bieten; um die Vermessung und Richtigstellung der einzelnen Gipfel aber hat sich Herr

von Sonklar unschätzbare Verdienste erworben. Derselbe ist Oberst in österreichischen Diensten und seinen Namen trägt einer der herrlichsten Ferner.

Hinter der Felsmauer, die wir eben beschrieben, aber steht das ungeheure Eisjoch, und wenn es auch vom Pfelderstal selber nicht sichtbar ist, so trägt es doch zur Gestaltung desselben wesentlich bei. Ebenso entscheidend für die Plastik des ganzen Thals hat die Tschigotspitze gewirkt, von der sich ein Rücken ablöst, der nordöstlich zwischen dem untern Passeyer- und dem Pfelderstale hinzieht. Ihm verdanken zahlreiche Seitenthäler dieser beiden ihr Dasein, wie zum Beispiel Lazins und Farmazon, das Spronser- und Saltauserthal.

Über die Besiedlung der Gegend meldet die Sage, daß die breiteste Stelle des Catzinserthals zuerst bebaut worden sei, und zwar soll dort ein Forsthaus für die Jäger des Landesherrn errichtet worden sein, der damals auf dem Schloß Tirol residierte. Was diese Vermutung besonders unterstützt, ist der Umstand, daß von hier der gerade Weg über das Spronserjoch nach dem Schloß Tirol führt; jetzt steht eine Alpe dort, die von mehreren Gemeinden der Nachbarschaft bezogen wird.

Hunderte und hunderte von Jahren liegen zwiſchen jenem Tag, wo zuerſt ein menſchlicher Schritt in dieſen Thälern hallte. Die Geſchlechter und die Gedanken haben ſich geändert draußen in der großen Welt und ſelbſt hier ſind die Geſtalten, die vorübergehen, anders geworden, wenn auch in dieſen Höhen die Zeit ſo lautlos dahinſchreitet, daß ſie alle hundert Jahre nur eine Stufe zu erreichen ſcheint. Eines aber iſt gleich geblieben ſeit jener Stunde, wo die rauhen Jäger des Fürſten die Axt in dieſe Wildnis trugen bis heute, und das iſt die Natur. Sie lächelt nicht einmal in den hunderten von Jahren, ſelbſt im Frühling nicht; ſie iſt eine Matrone mit ſilbernem Scheitel und — ſteinernem Herzen.

Am Chiemsee.

(1872.)

Es gab eine Zeit, wo das ganze Land, das jetzt zwischen Inn uud Salzach liegt, nur eine unbegrenzte Wasserwüste war, und ein Stück aus jener Vergangenheit ist auch der Chiemsee im bairischen Oberland. Weithingedehnt, viele Meilen im Umkreis, liegt seine Wasserfläche da; im Süden lehnt sie sich an blaue Berge, nach Norden greift sie weit hinaus in die Ebene. Die Ufer sind jetzt noch stellenweise tiefes Moor, kleinere Seen umgeben ihn auf allen Seiten, es ist das Überbleibsel, der letzte Tropfen, der stehen blieb aus jener neptunischen Periode.

Gottlob, daß sie vorüber ist, daß wir „aufs Trockene" gekommen sind. Nicht in die Vergangenheit, sondern in die volle blühende Gegenwart wollen

wir deshalb den Leser geleiten; es wär' eine Sünde gegen den Frühling, dessen Pulsschlag draußen pocht, der uns die Wonne lehrt, die in dem Augenblicke liegt!

Ja wahrhaftig, das war ein Maientag, als ich mit leichtem Schritt an das Gestade hinabstieg! Der Schnellzug, der von München nach Salzburg geht, führt am Ufer des Chiemsees entlang, bald ist er hinter den Bäumen verborgen, nur der blaue Rauch wirbelt noch in der Luft, nur das dumpfe Dröhnen der Schienen hallt in der Ferne, und dann Gottlob ist er verschwunden. Nun ist es ganz der Frühlingsmorgen nnd ganz die Sonntagsruhe, die da waltet. Das Dörflein, wo wir ausgestiegen, heißt Prien, mit wenigen Schritten ist man an der Kirche, wo das Volk im Feierkleide herumsteht und von den großen Fragen seines kleinen Lebens plaudert. Wir werfen einen raschen Blick in das heitere buntbewegte Bild, ehe wir hinab zum Seestrand eilen.

Die Dörfer des Chiemsee nämlich liegen nicht dicht am Ufer, zum Teil weil der flache Strand an vielen Stellen moosig ist und dann weil der See im Lauf der Zeiten um mehrere hundert Fuß zu-

rückwich. Ein ſchlichtes Sträßlein, das munter bergauf und bergab zieht, führt von Prien hinab an das Geſtade, wo einzelne Häuſer ſtehen, die man mit dem Geſamtnamen „Stock“ bezeichnet.

Der Weg beträgt kaum eine Viertelſtunde. Zu beiden Seiten ſteht das junge Gehölz, hie und da ein Lichtung im Walde, wo ſich zwiſchen dem braunen Laub ſchon die blauen Anemonen hervordrängen. Über den kühlen Waldgrund aber, in dem die Sonnenlichter ſpielen, huſcht der Fink, auf dem oberſten Aſt der Tanne wiegt ſich die Droſſel leiſe ſchlagend und dann wieder regungslos, als lauſche ſie der Antwort. O Frühling, du Wunder der Natur, du Wunder der Menſchenſeele!

Begleitet vom Vogelſang, geleitet von den klugen Blumen, die hart am Wege blühen, zog ich entlang; ich konnte dem Bächlein nicht böſe ſein, das mir mutwillig in den Weg lief, da endlich kam das offene Geſtade. Unbewegt lag der blaue Spiegel vor meinen Blicken, drüben die Berge mit ihren wunderbaren Formen und die Matten mit ihrem erſten Grün; in allen Farben war eine Zartheit, wie ſie nur der Morgen, wie ſie nur die Jugend kennt! Ach wie ſchnell kommt der Mittag!

Weit hinein in den See ragen die Pfähle des Steges, den das Eis alljährlich zertrümmert und der sich erst mit der Sommersaison einer Erneuerung erfreut; blondlockige Kinder plätscherten im Sande und müßig, weit herausgezogen lag ein gewaltiger Einbaum am Strande. Der Einbaum ist die älteste und primitivste Form der Schiffe auf unseren Gebirgsseen, er ist aus einem einzigen Eichstamm gezimmert und erreicht ein Alter von 60—70 Jahren. Fast allenthalben ist derselbe jetzt durch die modernen koketten Kähnchen verdrängt worden, nur auf dem Chiemsee hat sich das alte Fahrzeug fast ausschließlich erhalten.

Mit mächtigem Ruck schoben wir das würdige Fuhrwerk hinaus in die Wellen; der Fischer, der mich übersetzen sollte, griff zum Ruder, und weithin ging es über die lautlose Flut.

Ich horchte, wie sie unter jedem Einschlag rauschte, ich sah hinaus über die tiefblaue Bergeskette, die sich vom Stauffen bis zum Wendelstein vor unseren Augen erstreckte. Der Duft der Tannenwälder strömte uns entgegen, die Libelle glitt vorüber, nur selten unterbrach ein Wort die schweigsame Schönheit oder den einsamen Ruderklang.

Dennoch waren wir nicht allein. Mir gegenüber saß ein blonder, hochgewachsener Knabe, kaum 14 Jahre alt, mit grünem Hut, von dem die Spielhahnfeder nickte. Er hatte mich in Stock gebeten, ob er „auffitzen" dürfe, und wie er mir nun erzählte, war er vom Königssee daheim mitten in der himmelhohen riesigen Bergeswelt. Zwei Jahre lang hatte er in der „Fischunkel", auf einer der höchsten Almen, „gehütet", jetzt war der Vater gestorben, und so mußte er auswärts sein Brot suchen. Ein Bauer in der „Grassau" hatte ihn gedungen, dorthin gingen nunmehr seine Wege.

Lange sah ich dem schönen Knaben zu, er hatte die Füße gekreuzt und die Hände im Schoß gefaltet, das lockige Haar hing ihm tief herab in die Stirne. Wie ein verstohlenes Heimweh zog es über sein Gesicht.

Es ist doch wunderbar, je weniger der Naturmensch die Worte besitzt, um sich auszusprechen, desto schlagender spricht seine ganze stumme Erscheinung. Er war die höchsten Felsengipfel gewohnt, ihm kam die Landschaft hier so weit, so aufgeschlossen vor, und seine tiefen Augen ruhten sehnsüchtig auf dem Watzmann. Am Watzmann liegt

ja der Königssee, und hoch emporgetürmt über dem Königssee liegt die Fischunkel!

Das Ruder rauschte, die Libelle glitt vorüber, bald lag die Insel Herrenchiemsee, an der ich landen sollte, dicht vor meinen Augen. Sie und die „Frauen-insel" sind es, die dem Chiemsee sein charakteristisches Gepräge geben, beide trugen dereinst eine Kloster-stätte, deren Gründung bis in die Frankenzeit zu-rückreicht.

Langsam landet das Schiff am Strande, wo riesige Buchen stehen, wir fahren tief hinein unter ihr verschlungenes Gezweig und steigen mühelos die waldigen Stufen empor, die uns den Weg weisen.

Die Insel selber ist mächtig groß, sie umfaßt mehr als 600 Morgen und wer sie umgehen will, hat fast eine Meile vor sich. Auf den freien Gründen steht das alte Kloster, der größte Teil indessen ist mit dunklem Tannenforst bedeckt.

Es ist ein Stück Waldeinsamkeit, das hier in-mitten der blauen Flut liegt, und wenn man so durch das finstere Dickicht schweift, wo die mäch-tigsten Hirsche äsen, dann könnte man es fast ver-gessen, daß wir auf einem Eiland wandeln. Plötzlich

aber lichtet sich der Wald, zwischen den Ästen schauen die Berge und die blaue Flut herein, heimliches Wogenspiel rauscht in der Ferne.

Schon wenn man der Insel entgegenfährt, noch weit vom Landen, zeigt sie dies eigentümliche Gepräge, das sich nicht ändert, sondern nur verstärkt, sobald wir in ihrem Bannkreis weilen. Dies mächtige, emporgetragene Stück Land mit seinen satten Wiesen, der schwere finstergrüne Wald und die grauen gewaltigen Klostermauern, das alles ist so fest in sich geschlossen, das alles ist ein Bild von so entschiedenen Zügen und so voll eigener Kraft, daß die Hand des Künstlers keinen Strich hinzuzufügen hat. Und wenn die Glocken dann herübertönen aus dem alten Gemäuer, dann klingt es in ihnen nach wie die Erinnerung einer tausendjährigen Geschichte.

Es giebt Menschen, die zu einem bestimmten Berufe gleichsam geboren sind, und es giebt Gegenden, die zu einer bestimmten kulturgeschichtlichen Mission fast notwendig bestimmt erscheinen. So geht es mit Herrenchiemsee, es mußte nach dem Geiste jener Zeit, in die seine Jugend fiel, ein Kloster werden und eines

der herrlichsten, das die deutsche Geschichte kennt.

Heute sind jene Tage längst vergangen, das Gemäuer ist halb zerbrochen, und nur der Name des Besitzers mahnt noch an das Mittelalter. Er heißt Graf Hunolstein, Grafen und Fürstensöhne waren einst die Äbte des Stifts.

In wenigen Minuten führt uns der leicht bekieste Pfad zum Schloß empor. Das ist ein riesiger Bau im Gevierte, mit langen Fensterreihen, und man vermißt es kaum, daß die Türme der Klosterkirche seit Jahrzehnten abgebrochen sind. Sie wurden zwar nicht dem Boden aber doch dem Dache gleichgemacht, in der geräumigen Halle aber, wo einst die Mönche im Chor saßen, zischen jetzt die gewaltigen Pfannen, deren Rauch die Wände schwärzt und deren malziger Duft durch die offene Thüre dringt. Schon mit der Aufhebung des Klosters ward die Kirche ihres geistlichen Charakters entkleidet, und sähen wir nicht noch das hohe Gewölb und die einsame Marmortafel, die in der verkalkten Wand vergessen ward, wir fänden es selbst kaum wieder, daß sie es jemals war.

Über der einsamen Pforte und über dem Mauer-

bogen, der in den Schloßhof führt, rankt sich der Pfirsichbaum empor mit blaßroten Blüten, auf sonnigem Boden wuchern die Veilchen, und unter dem Gesims hat die Schwalbe ihr Nest gebaut, in dem schon die Jungen verstohlen zwitschern. Wir blicken empor — sorglos und jauchzend wirft sie sich in die blaue Luft und ist verschwunden, bevor der Blick ihr nachgeeilt!

Ehemals war sie allein hier frei, und mancher der stillen Mönche hat ihr in Schmerzen nachgeschaut, wie sie über die Mauer flog und über die Wellen; jetzt stehen Thüre und Angel offen. Der Hammer der Zeit hat sie gesprengt, und der steinerne Apostel, der dort an der Wand lehnt, ist noch der einzige Gefangene! Zerfallen wie der Hof, scheint auch das Innere des Hauses, die Treppe knarrt, wenn wir emporsteigen, ein Bibelspruch steht über der Thüre, wo einst die Bibliothek des Klosters lag: kostbare Handschriften, die bis in die Zeiten der Karolinger emporreichten, Bücher mit Malereien und Edelstein, die die Arbeit eines Lebens in sich schlossen. Auf den öden Gängen hallt unser Schritt, Zelle steht an Zelle, aber alles geschlossen. Aus jedem Fenster, das sich aufthut, schauen wir hinab

in ein Paradies, und doch ist jedes nur ein Gitterstab von jener großen Gefangenschaft, in der das Leben hier gelegen.

Selbst der Fürstensaal ist vor dem Verfalle nicht verschont geblieben; nur die prächtig geschnitzten Eichenthüren widerstanden der Zeit, aber die Decke mit ihren Bildern aus der biblischen Geschichte ist schon zerbröckelt, und in dem Parquet, das den Boden deckt, tickt ungestört der Wurm. An den Wänden sehen wir die Standbilder der römischen Kaiser dargestellt; Nero und Caligula, Claudius und Hadrian, alle in goldener Rüstung, mit den schwulstigen Zügen der Zopfzeit. Wie sonderbar schauen sie auf uns herab, diese Cäsaren vom Chiemsee; das sind schlimme Heilige für deutsche Klosterbrüder! Hoffentlich hat sie der Prälat, der ja auch Fürst des hl. römischen Reiches war, nicht als Kollegen, sondern nur zum warnenden Exempel hierhergepflanzt! Sie fühlen sich hier in dem einsamen Saale so überflüssig, und wenn man ihnen lange in die bausbackigen, goldenen Gesichter schaut, dann ist es fast, als müßten sie selber lachen, wie sie eigentlich hierher kommen.

Der Herr, der ihnen jetzt gebietet, ist laut

Vermerk der Graf von Hunolstein; er ist Pair von Frankreich und ein gestrenger Herr, wie schon der scharfe Name kündet. Seit zwanzig Jahren verwitwet und vereinsamt, liebt er die einsame Insel nicht und bringt in Paris seine Tage hin. Recht warm waren ihm die Deutschen niemals ans Herz gewachsen, aber seit nun gar die preußischen Soldaten seine Güter zertreten, die rings um Metz liegen, blickt er noch weniger hold als sonst, und ein Bauernjunge, der mich ins Vertrauen zog, meinte gar: „Jetzt traut er sich sobald nit heim."

Die Bestellung des Gutes, das zu den größten und schönsten im bairischen Gebirge gehört, steht einem Verwalter zu, der im Erdgeschosse wohnt und dort zum allgemeinen Heil eine kleine Wirtschaft errichtet hat. Hier ist ein traulicher Winkel. Das große Gelaß, wo die Gäste weilen, ist nach echter Bauernweise zugerüstet, seines Inneres vereinigt alles, was zum Charakter einer „Wirtsstuben" im Oberlande gehört. Blanke Dielen und breite Tische lachen uns entgegen, von der Decke hängt der Fuhrmannswagen und das kleine Boot mit den hölzernen Figuren, die in die Luft hineinrudern. In der Ecke aber hängt das Christusbild und in der Fenster-

nische der Käfig mit dem zwischernden Vogel; Geier und Hirschgeweihe schmücken die getünchte Wand. Und wo sie eine Lücke lassen, schaut ein verblichenes Bild uns an und erzählt uns eine alte Geschichte. Auch die schwarze Tafel fehlt nicht, die das Schuldbuch der Zecher ist; sie hängt hart an der Küchenthür. Wenn die Kellnerin vorübergeht mit braunen Augen und braunem Glase, dann versieht sie es selten, dort ihre Gedanken zu fixieren, und immer wieder bekömmt derjenige einen Strich, der ohnedem schon die meisten hat.

Indes nur wenige Gäste sind heute beisammen, ein paar Schiffer von Übersee, ein Bauer von Bernau und der Postbote mit seiner blauen Mütze. Es ist ja kaum Mittagszeit, die volle Frühlingssonne fällt durch die Scheiben; in dem weißen Glase, das auf dem Tische steht, prangen Schlüsselblumen und Anemonen.

Über die hochgebaute Terrasse, die von alten Bäumen umschattet ist, treten wir jetzt hinaus ins Freie, auf einen Wiesenhang, der steil ans blaue Ufer hinabführt. Oben auf seiner Fläche stehen riesige Linden. Jahrhundert alt der Stamm, und die grünen Knospen noch halb geschlossen, kaum

wenige Tage alt, kaum aufgeweckt vom ersten Frühlingshauche!

Hoch steht das Gras gewachsen, die Blumen drängen sich hervor, alles hat den Schmelz, den jedes Jahr nur einmal schafft, ehe die Menschenhand ihn antastet, ehe die Sense den Fluren die erste Wunde schlägt. Auch dann noch ist sie schön, aber jene volle ungetrübte Seligkeit des Seins, die haben nur die ersten Blumen und nur das erste Laub. Denn auch die Blätter (nicht nur die Menschen) fühlen es, wenn neben ihnen andere fallen; jetzt lebt noch alles, was ins Leben gerufen ward.

Wie tausendstimmig summt es da in den alten Linden, wie winzig sah der mächtige Mann sich an, der in ihrem Schatten saß, behaglich hingestreckt, die Brust fast in dem vollen Bart verborgen. Neben ihm lag ein mächtiger, schwarzer Fanghund, den Kopf auf die Tatzen gestützt, und lauschte. Der Alte hielt seine Sonntagsrast, er hatte ein Buch vor sich auf der hölzernen Bank, aber er mochte nicht lesen, auch er sah hinaus ins Blaue. In der kleinen Kapelle, die dicht neben dem stolzen Kloster steht, sangen sie die Vesper, wie wunderbar lag die Landschaft da in regungslosem Schweigen!

Kein Lufthauch, keine Woge, nur die Fluten des Sonnenlichtes, nur der Spiegel des weiten Sees. Dicht vor der Herreninsel reicht ein Stück Land in den See hinein, mit dichtem Tannenwald bedeckt; es war, als wäre er hinabgewachsen bis auf den Grund der Flut, so tief war die Farbe des Wassers.

Ich ließ mich nieder am Strand und horchte, bis der letzte Glockenton verhallt war, die Glocke selber klang wie eine Kinderstimme. Die kleine Kapelle, die sich hinter den Bäumen versteckt, ist aus rohem Sandstein und umfaßt kaum 20 Menschen. Wie merkwürdig ist der Gegensatz; hier wo die Kirche sich einst Paläste gebaut, wo sie allmächtig war weitum im Lande, ist nun nichts mehr ihr eigen, als diese kleinen Mauern; statt der silbernen Ampel nur mehr das Sonnenlicht, das durch die Fenster fällt; statt des brausenden Orgelschalls nur mehr die Kinderstimmen, die ihr ganz gehören.

Das Kloster ward etwa um die Mitte des achten Jahrhunderts gegründet, als sein Stifter wird Thassilo, der trotzige Agilolfingerherzog verehrt. Schon in frühester Zeit war es eine Stätte

der Kultur, die Schule, die „der Grieche“ Dobda hier errichtet, ward weit und breit von den Söhnen des fränkischen Adels besucht, aber die Schüler trugen Lanze und Schwert statt der Büchertasche und des Federstifts. Sie waren streitbare Männer, wie die Mönche selber, zu deren Füßen sie saßen. Der Hunnenkrieg, der zu Beginn des zehnten Jahrhunderts über Deutschland dahinzog nnd fast sämtliche Klöster im bairischen Südland in Asche warf, hat auch die stille Zelle von Herrenchiemsee (oder Herrenwörth, wie man es damals aussprach) der Erde gleich gemacht; zweihundert Jahre lag sie unbebaut und öde.

Erst 1131 erstand das Kloster wieder aus dem Schutt, und noch in der Zeit der Hohenstaufen gelangte es zur höchsten Blüte. Bald erhob es der Erzbischof von Salzburg, der die geistliche Oberhoheit führte, zum Bistum und vermehrte seinen irdischen Besitz; aber mit der Macht kam auch der Streit, der sich durch Generationen hinzog und sich erneuerte, so oft ein neuer Probst gewählt werden sollte.

Dann kamen die langen, schweren Kriege der letzten zwei Jahrhunderte; oft war das Kloster ein Asyl für die Flüchtigen, oft mußten sie selber flüchten

oder ihre Mannschaft zum kaiserlichen Heere stellen. Erst 1803 ward die Abtei und Bistum aufgehoben, weltliche Hände ergriffen das schöne Erbe und der Kirche blieb nichts als das kleine steinerne Gotteshaus.

So ging es mir durch den Sinn, während ich unter den Linden lag und über die Fluten schaute, wo der Himmel noch heute lacht wie einst vor tausend Jahren. Er fühlt es nicht, daß wir die Zeit in Krieg und Frieden teilen, ihm währt der Friede ewig.

Hohenschwangau und der Fernpaß.

(1881.)

Fast in jedem Sinne ist Hohenschwangau klassischer Boden. Alle großen Entwickelungsstufen deutscher Geschichte und deutschen Lebens, von der Völkerwanderung bis in die Tage der Reformation, sind mit dem Namen dieser Burg verknüpft, — mag man von der Kultur-Mission der ersten Christenboten sprechen oder von den Kaisergeschlechtern des Mittelalters, von kriegerischen Thaten oder vom stilleren Zauber des Liedes. Immer wieder begegnet uns Schwangau, und so ist die schöne Landschaft gleichsam erfüllt von schönen Gestalten, von jenem Reichtum der Begebenheiten, der sie in vollem Maße zur historischen Landschaft macht. Den feinen und nachhaltigen Reiz, den dieser Umstand verleiht, wird kein Gebildeter verkennen;

dadurch allein gewinnt die Betrachtung immer wieder neue Seiten; die geistige Beleuchtung, in der wir eine Örtlichkeit erblicken, ist ja nicht minder wirksam, als die Beleuchtung, die vom Himmel auf sie fällt.

Wer zum erstenmal in jene Gebiete kommt, wird überrascht durch die mächtigsten Gegensätze. Es ist die Grenze, wo bairisches und schwäbisches Volkstum seit uralter Zeit ineinander greifen; alemannische Art, die bedächtiger, kühler, berechnender ist, hat schon das rauhere, kühne Wesen des bairischen Gebirgscharakters gedämpft. Und wie die Völkerstämme, — grundverschieden, — hier ineinandergreifen, so stößt ebenda die breite, volle Ebene an die gewaltige Bergeswildnis. Wer den Blick hinaussendet, sieht weit in niederes, fruchtschweres Land; wer ihn bergwärts wendet, sieht hart vor sich die himmelragenden Wände, grüne Tannenwälder und, zu ihren Füßen eingeschlossen, zwei blaue Seen, die den Burgfelsen bespülen.

Den eigentlichen Schlüssel der Landschaft aber, den mächtigen Angelpunkt derselben bildet der Durchbruch des Lech bei Füssen (Fauces Alpium), der einen der ältesten Wege und Engpässe zwischen Deutschland und Welschland bezeichnet. Seine Be-

deutung war schon dem großen Gotenkönige Theodorich bewußt, der die strengste Bewachung desselben befahl; an den Namen Füssen knüpfen sich auch die Thaten des Mannes, der als geistiger Held dieses Land dem Christentume gewann. Es war der heilige Magnus, dessen Kelch und Stab noch heute daselbst verwahrt werden.

Wie eine holde Idylle lag waldversteckt und abseits von dem mächtigen Heerwege die Burg Hohenschwangau. Es war nicht blos Eine, es waren mehrere Burgen, die übereinander standen, und es scheint kaum zweifelhaft, daß ehedem ein römischer und ein gotischer Wartturm daselbst gewesen. Aber mehr und mehr streift bald die Weltgeschichte das waldumsäumte Idyll; seine Schönheit mag der Pinsel des Malers schildern; wir aber wollen erzählen von den Thaten, die sich unvergeßlich mit dieser Scholle verbinden.

Aus ihrer dämmernden Einsamkeit treten uns bereits im zehnten Jahrhunderte die ersten Urkunden entgegen. Als Kaiser Otto III. im Jahre 997 nach Italien zog, hielt er hier seine Rast; auf Hohenschwangau empfing Anno 1004 Kaiser Heinrich II., der Heilige, die Gesandten des Ungarnkönigs Stephan.

Als gebietender Name tritt uns in den vergilbten Pergamenten jener Zeit das uralte Welfenhaus entgegen, das in diesen Gauen vor allem begütert war, und als Urkundszeugen finden wir die Schwangauer unterzeichnet, die den berühmten Bischof Wicterp von Augsburg (750) unter ihre Ahnherren zählten.

Am berühmtesten unter ihnen aber ist wohl Hiltebold von Schwangau geworden, der gefeierte Minnesänger, dessen Siegel mit dem Schwane uns nicht selten begegnet, und dessen Liebeslieder an die schöne Elsbeth in der Manessischen Handschrift stehen. Er war um 1200 Burgherr zu Schwangau, also zur eigentlich klassischen Zeit des deutschen Minnegesanges (obwohl die nähere Bestimmung durch das mehrfache Auftreten des Namens Hiltebold in seinem Geschlechte erschwert wird).

Reich bewegt ging sein Leben dahin; er verkehrte mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit; und auch Walther von der Vogelweide, der eben um jene Zeit durch die bairischen Alpen zog, hat aller Vermutung nach auf Hohenschwangau Einkehr gehalten. Den Höhepunkt seiner Fahrten aber, seiner Thaten und Leiden bildete der Kreuzzug nach Syrien, wo er aus dem tiefsten aller Liederbronnen schöpfte, aus dem Heimweh.

Da Hiltebolds Lieder soviel wie gar nicht bekannt sind, obwohl sie der Münchener Kanonikus Dr. Johannes Schrott in vorzüglicher Weise neudeutsch bearbeitet hat, so werden wenigstens einige Proben derselben unseren Leserinnen willkommen sein. Dem Lobe der Frauen gilt ja sein Gesang, wenn auch sein Herz in treuer Beschränkung an der einzigen Erwählten hängt.

„Und wissen soll sie's: andre Frauen keine
Lieb' ich; die Minne wär auch eine kleine!
Wohl dien' ich allen, — aber durch die Eine."

Freilich ist sie so schön und von solchen „Huldgeberden",

„Daß andre Minne ruhig ich entbehre;
Mit ihrem Leib schuf Gott sich selber Ehre."

Ein Ton tiefwarmen Glückes klingt dann durch seine ersten Weisen, die er an sie richtet:

„Selig sei die Süße, Reine,
Selig sei ihr roter Mund,
Selig sei, die ich da meine,
Selig ist so süßer Fund."

In einem anderen Liede fährt er weiter fort:

„Es hat die Ohnegleiche
Ganz über mich Gewalt;
Ich bin der Arm' und Reiche,
Bin jugendlich und alt,
Betrübt und froh, — je wie sie spricht, —
Doch daß ich von ihr weiche,
Dies Einzige vermag sie nicht."

Und später heißt es:

„Dem König folgt, wohin er will, mein Leib,
Doch ohne Herz, das muß ich ausbedingen;
Denn dies besitzt zu aller Zeit ein Weib,
Von ihr weg könnt' es Unser Herr nicht bringen."

Allein wenn er sich auch dessen freut, daß allenthalben ihre Tugend laut gerühmt wird, so schmerzt ihn doch bisweilen das ewige „Versagen", das er auf seine Bitten und Liebesschwüre erfährt:

„Doch leider, — ich bedachte nicht
(Weil ihre Schönheit mich gemacht zum Thoren):
Zu meinem Flehn sagt sie aus Pflicht
Dann Nein, und meine Freuden sind verloren."

Diese wenigen Proben, mit welchen wir zugleich das Verdienst des Übersetzers ehren möchten, zeigen die poetische Begabung Hiltebolds gewiß in

hellem Lichte; zu ihrer vollen Wirkung aber müssen wir uns freilich die Zauberlandschaft dieser Berge denken, die blauen Seen, zu denen der Ritter aus braunem Gaden herniedersah, und die Herzensfrohheit der Zeit, in der er sang.

Bald wandelt sich auch für Schwangau das Bild; die sonnigen Töne verschwinden, und an ihre Stelle tritt die tiefste Tragödie, welche die deutsche Geschichte jemals gesehen.

Es ist der Abschied Konradins.

Der unglückliche letzte Sprosse des Stauffengeschlechts war am 25. März 1252 auf der Herzogburg zu Trausnitz bei Landshut geboren; sein Vater, Kaiser Konrad IV., hatte ihn nicht mehr gesehen. Seine Mutter aber war Elisabeth, die Tochter des bairischen Herzogs Otto des Erlauchten, die mit fünfzehn Jahren vermählt und mit zweiundzwanzig verwitwet war; dann lebte sie am Hofe ihres Bruders Ludwig des Strengen und längere Zeit auf der Burg zu Schwangau, bis sie nach fünfjährigem Witwenstande dem mächtigen Grafen Meinhard von Tirol die Hand reichte. Der kleine Konradin war über diese zweite Ehe so ungehalten, daß er es verweigerte, sich zu erheben, wenn seine

Mutter in den Saal trat; er war das Königskind, sie aber hatte sich zur Gräfin erniedrigt.

Oft genug freilich wich diese Härte, die bei dem leidenschaftlichen und stolzen Sinne des Knaben keineswegs unglaublich scheint, weicheren Herzenstönen, und dann sehen wir nur die schöne, junge Mutter, die das Verhängnis ihres Hauses ahnend in der Seele trägt und bekümmert niederschaut auf den blonden Sohn, der ahnungslos diesem Verhängnis entgegenreift.

Die alte Streitfrage, ob Konradin wirklich in Hohenschwangau von seiner Mutter und von der Heimat Abschied nahm, bevor er nach Italien ins Verderben zog, „erwächst beinahe zur urkundlichen Gewißheit“ durch einen Stiftsbrief, den Elisabeth mit Bezug auf die Abreise ihres Sohnes den Nonnen von Voldepp ausgestellt. Derselbe ist datiert von „Schloß Schwangau,“ den 22. August 1267, und als Zeugen dienen die sämtlichen Edlen und Ritter, denen wir nun auf dem ganzen Zuge als ständigen Begleitern Konradins begegnen. Sie hatten sich offenbar auf der Burg Schwangau zur Heeresfolge versammelt; hier war demnach der Ort ihres Auszuges und Abschiedes.

Das Ende dieses Weges freilich ward mit Blut in die Tafeln der Geschichte geschrieben, als der letzte Stauffe auf dem Marktplatze zu Neapel enthauptet ward.

Noch mancher Held aus den folgenden Kaisergeschlechtern hielt auf Hohenschwangau Rast: Ludwig der Baier, der am Plansee sein Jagdgebiet hatte, wo noch heute der Kaiserbrunnen nach ihm genannt ist; Maximilian, der letzte Ritter und der kühnste Jäger seiner Zeit, der von hier bis Zirl und Innsbruck sein Waidwerk hegte.

Unter Karl V. endlich kam die Veste an ein Augsburger Patrizier-Geschlecht (von Paumgarten), und der internationale Charakter dieses Kaisers, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, mag schon daraus hervorgehen, daß die Bestätigungsbriefe über das einsame Bergschloß von Neapel und Madrid datieren. Damals soll auch Martin Luther als Flüchtlingsgast die Veste bewohnt haben, die nun bald mehr und mehr zerfiel. Die Boten des Erzherzogs Ferdinand, die sie besichtigen sollten, geben bereits eine klägliche Schilderung; dann kam der dreißigjährige, der spanische und österreichische Krieg und zuletzt die Zeit Napoleons, — Hohenschwangau

wäre auf Abbruch versteigert worden, wenn nicht Fürst Öttingen es gerettet hätte. So ward die Burg für den feinsinnigen König Max II. erhalten, der sie als Kronprinz (1832) gleichsam neu entdeckte und durch Künstlerhand zu dem gemacht hat, was sie heute bedeutet. Noch zur Stunde ist sie der Lieblingssitz des regierenden Königs.

Zwei Namen, die wir oben erwähnt, als wir von den Jagden Kaiser Ludwigs des Baiern und Kaiser Max des Ersten sprachen, weisen uns den Weg ins Innthal; denn einer der herrlichsten Bergpfade, die das deutsche Hochland besitzt, führt über Reute nach Lermoos und von dort über den Fernpaß und Nassereit nach Telfs. Der ganze Weg ist von wunderbarer Schönheit und Kraft; die Natur selber hat ihn aufs stärkste befestigt, und so mancher große Name der Kriegskunst hat sich an diesen Befestigungen versucht. Karl V. ward hier von den Truppen des schmalkaldischen Bundes verfolgt, die unter Führung des Kurfürsten Moritz von Sachsen standen, nachdem ihm die abtrünnigen Fürsten zuvor einen Brief gesandt: „An den durchlauchtigen Fürsten Carl von Gent (dort war er geboren), der sich einen römischen Kaiser nennt.“ Philipp II.

und Alba zogen dieses Weges, und selbst Ehrenberg, die gewaltige Bergveste, hatte sich schon früher an Schärtlin von Burtenbach ergeben müssen.

Manche Heldenthat aus jenen Tagen belebt noch heute die einsamen Pfade, die uns über den Fernpaß führen, und vor allem waren es die Frauen, die, als Männer vermummt, die Truppen des schwäbischen Bundes schreckten. Wie Hormayr in seiner „Goldenen Chronik von Hohenschwangau" berichtet, sollen deshalb in der Kirche zu Elmen die Weiber noch heute das Vorrecht haben, daß sie während der Messe vor den Männern zum Opfer gehen; ein Wildschütz, Namens Peter Mock, vertrieb ein ganzes Streifkommando, indem seine Kugel den vorstürmenden Offizier zu Boden streckte und die Feinde glauben machte, daß ein starker Hinterhalt ihrer warte. Der Stein, hinter welchem er kauerte, als er jenen Meisterschuß gethan, und die Stelle, wo der Führer der schmalkaldischen Truppen zusammenbrach (unfern Weißensee), werden gleichfalls noch heute gezeigt.

Neben dieser reichen Geschichte, die übrigens bis in die Zeit der Römer und Goten hinaufreicht, zeichnet sich aber, wie gesagt, der ganze Weg auch

durch seinen seltenen landschaftlichen Reiz aus, der unabläſſig wechſelt und beſonders auf der Strecke zwiſchen Reute und Naſſereit durch zahlreiche kleine Seen belebt wird. Ihre zauberhafte Farbe, ihr kühlender Anblick erfriſcht ſtets von neuem das Auge des Wanderers, wenn deſſen Fuß ermüden will, — denn nur zu Fuße ſollte man eigentlich dieſe herrliche Tour unternehmen.

Auf der Alm.

(1875.)

Alle Volksstämme, die sich selbst in einer Art von Naturleben erhalten haben, stehen auch der Tierwelt mit einer gewissen Vertraulichkeit gegenüber. Ganz besonders aber tritt uns dieser beschauliche Zug im Charakter des oberbairischen Bergvolks entgegen, in einem Lande, wo der Ackerbau nur wenig Boden hat, und wo Viehzucht und Hirtenleben seit einem Jahrtausend blüht. Unwillkürlich ist dort das Tier aus dem Kreise des Sachlichen herausgetreten und gewann vor den Augen des Menschen eine Art von Persönlichkeit, von Individualität; mit jener feinen Beobachtungsgabe, die das Erbgut unseres Hochlandes ist, sah der Bauer auch in das Tierleben hinein und lauschte ihm seine feinsten Züge ab.

Für die gemütvolle Beziehung, worin der Bergbewohner zur Tierwelt steht, spricht schon die Bauart des oberbairischen Hauses. Denn da Stall und Wohnraum unter einem Dache liegen, so sind auch die Insassen des Stalles Hausgenossen im wörtlichsten Sinne, und nach diesem Sinne werden sie denn auch behandelt. Zum Stalle geht morgens der erste Gang, und den Stall zu versorgen ist am Abend die wichtigste Arbeit; jedes „freudige Ereignis", das sich dort vollzieht, wird in der That als Familienereignis begrüßt. An der Pforte des Stalles prangt in der Regel das Bildnis des heiligen Leonhard, und am Dreikönigstage werden die Buchstaben der Weisen aus Morgenland dort angekreidet (C + M + B), dann ist man sicher vor Hexen und Druden und allerlei Ungemach. „Fehlt was beim Viech", d. h. wird eines der Tiere krank, so macht sich alsbald der Bauer auf den Weg und läuft fünf bis sechs Stunden weit, um einen Sachverständigen zu holen (der aber selten der legale Thierarzt ist); da ist kein Pfad zu weit, und mitten in der Nacht steht er auf und horcht, wie es dem braunen Patienten geht. Bei Sohn und Tochter hätte es wohl eher Zeit bis zum anderen Morgen.

So sehen wir, wie die Tierwelt nach allen Seiten hineinragt in das Leben der Berge, in seine Freuden und Sorgen, in seine Sitten und Bräuche; an ihr übt der Bauer den feinen, beobachtenden Sinn, aus ihr nimmt er Bild und Sage, Vergleich und Scherz. Kurzum, nicht bloß sein äußeres Leben und sein Interesse, auch sein Gemütsleben steht mit der Tierwelt, die ihn umgiebt, in inniger Beziehung.

Man könnte erwidern, daß dies keine Besonderheit der oberbairischen Berge sei, sondern daß dieselbe Erscheinung allenthalben zu Tage tritt, wo die Natur überwiegend zur Viehzucht drängt. Wir räumen dies ein, aber wir fügen hinzu, daß eben die besondere originelle Frische, die gerade der Bauer im Hochlande zeigt, auch diese Beziehungen unendlich origineller und anmutiger gestaltet hat, als wir sie irgendwo und vor allem in dem eintönigen Flachlande finden. Dazu aber kommt noch ein anderes Moment, das dem Tierleben in den Bergen ein ganz eigenes Gepräge giebt: das sind die Almen.

Wie die Bewohner selbst den kühnen, freien Zug, der durch ihr Wesen geht, nur dadurch erhalten, daß ihr tägliches Thun sie aus der Enge

des Hauses hinauf in Felsen und Berge führt, so wird auch das Tierleben dadurch kühner und fesselnder, daß es aus seiner Eingeschlossenheit hinaustritt in diese meilenweite, waldumrauschte Freiheit.

Der Gebirgsländer fühlt diesen Unterschied gar wohl, und wie das „Almdirndl", das im Sommer Sennerin wird, viel mehr gilt, als das „Heimdirndl", das langweilig zu Hause bleibt, so hat auch die „Almkuh" ganz andere Würde, als die stille, vierfüßige Matrone, die jahraus, jahrein im Stalle steht. Ihr wird niemals die Stirn mit grünen Kränzen umschlungen, und niemals kommt die große, dröhnende Glocke um ihren Hals, wie sie die Leitkuh droben auf den Bergen trägt.

Also droben auf den Bergen, nicht daheim am engen Barren müssen wir das rechte, lustige Tierleben suchen, dort erst hat so eine Herde, wenn sie weit verstreut über die Matten zieht, ihren rechten Zauber, und wundersam klingt uns ihr fernes Geläut ans Ohr, wenn wir den steinigen Grat erklimmen und herunterschauen auf die grüne Halde, wo die Hütten traulich bei einander liegen.

Die Herden und ihr Geläut, — das ist die uralte und unvergängliche Staffage der Alpen, in

hundert Liedern ist dies Bild gefeiert, es ist so innig mit der Landschaft verwachsen, daß wir es kaum hinwegzudenken vermögen, daß jede Alm verwaist und traurig scheint, sobald die Sennerinnen im Herbste weggezogen.

Geht man allein vom Vorteil aus, so läßt sich freilich manches gegen die Alpenwirtschaft sagen; die Nutzung ist eine geringere, als sie daheim erzielt werden könnte, das junge Gehölz wird vielfach durch die übermütigen Wiederkäuer bedroht, der Dünger geht verloren und manches Stück erstürzt sich in den Gehängen, aber all' diese Erwägungen haben bisher noch nichts vermocht gegen die tausendjährige Sitte. Und in der That, ein Stück der tiefsten Poesie ginge damit der Landschaft verloren, einer der bedeutungsvollsten Faktoren fiele damit aus der Kultur-Entwickelung unseres Hochgebirges hinweg; denn gerade die Almen sind es, die den Bergbewohner in lebendigem Zusammenhange mit der Kraft und Freiheit der Berge erhalten.

Aber wie gesagt, bis jetzt hat es damit noch gute Wege, denn alljährlich um St. Veit oder Johannis steigt der fröhliche Zug unter dem

Jauchzen der Hausgenossen bergan auf die alte, seit vielen hundert Jahren zugehörige Alm. Und seit vielen hundert Jahren ist auch schon durch Alpenordnungen die Zeit der Auffahrt und die Zahl der „Gräser", d. h. der Stücke, bestimmt, die jeder Bauer hinauftreiben darf.

Eine seltsame Unruhe, eine freudige Hast geht durch die vierfüßige Schar, sobald man sie zum Aufzuge schmückt; sie sind wie Kinder, die man zur Abreise anzieht. Das drängt und wimmelt durcheinander, jede will vorn hin, die Braune und der Scheck, das „Blümel" und das „Glöckel", und wie sie nur alle heißen. Oft fährt der Ordnungsruf der Sennerin kategorisch dazwischen, und wenn er etwa im Lärm des Streites wirkungslos verhallt, ist sie bereit, ihn mit dem Haselstock erfolgreich zu unterstützen.

Oft viele Stunden weit ist der Weg von daheim auf die Alm, aber kaum hat die Herde die Lichtung, wo die Hütten liegen, erreicht, so dünkt ihnen schon jeder Stein und Baum bekannt und mit freudigem Gebrüll eilt jede auf ihren alten Platz im Stall. Nun ist die neue Welt, die neue Freiheit wieder gewonnen, — der Sommer beginnt.

Der Sommer aber führt nicht nur die vierfüßigen Gäste, sondern auch zahllos zweibeiniges Volk auf die Alm, und da giebt es nicht selten bedenkliche Kollision der Interessen. Denn mit zager Furcht umkreisen die Fremden die Hütte, unter deren schattiges Dach sich das Jungvieh zusammendrängt, halbgewachsene Rinder, die eben in den Flegeljahren stehen und deshalb am übermütigsten mit den Fremden sind. Dreimal ermahnt der Herr Geheimrat, der eben mit einer Kolonne von Damen auf dem Plane erscheint, das schnöde Getier zum friedlichen Auseinandergehen, allein umsonst, denn diesen Rothäuten fehlt der gesetzliche Sinn. Deshalb ist es nach Völkerrecht erlaubt, auf sie zu feuern, und mit einer Hand voll Tannenzapfen eröffnet der Herr Geheimrat die Salve. Da erhebt sich langsam und trotzig ein junger Bulle und trollt dem Attentäter entgegen. „Vater, Vater, wir sind des Todes!“ rufen entsetzt die Damen und ergreifen zitternd die Flucht. „O Gott, hier oben zu sterben, mußten wir deshalb von Berlin — — O Gott, o Gott, er kommt!“

„Seids nur nit so dalket, deswegen braucht man noch lang nit zu sterben,“ klingt eine helle

Stimme durchs Fenster, und mit lautem Lachen trat die Sennerin unter die Tür und rief die Flüchtlinge zurück. „Und jetzt machts, daß ihr da weiterkommts, ihr Sakramenter," rief sie dann plötzlich den Kühen zu, „denn die Herrschaften von [illegible] — nur miteinander da, weiter, marsch!"

„Ach Fräulein, wie Sie streng und wie schön die Kühe gehorchen tut," lispelt die Frau Geheimrätin mit dem Gefühle der Erlösung, und zögernd trippelt die ganze Gesellschaft über die Stufen hinauf in die Hütte, die Sennerin aber erwidert mit Lachen: „Ja ja, scharf muß man schon sein: wenn man nit manchmal recht aufbegehrt, na haben s' kein Respekt vor ei'm, dös wissen die Viecher grad so gut als wie die Leut'."

Um den Herd der kleinen Hütte gelagert, kehrten die erschrockenen Gäste gar bald zur alten Lebenslust zurück und musterten mit liebenswürdiger Neugier die rauchige Wand, wo lauter Gegenstände hingen, deren Zweck und Name ihnen ewiges Geheimnis blieb. Allein auch das hat seinen Reiz, man muß nicht alles verstehen.

Nicht immer geht es indes bei solchen Abenteuern scherzhaft ab, und manchmal weiß man von

schweren Unglücksfällen zu berichten, die durch die zügellose Wildheit der Tiere auf den Almen begegneten. Ich selber kannte eine Sennerin, die wegen ihrer Schönheit und ihres Gesanges beliebt war, und die am selben Tage, wo ich noch fröhlich mit ihr zusammensaß, von dem Stier ihrer Herde getötet ward. Ja, auf einem der Berge, welche den Walchensee umgeben, hausten vor etwa zehn Jahren drei solcher Ungetüme, die derart gefürchtet waren, daß niemand ohne Not den Berg beging, und auch in der Nähe des Spitzingsees gab es einen solchen kohlschwarzen Gesellen, der die Geißel aller Holzknechte war, die dort in den Wäldern fällten.

Schon mehrmals hatte er einzelne von ihnen angegriffen, und um sich nun für seine Verfolgung zu rächen, lauerten sie ihm den Weg ab, auf dem hochgeschichteten Scheitholz kauernd, das in langen Reihen auf der Lichtung stand. Wenn er dann des Weges kam, wollten sie Scheit um Scheit auf das rasende Tier herunterwerfen. Es war ein grausiges Bild, als er zuerst ihrer ansichtig wurde; mit funkelnden Augen ließ er sich auf die Kniee und schleuderte die Erde weit hinweg; wie zur Probe

seiner Kraft riß er die Rinde von den Bäumen und dann ging es mit ausgestrecktem Schweife und glühenden Nüstern den Feinden entgegen.

Anfangs lachten die wilden Burschen da droben in ihrem hohen Versteck und warfen ihre Geschosse herab, aber wie Schneeflocken schüttelte sie das Ungetüm vom Nacken und bald begann der riesige Holzstoß unter seinen furchtbaren Stößen zu wanken. Schon brachen einzelne Schichten zusammen; jeden Augenblick wuchs die Gefahr, daß die vielen hundert Klafter stürzend ins Rollen kämen.

Es waren Momente der Todesangst, und an dieser Angst schien das ergrimmte Tier sich zu weiden, denn nach jedem Anprall trat es drei, vier Schritte zurück und blickte höhnend empor auf die bleichen Gesellen. Wohl eine Stunde ließ er sie in dieser Qual, dann trollte er brüllend von dannen. Jene kletterten herab, aber jeden Augenblick konnte der Schwarze ihnen wieder gegenüber stehen.

Auch solche Abenteuer kann man erleben, aber, Gott Lob, sie gehören zu den seltenen Ausnahmen, dem im ganzen trägt auch das Tierleben der Berge jenes Gepräge froher Gutmütigkeit und Lebenslust, das dem Volksstamme selber eigen ist, und der

Verkehr mit der Tierwelt, weit entfernt von jeder Grausamkeit, hat den Charakter einer entschiedenen Familiarität. Jedes einzelne Stück der Herde ist dem Hirten genau bekannt, und als ich einmal einen Hüterjungen frug, woran er denn jedes dieser achtzig Schafe kenne, — da gab er erstaunt zur Antwort: „An was? An die Gesichter.“ Für die Beobachtungskraft eines Bauernjungen also hat jedes Schaf sein eigenes Gesicht, während für den Scharfsinn des Gebildeten doch alle nur eines haben. Stundenlang plaudert die Sennerin mit ihren Kühen; es ist kein Monolog, es ist eine förmliche Konversation; und manche hat mir versichert, daß sie sich dabei zehnmal besser unterhält, als mit — unsereinem.

Aus der Wurzelhütte.

(1870.)

Bis in die letzten Jahre hauste am Spitzingsee ein altes Paar, das mündlich durch sein Kauderwelsch und schriftlich durch Herrn Steub berühmt geworden ist. Da der Staat ihrer Verheiratung Hindernisse in den Weg legte, so lebten sie in dem einsamen Bergesthal ungetraut zusammen. Das ging Jahre und Jahrzehnte so fort, und wenn sie überhaupt Hochzeit gehalten hätten, so hätten sie schon längst die silberne gefeiert. Der Mensch muß sich indessen auch nützlich machen auf Erden. Dies empfanden die Alten, und in dieser Erwägung ward es ihr Lebensberuf, Wurzeln zu suchen und sich dem Branntwein zu ergeben. In geheimnisvoller Kammer ward das mysteriöse Getränk gebraut; Herren und Knechte

verlangten darnach, und wenn ihre Köpfe davon glühten, dann saß die verjährte Frau vor ihrer Hütte und freute sich der bösen That. Wenigstens hatte der Enzianschnaps dieselbe Wirkung, daß nämlich stets ein Glas sich aus dem anderen gebar.

Wie ein Kohlenbrenner fortwährend rußig ist, so darf ein Schnapsbrenner fortwährend betrunken sein. Das gehört zum Handwerk, und der Pseudogatte legte Gewicht darauf, daß er der beste Gast seiner Schenke war. Man sollte sehen, daß er sich um die Sache annahm, seine Figur machte für die Güte des Stoffes Reklame. Was er übrig ließ, das ward an die wilden Holzarbeiter verkauft, oder an die neugierigen Herrschaften, die in großer Zahl zu der wildromantischen Stätte kamen. So geschah es, daß die Spekulation in das stille Idyll hineinfuhr und daß die kleine Hütte bald „einen Namen" bekam.

Die persönlichen Verhältnisse haben sich unterdessen allerdings geändert, seit der alte „Girgl" das Zeitliche gesegnet hat. Er war fast 80 Jahre alt, und wenn die Welt nicht so undankbar wäre, dann würde sie eine Enzianblume auf sein Grab pflanzen. Die greise Gattin aber hat sich ins

Zillerthal und in den „wohlverdienten Ruheſtand“ zurückgezogen.

Gleichwohl blüht die Firma, welche dieſe beiden mitten in der Wildnis begründet haben, noch in ungeſtörtem Glanze fort. Statt der alten „Burgl“ ſind zwei junge ſtattliche Mädchen erſchienen, die gleichfalls aus dem Zillerthale kamen und unter der Ägide einer wirklichen oder nominellen Mutter das Branntweingeſchäft betreiben. Es ſind echte Tirolermädchen von jener Schmiegſamkeit, die mit demſelben Worte zu zuthunlich und doch ſo ſcheu ſein kann, die ſo viel Begehrlichkeit hat und doch ſo ſittſam erſcheint. Wenn man ſie fragt, was ſie den ganzen Tag über treiben, dann ſagen ſie: „Wurzzen graben thän mer.“ Für die ganze Umgegend haben die Bewohner der Spitzinghütte das Recht gepachtet, Wurzeln und wertvolle Kräuter zu ſammeln, die ſie zu den erwähnten geiſtigen Zwecken verwenden.

Daß die Verfolgung dieſer Zwecke körperlich ſehr ermüdend iſt, liegt auf der Hand. Wenn der erſte Morgen graut, brechen die beiden Mädchen auf; allein, um größere Strecken auszubeuten, geht jede ihre eigenen Wege, die oft ſtundenweit auseinanderliegen. Faſt alle Beſchäftigung in den Bergen

fordert einen gewissen Mut und so auch diese. Nicht nur, daß man beim Wurzelsuchen an die steilsten Stellen kommt, wo der Fuß mit doppelter Kraft sich an den Boden klammern muß, auch die Einsamkeit hat ihre Bedenken. Denn wo auf Stunden weit in der Runde niemand ist, da ist es eher bedenklich, als erfreulich, wenn plötzlich jemand des Weges kommt. Auch in dieser Beziehung müssen die Mädchen entschlossen und mutig sein.

Das Geräte, das sie von Hause mitnehmen, ist nicht sehr weitläufig. Es besteht in einem breiten Korb, in einer scharfen Hacke, die als Werkzeug und Waffe dient, und in einem bescheidenen Mittagsmahl, wo sich die Hacke nach Belieben auch zum Tranchieren verwenden läßt.

So durchstreifen die beiden die weiten dunklen Staatsforste, in denen viele tausend Morgen noch niemals von der Axt berührt wurden. So ziehen sie hin über die steile Wiesenhalde, wo die Almhütten wie kleine Nester am Felsen hängen und die schönsten Blumen nur von den Wiederkäuern gepflückt werden. Hier und dort finden sich auf den Höhen kleine Wasserbecken, „Tümpl“ oder „Gümpl“ genannt. Sie liegen in einem schmalen Kessel und

erscheinen als Krater, die von früheren vulkanischen Evolutionen herrühren und sich im Laufe der Zeit mit Wasser gefüllt haben. Deshalb sind sie oft von schauerlicher Tiefe. Dichte Schlingpflanzen bekränzen die steilen Ufer, über den Spiegel ragt der Felsblock hervor, auf dem der Bergvogel zwitschert; auf dem Grunde liegen morsche, riesige Tannenstämme. Große Fische steigen heraus aus der Tiefe und spielen in der Sonne; hierher kommt der Hirsch in der Sommernacht und trinkt die kühle Labung.

Auch die Flora der Alpenwelt wuchert am üppigsten an solcher Stätte. Manch köstliches Kraut blüht an jenem Rande, aber nur mit Lebensgefahr neigt sich die Hand über das trügerische stille Wasser. Um das Ufer solch kleiner Seen hat sich oft ein Kranz von Geheimnissen gewunden, und manche herrliche Sage liegt in dem Kelche dieser Blumen.

Weil in der Wurzel eine natürliche Kraft verborgen ist, so hat das die Menschen verlockt, eine wunderthätige Kraft in sie zu verlegen. Manches Kraut, das aus der Wurzel sprießt, ward als ein Zauberkraut betrachtet. Ganze Bücher hat der Aber-

glaube vergangener Zeiten mit solchen Rezepten angefüllt, die nicht bloß von Krankheiten, sondern auch von allerlei stillen Wünschen erlösen sollten. Wer darüber näheres lesen will, dem empfehlen wir das „Kräuterbuch von 1687".

Es ist freilich ein einsames, fast versunkenes Leben, wenn man so Tag für Tag durch die Wälder streift, wie die beiden Mädchen thun, und die Blätter am Boden betrachtet. Kein Laut ertönt, nur die Eidechse raschelt auf der sonnigen Erde, nur das Eichhorn schaukelt sich in den Zweigen. Und doch hat auch dies Treiben seinen Reiz, denn man kommt dem Kleinleben der Natur so nahe. Der Verkehr mit einer schönen großartigen Umgebung wirkt auf den Charakter. Viele Züge, die zum Wesen des Hochländers gehören, finden darin ihren Grund, treffende Feinheiten des Dialekts sind daher entnommen.

Früher, als noch das alte Paar in der „Wurzelhütte" regierte, blieb dieselbe auch zur Winterszeit bewohnt. Jetzt ist eine Art von Saison eingeführt, denn Ende November ziehen die beiden Mädchen mit ihrer Gardedame und einem Maskulinum, das sie „den Wirt" nennen, von dannen. Den Winter

verbringen sie im Zillerthal. Hunderte von Bewohnern dieses engen, reizenden Thales befolgen dieselbe Gewohnheit, indem sie über Sommer die Heimat verlassen, um Arbeit zu suchen. Ganze Familien lösen sich in solcher Weise auf. Die einen finden als Handwerker oder Holzarbeiter ihr Brot, die anderen beim Wegbau oder bei den Eisenbahnen; warum sollte nicht auch die Spezialität gestattet sein, auf fremder Erde Schnaps zu brauen?

Manchen Sommer ist das bairische Hochland förmlich überschwemmt von Tirolern, meistenteils aus dem Zillerthal.

Wenn ein ländliches Fest gefeiert wird, dann haben sie im Wirtshaus ihren eigenen Tisch, sie haben ihre eigenen „Madeln“ (denn es kommen fast mehr Weiber als Männer) und singen auf eigene Faust ihre Schnaderhüpfeln.

Die Tiroler verkehren fast nur unter sich, denn im bairischen Blute ist seit dem Jahre 1809 eine gewisse Abneigung gegen dieselben stecken geblieben, und wenn sie auch als Arbeiter geschätzt sind, so werden sie doch als Freunde nicht gesucht. Kein oberbairisches Mädchen hat einen Tiroler zum Schatz. Wird irgendwo gerauft, so ist es am gefährlichsten

dann, wenn die Tiroler und Baiern hintereinander kommen, wenn der Kampf eine nationale Färbung erhält. Denn daran nährt sich die Erbitterung. Sobald der Schneefall beginnt und die Arbeit eingestellt wird, geht der größte Teil dieser Zugvögel wieder nach Hause. Da sie sparsamer sind als die Baiern, so nehmen sie gefüllte Taschen mit und entschädigen sich durch eine Winterfrische mit Familienleben für die Mühen und die Trennung des Sommers. Vielschreiberei ist nicht in der Ordnung, und die meisten überzeugen sich erst bei der persönlichen Begegnung, daß sie noch leben. Manche, die bei der Holzarbeit „verunglückt wurden", kehren niemals wieder.

Wenn es Mai wird, beginnt die Wanderschaft aufs neue; dann wird auch die Wurzelhütte am Spitzingsee wieder bevölkert. Freilich ist es dort im Mai noch nicht Frühling, sondern der See trägt eine fußdicke Eisrinde, selbst während im Thal schon die Schlüsselblumen grünen.

Welche Massen von Schnee der Winter dort anhäuft, das weiß nur der, der sie gesehen hat. Zwischen Schliersee und der Spitzinghütte wird wenigstens ein Weg ausgegraben durch die tausende

von Klaftern, die hier hinabgefrachtet werden: zwischen Vallep und Spitzing dagegen liegt der Schnee wie eine undurchdringliche Mauer, 10—20 Fuß hoch und eine Stunde dick.

Nur in aller Frühe, wenn er noch hart gefroren ist, kann man es wagen, mit Schneereifen darüber hinzugehen; die Straße liegt zwei Mann tief unter dem Wanderer. Wer hier versinkt, der ist verloren; über die Spitzen der Bäume, über die Dächer der Almhütten, die neben dem Wege liegen, schreitet er dahin. Vor zwei Jahren ward auf diesem Wege im Frühjahr der Kadaver eines prächtigen Hirsches gefunden, der im Schnee versunken war.

Einen der merkwürdigsten Gegensätze erlebt man, wenn man von Schliersee im Mai hinaufsteigt nach Spitzing. Unten im warmen Thalkessel sind schon die Bäume grün, die Luft hat jenen warmen Ton, ohne den wir den Frühling nicht empfinden können. Und dann die Höhe. Hier starren uns die nackten grauen Felsklippen entgegen, hier liegt das glatte Schneefeld und die eisgewordene Fläche des Sees.

Kein Vogel singt, keine Knospe regt sich noch

hier. Da erſt weiß man es, was die Sehnſucht nach dem Frühling bedeutet, wenn Winter und Frühling ſo hart an einander gerückt ſind. Niemand jodelt im Winter. Man ſehnt ſich nach einem hellen Menſchenlaut, und wenn der erſte Juchſchrei hier oben tönt, dann iſt es nicht nur ein Zeichen der Freude, es iſt ein Zeichen der Befreiung.

Die Bittgänge im bairischen Hochland.

(1868.)

Der katholische Kultus, wenn man ihn von der menschlichen Seite betrachtet, hat ein sehr großes Verdienst. Dies liegt darin, daß er zu einer Zeit der Barbarei mit wahrem Genie die Bedürfnisse des Gemüts erkannt und auf ihnen die Entwickelung seiner gottesdienstlichen Formen begründet hat. Darauf, auf ihrem Sinn, beruht die Macht der Form, ob wir derselben im Tempel oder auf freiem Feld begegnen. Wirkt im ersteren die Macht auf uns ein, welche die Geschichte auf jedes Menschenherz ihm unbewußt ausübt, so auf letzterem die Macht der Natur, die jener andern völlig ebenbürtig ist. Das haben die geistlichen Führer des Volkes wohl begriffen, und die Einrichtung der sogenannten Bittgänge, der Prozessionen, ist aus diesen Grundgedanken erwachsen. Unwillkürlich öffnet sich das Herz, wenn Berg und

Thal vor unserem Blick sich öffnen, unwillkürlich wachen Hoffnung und Glaube in unserm Herzen auf, wenn so die Wunder der Natur vor unseren Augen liegen. Die Psychologie der Religionen ist ihre Stärke, und darum finden wir auch diese Bittgänge nirgends so sehr verbreitet wie gerade in schönen Gegenden und in der schönsten Jahreszeit.

Einen weiteren Anteil daran hat ein anderer Zug, der nun einmal aus der Menschennatur nicht herauszubringen ist.

Wir sind geborene „Malcontents“ und haben die fixe Idee, daß draußen alles besser zu erhalten ist, als daheim — auch der Segen, auch die Gnade. In den höchsten Schichten und in den niedersten begegnen wir diesem Hang; er schuf die Sehnsucht der Kaiserin Eugenie nach Rom, er beseelt die kleine Landgemeinde, die aus ihrem Bauerndörflein fort und zur Kirche des nächsten Bauerndörfleins hinzieht.

Am weitesten verbreitet und gewöhnlich auch die erste von allen Prozessionen des Jahres ist jene am Fronleichnamstag, der im Gebirge ausschließlich als Antlaß bezeichnet wird. Wenn auch schon Pfingsten vorüberging, ist's doch noch Frühling in den Bergen. Zwischen hohen, schwankenden Halmen wan-

dert der bunte Zug hindurch; wie die roten Wimpel der Fähnlein wehen, wie das goldene Kreuz im Sonnenlichte glitzert! Und dazwischen der Kindergesang und die feinen Glöcklein, die den Baldachin begleiten, wo die blauen Weihrauchwölkchen gen Himmel fliegen.

Drüben vom spitzen Kirchturm schallt das Läuten herüber, so klar, so melodisch, jeder Ton ein Friedensgedanke.

Und über dem allen glänzt die Morgensonne, glänzt dies Himmelsblau, das so siegreich in unsere Seele dringt. Da sinkt das Mütterlein ins Knie, das auf dem Wege wartet, und segnet das Leben, ihr müdes Leben. Ja, eine solche Stunde ist allmächtig; da muß man an die Zukunft glauben und von allen Worten, die den Frühling preisen, ist keines tiefer gedacht, als das Wort Frühlingsglaube.

Auch ich stand am Wege, an einer alten Linde, wo das Sonnenlicht mit den Blättern spielte. Ein Lebensdrang lag in den Zweigen und in der Erde, es war, als tönte durch alle Lüfte das selige Lied:

„Nun muß sich alles, alles wenden!“

Hinter dem Himmel, wo das Sanctissimum getragen wird, schreiten die Würdenträger des Dorfes. Kein Hofmarschall mit goldenen Tressen, kein Zeremonien-

meiſter ordnet ihre Reihe, denn manchmal treffen Alpha und Omega derſelben in einer Perſon zuſammen. Auch die landesüblichen Heiligen und die Standbilder der Ortskirche begleiten den Zug, vor allem das Marienbild, das von Mädchen getragen wird. Doppelt ſo ſchön, wie ſonſt, glänzt heute das ſilberne Geſchnür am Mieder und die goldene Schnur am ſpitzen Hut — aber ſchöner als alles wär' wohl der Jungfernkranz!

An vier Stellen des Weges ſind Altäre aufgerichtet für die Evangelien, einer ſteht auch am Feldkreuz, wo die dichten Buchenzweige den Waldrand bekränzen. Dort wird der Segen gegeben mit der leuchtenden Monſtranz; die Gebirgsſchützen aber mit blankem Stutzen und grünem Federhut bilden die Ehrenwache und von den Bergeswänden hallt das Echo der Freudenſchüſſe hinein ins Alleluja.

Wenn die Fronleichnamszeit vorüber iſt, beginnen die ſogenannten Kreuzgänge zu allen möglichen Zwecken. In Tirol werden ſie insbeſondere zu Ehren des heiligen Iſidor und der heiligen Nothburga gehalten, welche die Schutzpatrone der Dienſtboten ſind; bei uns in Baiern ſind die Ernteprozeſſionen geläufig, um den Schutz der Früchte gegen Hagel-

ſchlag zu erflehen. Darauf halten die Bauern auch heutzutage noch immer viel und die Hauptfrage, wenn ein neuer Pfarrer kommt, iſt, ob er auch „wettergerecht“ ſei. Das heißt etwa ſo viel: ob er ein drohendes Gewitter von der Gemeinde wegbeten und der Nachbargemeinde auf den Hals laden kann. Auch das „Schaueramt“ (ein Hochamt zur Abwendung des Hagelſchauers) wird in den meiſten Gemeinden alljährlich gehalten. Die geiſtlichen Herren hüten ſelber dieſen Reſt ihrer Prophetenwürde ſehr eiferſüchtig, und man hat es einem alten Heißſporn nicht wenig verübelt, als er einſt in der Gemeindeverſammlung mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug und ausrief: „Mein Herrgott, für dös Fach iſt der Hagelverein.“

Ganz beſonders verbreitet in den Bergen iſt auch der Marienkultus; ſechzig Prozent aller Mädchen heißen Midei (Maria), wenn ſie ſchon in der Regel nichts als den Namen (und hie und da das Kind) mit der Jungfrau gemein haben. Der Maria ſind auch die meiſten wunderthätigen Stätten geweiht, und unter dieſe zählt in erſter Reihe Birkenſtein. Weit und breit bekannt iſt die kleine Kapelle am Fuße des Wendelſtein, und man könnte einen ganzen

Menſchen zuſammenſetzen aus all' den Gliedmaßen, die dort in Wachs gegoſſen aufbewahrt werden zum Andenken an wunderbare Errettungen. Decken und Wände ſind mit Votivtafeln tapeziert, welche in geheimnisvoller Bilderſchrift und in verwegenen Hieroglyphen „viel wunderſame Mähr" berichten. Man kommt in wahren Schrecken, wenn man da erſt ſieht, was einem alles paſſieren kann! Damit dies nicht geſchehe, gehen alljährlich zahlreiche Bittgänge aus den Gemeinden des Oberlands zwiſchen Iſar und Inn nach Birkenſtein, und wenn der geneigte Leſer etwas auf dem Herzen hat, dann braucht er ſich nur anzuſchließen. Er braucht nicht zu befürchten, daß allzuviel gebetet wird, denn der bunte Tumult eines ſolchen Kreuzgangs ſtellt kein Bild der Andacht dar. Der Weg über die Berge iſt viel zu weit und mühſam, und eine gewiſſe Feierlichkeit hält der Menſch nicht lange aus.

Wenn es dämmert, zwiſchen zwei und drei Uhr morgens, verſammeln ſich die frommen Pilgrime in der Mitte des Dorfes. Das alte Mütterlein trippelt herbei mit dem Roſenkranz zwiſchen den dürren Fingern, die ſchmucken Mädchen drehen und wenden ſich, um zu ſehen, ob ſie (Gott) wohlge-

fällig seien. Wie ein Wespenschwarm schwirren die Buben, welche überall sind, wo „etwas los“ ist, durch die versammelte Menge. Der echte Bauer hat seinen roten Regenschirm unterm Arm, so oft er auf die Reise geht, und wenn's auch nicht regnet, so sieht man wenigstens, daß er einen hat. Das Regendach gehört nun einmal zur vollständigen Ausstaffierung und wird mit seinem deutschen Namen Parapluie oder Parasol genannt. Auch der griechisch-germanische Bastard „Paradachl“ hat im oberbairischen Dialekte das Bürgerrecht. Wer den Bittgang ganz besonders feierlich nimmt, der erscheint im Mantel, denn dieser ist das wahre Festtagskleid der Männer. Daß es Juli ist, thut nichts zur Sache, in der Physik des Bauern heißt es: was gegen die Kälte gut ist, ist auch gut wider die Hitze.

Endlich kommt der Herr Beneficiat im Chorrock, das Brevier in den Händen. Mit dem ganzen Gewicht seiner Erscheinung (einhundertundsiebenzig Pfund) tritt er unter die Menge und ordnet seine frommen Schäflein. Auch die Knaben, die ihm ministrieren, machen sich wichtig, denn sie hüten gewöhnlich die Ziegen und heute sind sie Adjutanten des Himmels! Fahnen und Bilder bleiben bei

diesem Gang zu Hause, nur ein schlichtes Kreuz wird vorangetragen; ein Vorbeter ist ernannt und beginnt die Litanei zu Ehren der allerseligsten Jungfrau. Im Anfang ist wohl noch innere Sammlung da, und wer dem Zuge begegnet, der bleibt mit entblößtem Haupte stehen. An jedem Hause drängen sich die kleinen goldköpfigen Kinder im Hemdlein ans Fenster, und die Mutter zeigt ihnen mit der Hand hinauf zum „Himmelvater". Das sind Augenblicke der Weihe, aber es sind nur Augenblicke. — Wie der Zug bergan von der Straße abgeht, lockert sich die Disziplin; das Beten wird nun programmmäßig eingestellt und beginnt erst, wo die Häuser wieder beginnen. Unwillkürlich erinnert dies an die Truppenmärsche, auf denen auch die Musik nur spielt, wenn sie durch Dörfer zieht.

Je höher der Zug auf den waldigen Bergrücken emporsteigt, die von drei Seiten das Leizachtal abschließen, desto mehr steigt jetzt die allgemeine Heiterkeit.

Die Buben machen athletische Übungen und fangen an, sich durchzuprügeln, denn das ist von alters her die Form, in welcher Buben ihrer Begeisterung Luft machen. Burschen und Mädchen, welche anfangs so prüde thaten, werden galant, weil

die Hindernisse des Weges sie herausfordern. Mancher Seufzer quillt aus der Brust der alten Mantelträger, auf deren Glatze der neckische Sonnenstrahl herumgaukelt.

Wenn der Zug über den „Kühzagelberg“ thalabwärts geht, dann bietet sich auf halber Höhe ein reizender Ruhepunkt. Dort öffnet sich unvermerkt der Wald, und durchs schimmernde Buchengehäng schauen Wendelstein und Breitenstein herüber. An ihrem Fuße aber leuchtet ein weißes Türmlein, das gehört der kleinen Marienkirche, dem gebenedeiten Ziel unseres Weges.

Hier dacht' ich oft, wenn ich als Knabe den Zug begleitete, an die Pilger vor Jerusalem, von denen der Lehrer in den Geschichtsstunden erzählt hatte, wie sie aufs gelobte Land hinunterschauten. Ich sah es nicht im Eifer der Begeisterung, daß die unsrigen Nagelschuhe statt der Sandalen trugen und Haselstöcke statt der Ritterschwerter; ich glaubte nicht, daß die Kuppel des heiligen Grabes schöner glänzen könne, als das stille Kirchlein in Birkenstein.

Was doch die Phantasie nicht thut, wenn sie einen besessen hat! „Paris en Amérique“ — Jerusalem in Birkenstein!

An dem Sträßchen, das ins Fischbachauer Thal führt, steht eine einsame Wirtschaft, „zum Neuhaus“ geheißen. Dort führte lange Zeit der „Bocksteffel“ das Regiment, der seinen Namen von dem Tiere trug, welches er so gern mit dem Wildpret verwechselte, wenn seine Gäste solches bestellten.

Dort hielten die Kreuzfahrer zum erstenmale Einkehr. Wie die Heuschrecken über Ägypten, fielen sie über die Küche her; umsonst waren Schürhaken und Feuerzange, mit welchen die resolute Köchin das Hausrecht verteidigte; jeder nahm, was er erwischen konnte.

Auch des „Springquells flüssige Säule“ stieg aus den braunen Fässern auf, und da war bald die Mühe vergessen, die man erlebt hatte und noch erleben sollte. Der gewichtige Benefiziat ging mit gutem Beispiel voran und bewährte eine unermeßliche Langmut, ehe er die erfrischten Himmelsbürger zum Weitermarsche in die Höhe trieb.

Nun mußte wieder gebetet werden, und auf dem kleinen Sträßchen, daß sich von Neuhaus nach Birkenstein schlängelt, schlängelten sich die frommen Wünsche der Wallfahrer empor. Ob es wirklich lauter fromme waren? Nach der Ankunft, die noch

zeitig genug statt hat, wird das Amt in der kleinen Kirche gehalten, und diesem folgt, was man in höheren Sphären ein „Festdiner“ zu nennen pflegt.

Es fehlt zwar manches an der vollen Feinheit des Begriffs, zum Beispiel Messer und Gabeln, Tische und Bänke, Toaste auf die deutsche Einheit und Ähnliches. Aber die Hauptsache ist doch da und das ist — die Begeisterung. Wer sie bezweifeln wollte, der müßte sie auf dem Heimweg gewahren, welcher von Sachverständigen als die Krone des Tages bezeichnet wird.

Die volkswirtschaftliche Agitation, welche gegen die vielen Feiertage eifert, richtet sich auch gegen diese Buß- und Kreuzgänge, und zwar mit vollem Rechte. Ein eigentliches Interesse daran hat ja nur der Klerus.

Es ist zwar die gemeine Meinung, daß unser Volk mit diesem unbedingt sympathisiere; allein gerade für das bairische Gebirg läßt sich dies keineswegs so allgemein behaupten. Den Schild der Pietät, hinter dem sich so viel Wust und Wüstlinge verbargen, haben die letzten Dezennien zertrümmert. Der scharfe Luftzug der Kritik, der durch unsere Zeit geht, ist auch in die Thäler gedrungen, von

denen wir sprechen, und hat den Leuten Mut zum „Schimpfen“ eingeblasen. Eine angeborene Dialektik kommt zur Gelegenheit hinzu und richtet sich in erster Reihe gegen den Klerus. Der Pfarrer ist nicht mehr exlex, wie er war, seine Predigt wird nicht mehr nacherzählt, sondern kritisiert und ist vor dem Volkswitz keineswegs sicher.

Mit dem Respekt vor den Personen ist selbst der Respekt vor der Sache ein wenig geschwunden, und auch der Boden der Berge spürt, wenn freilich in kleinerem Maße, die Prozente der Frivolität, welche im Boden der Städte wuchert. Die junge Generation ist besonders gelehrig für solche Traditionen, die reiferen Männer aber merken, daß hinter der religiösen Stellung der Priester die politische allzu dreist sich breit macht. Unbedingten fanatischen Respekt vor der körperlichen Erscheinung des Klerikers haben fast nur noch die alten Weiber. Da kann es wohl passieren, daß der begeisterte Regenschirm einer solchen bäuerlichen Matrone mit dem interkonfessionellen Cylinder des harmlosen Fremdlings zusammentrifft, der am Wege steht und meint, man schaue einen Bittgang etwa gerade so an wie ein Regiment Soldaten.

Die St. Leonhardsfahrt in Tölz.

(1879.)

Wenn man jetzt von Leonhardsfahrten spricht, so denkt man allein an das frohe Gewühl unseres heutigen Volkes; man hört Hufgedröhn und sieht die Gestalten unserer Bergeswelt im spitzen Hut und blanken Mieder; es ist ein Vollbild süddeutscher katholischer Sitte.

Und doch ist es zugleich ein Stoff, der uns unmerkbar hineinführt in uraltes, germanisches Heidentum; die Wurzeln des jetzigen Brauches liegen in der Tiefe von zwei Jahrtausenden, in jenem Waldesdunkel, das zu Tacitus' Zeit unsere Heimat bedeckte. Er ist verwachsen mit der ganzen mythologischen Poesie unseres altdeutschen Lebens; und leise, kaum fühlbar für das Bewußtsein des Volkes, ging die eine Welt in die andere über; es

wandelten sich die Namen und an die Stelle der heidnischen Götter traten die Heiligen. St. Leonhard ist der Erbe des Kultes, den Wodan, Freir und Baldr einst in deutschen Gauen gefunden; auch an ihre Opferstätten kam man hoch zu Roß zur Zeit der Sonnenwende, wenn der Himmelswagen sich kehrte. Und schon im uralten deutschen Völkerleben war das Hufeisen an der Thür das symbolische Zeichen des Schutzes wider böse Dämonen, wie man es heute noch in die Kapellen Sankt Leonhards hängt; die eisernen Ringe, welche nach Tacitus die Chatten trugen und die sie erst ablegen durften, wenn sie den ersten Feind getötet und sich dadurch gleichsam zur vollen Würde des freien Mannes emporgeschwungen — sie kehren wieder in jenen Ringen, welche man dem heiligen Leonhard zu tragen gelobte, jahrelang und oft lebenslang, zum Danke, daß er den Gelobenden aus feindlicher Gefangenschaft befreit.

So finden wir noch überall die Spuren des Heidentums und den Zusammenhang mit dem alten Sonnenkult; oder wäre es nur ein blinder Zufall, wenn noch in der vorigen Generation die Wallfahrer von Tölz ihren Umritt auf dem Kalvarien-

berg zu Sonnenaufgang hielten, wenn man ihn in Aigen am Inn, einem der wichtigsten Wallfahrtsorte, gerade zu der Stunde abhielt, wo die Sonne am höchsten stand, wenn man z. B. in Lothringen den Sonnenring noch jetzt „Leonhardskrone“ nennt? Und noch schwerer wiegt wohl der Umstand, daß die Hauptzeit der Umritte in den Juli fällt, also unmittelbar in die Zeit nach der Sonnenwende; nicht auf den Festtag des Heiligen, sondern — unbewußt — auf die Festzeit des alten Gottes! Ohne Zweifel sieht ja auch der erstere Tag (der 6. November) so manche glänzende Fahrt; vor allem die prächtigste in Tölz, von der wir diesesmal erzählen wollen, aber wie sehr die Julitage überwiegen, das zeigt in unumstößlicher Weise die Chronologie des Dialektes, welche gerade jene Tage kurzweg als „die Lenhardstäg'“ bezeichnet. So ist St. Leonhard denn der uralte „Berggott und Bauerngott“ geblieben, wie Professor Sepp in seinem „Altbairischen Sagenschatz“ ihn nennt.

Schon im frühen Mittelalter bildeten sich bevorzugte Stätten seiner Verehrung, die sich bald mit reichen Wundersagen umrankten und Tausende von Gaben aufzuweisen hatten, welche dankbare

Pilger dort zurückließen. Denn nicht nur als Schutzpatron der Herden, vor allem der Pferde, hatte sich St. Leonhard berühmt gemacht, er war auch der Helfer in allen anderen Nöten und wird in den Stiftbriefen und Urkunden des XIV. Jahrhunderts geradezu der „liebe, heilige Nothelfer" genannt.

Eine der wichtigsten Wallfahrtskirchen in Altbaiern war Inchenhofen (im Gerichte Aichach) und ein Kodex, den die königliche Hof- und Staatsbibliothek in München verwahrt, verzeichnet uns in sorgsamer Reihenfolge die Wunder des Ortes. Er stammt von einer Hand des XV. Jahrhunderts, wohl von einem der Fürstenfelder Mönche, denen die Obhut des Wallfahrtsortes übertragen war, und dessen Berichte werden uns hier im schlichten Chronikenstil gegeben. Es giebt kein Leiden in der Welt, für das nicht St. Leonhard der Spezialist gewesen wäre; Taube und Stumme, Blinde und Lahme ziehen fröhlich von dannen, in Geistes- und Kindesnöten giebt es rasche Hilfe, und selbst Prozesse gehen unweigerlich zu Gunsten der Verlobten aus. Die Opfergaben bestanden fast ausschließlich in Wachs und Eisen, und die Bedingung ist, daß die

Kosten hierfür „im Almosen gesammelt“ d. h. erbettelt worden seien; ja es durfte dem Spender dafür nicht einmal gedankt werden, denn das Geschenk sollte allein „um Gottes willen“ geboten werden. Sehr merkwürdig aber ist bei diesen Wundern auch (und hier lugt etwas die geistliche Taktik durch), daß alle diejenigen sofort rückfällig wurden, die sich weigerten, die geschehene Heilung — „einschreiben“ zu lassen. Bei den meisten war gewiß nur die diskrete Natur ihrer Gebrechen der löbliche Grund dieser Weigerung — aber darum kümmert unser Mirakelbuch sich wenig nnd mit der naivsten Unverfrorenheit erzählt es von dem „Leonhart Pader von Gintzenhausen“ und von der „Anna Zallingerin“:

„hat aber das Zeichen (Wunder) nit lassen einschreiben und verkünden; ist wieder krank worden, wie vor; da hat sie gelubdt, das Zeichen einzuschreiben und zu verkünden: ist ihr gnädiglich geholfen und ihr Krankheit geleuchtert worden.“

Es ist ein volles Lebensbild vergangener Zeit, das uns hier entgegentritt; bis von Straßburg und Hagenau kamen die Wallfahrer gezogen, und zwischen dem Menschenleid des einzelnen spüren wir die

Fäden der Zeitgeschichte, wenn der und jener uns berichtet, in welchem Kampf sein Mißgeschick ihn „angestoßen".

Man war übrigens auch nicht wählerisch in der Aufzeichnung geschehener Wunder, wie wohl der folgende Eintrag zeigt:

„Item Schilling von Pergen ist geschwollen an allem seynem Leyb, gleych wie ein Wasserſuchtiger 9 Wochen lang; hat sein Hauffraw angeruefft den heil. Sankt Leonhard, ihn beten, daß er ihn bald erledig' aus solicher Krankheit; ist der Mann in derselben Nacht — gestorben."

So war es wohl kaum gemeint von der guten Hausfrau und das „bald" hat gewiß nur der fromme Schreiber eingefügt — denn wer an Wunderstätten geht, der bittet doch lieber gleich ums Leben, als ums Sterben! Von den übrigen altbairischen Wallfahrtsorten war Aigen am Inn berühmt, wo Sankt Leonhard „rastet;" ein Ort, der besonders aus dem Innviertel uud Rotthal noch jetzt massenhaft besucht wird. Gar oft war der Andrang der Gäste so groß, daß der Umritt nicht um die Kirche, sondern außen um die Friedhofmauer erfolgte; dann warfen die Gäste ihre Gaben über die Mauer

hinweg in den Kirchhof, und Jahrzehnde lang grub man dort kein Grab, ohne alle möglichen Opferstücke herauszuholen. In einer benachbarten Hütte, die noch auf geweihtem Boden stand, waren dereinst die eisernen Bildsäulen des „Würdigen“ (d. h. des Heiligen) untergebracht, so daß davon die ganze Stätte „Würdingerhütte“ hieß; doch stellen die Bildnisse lediglich einen Rumpf ohne Kopf und Füße dar, und die Bajuvaren konnten es sich dabei nicht versagen, auch ihre Kraftproben anzustellen; sie gehörten mit zum frommen Kult. Es handelte sich darum, vor der versammelten Menge das größte jener Bilder, welches 220 Pfund wiegt, zu fassen und kopfüber hinauszuschleudern, wie es die alten Germanen mit ihrem Feldstein gethan — der weiteste Wurf gewährte den Sieg. Manchen ist das Wagestück wohl fünfzehn bis zwanzigmal gelungen; aber den glänzendsten Sieg gewann ein — Weib (eine Bauersfrau aus dem Rotthal), die den „Würdigen“ auf den Kirchturm trug und ihn mit solcher Wucht herunterschleuderte, daß der Kopf, den das Standbild damals noch besaß, in Stücke ging. Das war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

In anderen Wallfahrtskirchen, wie z. B. in

Ganacker, wurde das Standbild des Heiligen zur Feier „vertragen“, d. h. ins Wasser geworfen, oder in den Sumpf gesteckt und dann von den Wallfahrern gesucht; es geschah zur Erinnerung an die Sage, daß dasselbe einst im Wasserwirbel geschwommen kam und daß alle Versuche, es hinabzustoßen, mißlangen. So hat sich an den verschiedenen Orten die mannigfaltigste Tradition gebildet und wir könnten Seiten füllen mit drastischen Einzelheiten, mit Sagen und Mythen, mit den Scherzen, die der frohe Volkssinn auch an das Erhabene knüpft.

Aber wenden wir uns lieber zur farbigen Gegenwart.

Die schönste Leonhardsfahrt, die jetzt im weiten Umkreis der bairischen Berge gehalten wird, ist jene zu Tölz am 6. November.

Schon die Lage des Ortes kommt ihr zu statten, denn der uralte Markt, dessen Spuren tief in die graue Vorzeit reichen, ist wunderbar schön ins Land hineingebaut, wo die Zacken der Benediktenwand gegen die Isar zu Thale stürzen. Lichtgrün sind die Wogen des Stromes, die ungestüm zwischen den weißen Sandbänken dahinschnellen, der Landschaft und dem Verkehr frohe Belebung spendend,

aber auch das Hinterland, das sich dann tiefer hinein in die Berge zieht, gehört kulturgeschichtlich zu den urwüchsigsten Gebieten des Hochlands. Von hier aus führt ja der Weg zur Jachenau, in das einsame Bergthal, das noch heute tausendjährige Traditionen wahrt, zum mächtigen Walchensee und in das wilde Karwendelgebirg.

Dieser landschaftlichen Bedeutung der Gegend entspricht die geschichtliche. Denn von hier aus zogen einst auch jene Scharen mit Sense und Morgenstern gen München, die als der letzte Hort des armen Baierlandes erschienen, und die in der „Mordweihnacht" von 1705 vor Sendling grausigen Tod fanden; einer ihrer Führer, der gefangen und geviertelt ward, war der Jägerwirt von Tölz. Noch heute steht sein Haus in der stattlichen Marktgasse mit ihren braunen vorspringenden Dächern, und noch heute lebt in dem knorrigen Menschenschlag das Bewußtsein ihrer kräftigen Faust, und ein tiefgewurzeltes, bajuvarisches Stammgefühl. Weniger als irgendwo im Gebirge finden hier im „Isarwinkel" die Gedanken der modernen Zeit Gehör, unentwegt gilt hier das bairische Volkstum und — der alte katholische Glaube! Diesem Zuge

verdankt wohl auch Sankt Leonhard das glanzvolle Fest, das ihm hier alljährlich gefeiert wird.

Schon eine Woche lang vorher wird in den Gehöften oder Gemeinden, die einen Wagen zur Feier senden, daran geschmückt und gerüstet; das nötige Grün (Epheu, Wachholder, Fichten und Eiben) holt man aus eigenem Wald und bis zu später Stunde sitzen Bursche und Mädchen beim Kränzewinden, schäkernd und plaudernd, nicht ohne fröhlichen Zutrunk, daß es fast mahnt an die alten Kunkelstuben. So reicht auch hier der fromme Kult, wie fast bei jeder Gelegenheit, tief ins häusliche Leben hinein; nicht finster und beengend, sondern frohgemut; man „spürt" den heiligen „Leonhard" schon geraume Zeit, bevor er kommt.

Endlich bricht der Festtag selber an, der 6. November. Es ist Spätherbstluft und der Boden in der Frühe hart gefroren — aber gerade diese Zeit bringt in den Bergen nicht selten noch wundervolle Tage und wenn erst die Sonne durch die grauen Schleier sich durchgerungen, umweht uns ein Anhauch letzter zauberhafter Pracht. Es sind ja die letzten Tage vor dem Wintertod, goldene Fäden ziehen durch die Luft, aus dem kurzen Grase

lugen noch an knappen Stielen die Genzianen; was die Natur noch übrig hat an schönem Leben, an Himmelsblau und Sonnenduft, — sie bringt es mit zu diesem Tage.

Auf allen Wegen aber ringsum im Gau ist schon seit früher Morgenzeit ein reges Leben; überall her, zu Fuß und zu Wagen kommen die Gäste, deren Gesamtzahl sich wohl auf mehrere Tausend beläuft.

Auch wir sind schon bei Tagesgrauen aufgebrochen, im offenen, einspännigen Gefährt, wacker umhüllt, und mächtigen Schrittes trabt unser Schimmel dahin auf dem alten, wohlbekannten Sträßlein, das von Tegernsee nach Tölz führt. Die Räder knarren in den harten Geleisen, der Wagen stößt und der Frühwind schneidet, aber er kann die freudige Lebendigkeit nicht verwehen, in der wir selber sind und alle, die uns begegnen. Immer wieder fliegen wir an bunten Gruppen vorbei, die eiligen Fußes zum gleichen Ziele wandern, hier und dort rollt vor uns ein Wagen — lauter Zuruf und Peitschenknall, bis der Bauer auf demselben sich greinend umsieht und zur Linken ausweicht, daß wir sausend vorüberfahren. Und wie ihm er-

geht es uns; auch wir werden ohne Unterlaß überholt, immer mehr werden die Gefährte, immer schneller wird das Tempo — es ist zuletzt die reine Wettfahrt geworden.

Und doch hat es noch lange keine Eile; denn vor dem Pfarrhof von Waakirchen steht noch geduldig der Wagen des Herrn Amtmanns und wartet, bis die Herren mit dem Frühstück zu Ende sind; auch der Großbauer, der mit Weib und Kind hinüberfährt, feierlich aufgebauscht wie ein altes Votivbild, hält noch am Wirtshaus an, um frühen Durst zu stillen. Wir aber fliegen weiter, Gruß um Gruß ergeht und wenn ein schönes Mädchen kommt, das uns unter dem Spitzhut schelmisch entgegenlacht, dann heißt es flugs: „Dirndl, magst aufsitzen?“ Aber der Wind verweht die Antwort. Da klingt mit einmal helles Schellengeläut, und vor uns auf der Straße, die sich durchs Gehölz hinzieht, rollt bedachtsam ein riesiger Wagen mit vier prächtigen Rappen, um deren Halfter die roten Tücher wehen; über die bemalte Leonhardstruhe ragen die grünen Reisigbogen, wohl an zwanzig Burschen sitzen drinnen und grüßen uns mit jauchzendem Übermut, während wir vorüberfahren. Es

war der Wagen, den das Pfarrdorf Reichersbeuern sendet; bald haben wir auch den von Greiling und Waakirchen überholt — kurzum, es hat noch keine Eile.

Und so kommen wir denn, im Gewirr von Menschen und Wagen, an das schmale Bogenthor, das uns nach Tölz, ins alte „Tolenz," hineinführt; der Kutscher greift in die Tasche um den obligaten „Pflasterzoll"; dann legt er den Radschuh ein und ächzend geht es den steilen Berg hinab. Der Markt, der tief gelegen ist, bildet hier eine breite Gasse, und in stolzer Behäbigkeit stehen da die zahllosen Gast- und Bräuhäuser, die den Hauptindustriezweig bilden, Bürger- und Kolberbräu, oder wie sie sonst noch heißen und — last, not least — die „Post." Uberall, auf Straße und Hausflur stehen die ausgespannten Wagen der zahllosen Gäste und auf der Gasse selber wogt ein endloses Gewühl. Jede neuankommende „Truhe", die in den Markt hereinfährt, wird mit Sensation begrüßt, breitschulterig stehen die Lenggrießer Flößer dort, die Hände in den Taschen, mit dem spitzen Hut und der dunkelblauen Joppe, auch die Jachenauer erkennt man von weitem an ihrer Tracht. Und wenn ein Witzwort ums

andere zündend dahingeht, wer will es verargen — es ist zwar ein heiliger Tag, aber Sankt Leonhard liebt „die lustigen Leute".

Gegen neun Uhr morgens beginnt das eigentliche Fest, und zwar zunächst die Auffahrt zum „Kalvarienberge", auf dessen Gipfel die Leonhardskirche steht. Es ist dies ein Höhenrücken, der auf der einen Seite steil aus der Isar emporsteigt, mit Kiefern und Laubholz bewaldet, oben aber dehnt sich ein freies Plateau, das sich in weiten muldenförmigen Wiesen gegen die Ebene abdacht. Durch das Gehölz führen nur einige schmale Fußsteige, aus dem Markte aber zieht eine breite, mäßig steigende Straße empor und diese ist es, welche die Wagen des Festzuges wählen. Auf allen Wegen drängt sich schon kletternd und pilgernd das Volk, Tausende im Sonntagsstaat, die Glocken läuten, schmetternde Musik erklingt — sie kommen!

Wie dröhnen die Räder, wie schnauben die Hengste, daß die Funken unter den Hufen sprühen — es ist ein Bild urwüchsiger Kraft und Lebenslust, das keine Beschreibung erreicht. Allen voran zieht ein Trupp von Reitern, dann kommt der Wagen mit der Musik, tannenbekränzt, es schmettern

Kosten hierfür „im Almosen gesammelt“ d. h. erbettelt worden seien; ja es durfte dem Spender dafür nicht einmal gedankt werden, denn das Geschenk sollte allein „um Gottes willen“ geboten werden. Sehr merkwürdig aber ist bei diesen Wundern auch (und hier lugt etwas die geistliche Taktik durch), daß alle diejenigen sofort rückfällig wurden, die sich weigerten, die geschehene Heilung — „einschreiben“ zu lassen. Bei den meisten war gewiß nur die diskrete Natur ihrer Gebrechen der löbliche Grund dieser Weigerung — aber darum kümmert unser Mirakelbuch sich wenig nnd mit der naivsten Unverfrorenheit erzählt es von dem „Leonhart Pader von Gintzenhausen“ und von der „Anna Zallingerin“:

„hat aber das Zeichen (Wunder) nit lassen einschreiben und verkünden; ist wieder krank worden, wie vor; da hat sie gelubdt, das Zeichen einzuschreiben und zu verkünden: ist ihr gnädiglich geholfen und ihr Krankheit geleuchtert worden.“

Es ist ein volles Lebensbild vergangener Zeit, das uns hier entgegentritt; bis von Straßburg und Hagenau kamen die Wallfahrer gezogen, und zwischen dem Menschenleid des einzelnen spüren wir die

Fäden der Zeitgeschichte, wenn der und jener uns berichtet, in welchem Kampf sein Mißgeschick ihn „angestoßen".

Man war übrigens auch nicht wählerisch in der Aufzeichnung geschehener Wunder, wie wohl der folgende Eintrag zeigt:

„Item Schilling von Pergen ist geschwollen an allem seynem Leyb, gleych wie ein Wasserſuchtiger 9 Wochen lang; hat sein Hausfraw angerueffte den heil. Sankt Leonhard, ihn beten, daß er ihn bald erledig' aus solicher Krankheit; ist der Mann in derselben Nacht — gestorben."

So war es wohl kaum gemeint von der guten Hausfrau und das „bald" hat gewiß nur der fromme Schreiber eingefügt — denn wer an Wunderstätten geht, der bittet doch lieber gleich ums Leben, als ums Sterben! Von den übrigen altbairischen Wallfahrtsorten war Aigen am Inn berühmt, wo Sankt Leonhard „rastet;" ein Ort, der besonders aus dem Innviertel und Rotthal noch jetzt massenhaft besucht wird. Gar oft war der Andrang der Gäste so groß, daß der Umritt nicht um die Kirche, sondern außen um die Friedhofmauer erfolgte; dann warfen die Gäste ihre Gaben über die Mauer

hinweg in den Kirchhof, und Jahrzehnde lang grub man dort kein Grab, ohne alle möglichen Opferstücke herauszuholen. In einer benachbarten Hütte, die noch auf geweihtem Boden stand, waren dereinst die eisernen Bildsäulen des „Würdigen" (d. h. des Heiligen) untergebracht, so daß davon die ganze Stätte „Würdingerhütte" hieß; doch stellen die Bildnisse lediglich einen Rumpf ohne Kopf und Füße dar, und die Bajuvaren konnten es sich dabei nicht versagen, auch ihre Kraftproben anzustellen; sie gehörten mit zum frommen Kult. Es handelte sich darum, vor der versammelten Menge das größte jener Bilder, welches 220 Pfund wiegt, zu fassen und kopfüber hinauszuschleudern, wie es die alten Germanen mit ihrem Feldstein gethan — der weiteste Wurf gewährte den Sieg. Manchen ist das Wagestück wohl fünfzehn bis zwanzigmal gelungen; aber den glänzendsten Sieg gewann ein — Weib (eine Bauersfrau aus dem Rotthal), die den „Würdigen" auf den Kirchturm trug und ihn mit solcher Wucht herunterschleuderte, daß der Kopf, den das Standbild damals noch besaß, in Stücke ging. Das war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

In anderen Wallfahrtskirchen, wie z. B. in

Ganacker, wurde das Standbild des Heiligen zur Feier „vertragen", d. h. ins Wasser geworfen, oder in den Sumpf gesteckt und dann von den Wallfahrern gesucht; es geschah zur Erinnerung an die Sage, daß dasselbe einst im Wasserwirbel geschwommen kam und daß alle Versuche, es hinabzustoßen, mißlangen. So hat sich an den verschiedenen Orten die mannigfaltigste Tradition gebildet und wir könnten Seiten füllen mit drastischen Einzelheiten, mit Sagen und Mythen, mit den Scherzen, die der frohe Volkssinn auch an das Erhabene knüpft.

Aber wenden wir uns lieber zur farbigen Gegenwart.

Die schönste Leonhardsfahrt, die jetzt im weiten Umkreis der bairischen Berge gehalten wird, ist jene zu Tölz am 6. November.

Schon die Lage des Ortes kommt ihr zu statten, denn der uralte Markt, dessen Spuren tief in die graue Vorzeit reichen, ist wunderbar schön ins Land hineingebaut, wo die Zacken der Benediktenwand gegen die Isar zu Thale stürzen. Lichtgrün sind die Wogen des Stromes, die ungestüm zwischen den weißen Sandbänken dahinschnellen, der Landschaft und dem Verkehr frohe Belebung spendend,

aber auch das Hinterland, das sich dann tiefer hinein in die Berge zieht, gehört kulturgeschichtlich zu den urwüchsigsten Gebieten des Hochlands. Von hier aus führt ja der Weg zur Jachenau, in das einsame Bergthal, das noch heute tausendjährige Traditionen wahrt, zum mächtigen Walchensee und in das wilde Karwendelgebirg.

Dieser landschaftlichen Bedeutung der Gegend entspricht die geschichtliche. Denn von hier aus zogen einst auch jene Scharen mit Sense und Morgenstern gen München, die als der letzte Hort des armen Baierlandes erschienen, und die in der „Mordweihnacht" von 1705 vor Sendling grausigen Tod fanden; einer ihrer Führer, der gefangen und geviertelt ward, war der Jägerwirt von Tölz. Noch heute steht sein Haus in der stattlichen Marktgasse mit ihren braunen vorspringenden Dächern, und noch heute lebt in dem knorrigen Menschenschlag das Bewußtsein ihrer kräftigen Faust, und ein tiefgewurzeltes, bajuvarisches Stammgefühl. Weniger als irgendwo im Gebirge finden hier im „Isarwinkel" die Gedanken der modernen Zeit Gehör, unentwegt gilt hier das bairische Volkstum und — der alte katholische Glaube! Diesem Zuge

verdankt wohl auch Sankt Leonhard das glanzvolle Fest, das ihm hier alljährlich gefeiert wird.

Schon eine Woche lang vorher wird in den Gehöften oder Gemeinden, die einen Wagen zur Feier senden, daran geschmückt und gerüstet; das nötige Grün (Epheu, Wachholder, Fichten und Eiben) holt man aus eigenem Wald und bis zu später Stunde sitzen Burschе und Mädchen beim Kränzewinden, schäkernd und plaudernd, nicht ohne fröhlichen Zutrunk, daß es fast mahnt an die alten Kunkelstuben. So reicht auch hier der fromme Kult, wie fast bei jeder Gelegenheit, tief ins häusliche Leben hinein; nicht finster und beengend, sondern frohgemut; man „spürt" den heiligen „Leonhard" schon geraume Zeit, bevor er kommt.

Endlich bricht der Festtag selber an, der 6. November. Es ist Spätherbstluft und der Boden in der Frühe hart gefroren — aber gerade diese Zeit bringt in den Bergen nicht selten noch wundervolle Tage und wenn erst die Sonne durch die grauen Schleier sich durchgerungen, umweht uns ein Anhauch letzter zauberhafter Pracht. Es sind ja die letzten Tage vor dem Wintertod, goldene Fäden ziehen durch die Luft, aus dem kurzen Grase

lugen noch an knappen Stielen die Genzianen; was die Natur noch übrig hat an schönem Leben, an Himmelsblau und Sonnenduft, — sie bringt es mit zu diesem Tage.

Auf allen Wegen aber ringsum im Gau ist schon seit früher Morgenzeit ein reges Leben; überall her, zu Fuß und zu Wagen kommen die Gäste, deren Gesamtzahl sich wohl auf mehrere Tausend beläuft.

Auch wir sind schon bei Tagesgrauen aufgebrochen, im offenen, einspännigen Gefährt, wacker umhüllt, und mächtigen Schrittes trabt unser Schimmel dahin auf dem alten, wohlbekannten Sträßlein, das von Tegernsee nach Tölz führt. Die Räder knarren in den harten Geleisen, der Wagen stößt und der Frühwind schneidet, aber er kann die freudige Lebendigkeit nicht verwehen, in der wir selber sind und alle, die uns begegnen. Immer wieder fliegen wir an bunten Gruppen vorbei, die eiligen Fußes zum gleichen Ziele wandern, hier und dort rollt vor uns ein Wagen — lauter Zuruf und Peitschenknall, bis der Bauer auf demselben sich greinend umsieht und zur Linken ausweicht, daß wir sausend vorüberfahren. Und wie ihm er-

geht es uns; auch wir werden ohne Unterlaß überholt, immer mehr werden die Gefährte, immer schneller wird das Tempo — es ist zuletzt die reine Wettfahrt geworden.

Und doch hat es noch lange keine Eile; denn vor dem Pfarrhof von Waakirchen steht noch geduldig der Wagen des Herrn Amtmanns und wartet, bis die Herren mit dem Frühstück zu Ende sind; auch der Großbauer, der mit Weib und Kind hinüberfährt, feierlich aufgebauscht wie ein altes Votivbild, hält noch am Wirtshaus an, um frühen Durst zu stillen. Wir aber fliegen weiter, Gruß um Gruß ergeht und wenn ein schönes Mädchen kommt, das uns unter dem Spitzhut schelmisch entgegenlacht, dann heißt es flugs: „Dirndl, magst auffitzen?“ Aber der Wind verweht die Antwort. Da klingt mit einmal helles Schellengeläut, und vor uns auf der Straße, die sich durchs Gehölz hinzieht, rollt bedachtsam ein riesiger Wagen mit vier prächtigen Rappen, um deren Halfter die roten Tücher wehen; über die bemalte Leonhardstruhe ragen die grünen Reisigbogen, wohl an zwanzig Burschen sitzen drinnen und grüßen uns mit jauchzendem Übermut, während wir vorüberfahren. Es

war der Wagen, den das Pfarrdorf Reichersbeuern sendet; bald haben wir auch den von Greiling und Waakirchen überholt — kurzum, es hat noch keine Eile.

Und so kommen wir denn, im Gewirr von Menschen und Wagen, an das schmale Bogenthor, das uns nach Tölz, ins alte „Tolenz," hineinführt; der Kutscher greift in die Tasche um den obligaten „Pflasterzoll"; dann legt er den Radschuh ein und ächzend geht es den steilen Berg hinab. Der Markt, der tief gelegen ist, bildet hier eine breite Gasse, und in stolzer Behäbigkeit stehen da die zahllosen Gast- und Bräuhäuser, die den Hauptindustriezweig bilden, Bürger- und Kolberbräu, oder wie sie sonst noch heißen und — last, not least — die „Post." Uberall, auf Straße und Hausflur stehen die ausgespannten Wagen der zahllosen Gäste und auf der Gasse selber wogt ein endloses Gewühl. Jede neuankommende „Truhe", die in den Markt hereinfährt, wird mit Sensation begrüßt, breitschulterig stehen die Lenggrießer Flößer dort, die Hände in den Taschen, mit dem spitzen Hut und der dunkelblauen Joppe, auch die Jachenauer erkennt man von weitem an ihrer Tracht. Und wenn ein Witzwort ums

andere zündend dahingeht, wer will es verargen — es ist zwar ein heiliger Tag, aber Sankt Leonhard liebt „die lustigen Leute".

Gegen neun Uhr morgens beginnt das eigentliche Fest, und zwar zunächst die Auffahrt zum „Kalvarienberge", auf dessen Gipfel die Leonhardskirche steht. Es ist dies ein Höhenrücken, der auf der einen Seite steil aus der Isar emporsteigt, mit Kiefern und Laubholz bewaldet, oben aber dehnt sich ein freies Plateau, das sich in weiten muldenförmigen Wiesen gegen die Ebene abdacht. Durch das Gehölz führen nur einige schmale Fußsteige, aus dem Markte aber zieht eine breite, mäßig steigende Straße empor und diese ist es, welche die Wagen des Festzuges wählen. Auf allen Wegen drängt sich schon kletternd und pilgernd das Volk, Tausende im Sonntagsstaat, die Glocken läuten, schmetternde Musik erklingt — sie kommen!

Wie dröhnen die Räder, wie schnauben die Hengste, daß die Funken unter den Hufen sprühen — es ist ein Bild urwüchsiger Kraft und Lebenslust, das keine Beschreibung erreicht. Allen voran zieht ein Trupp von Reitern, dann kommt der Wagen mit der Musik, tannenbekränzt, es schmettern

die Trompeten in schallendem Übermut, und vor dem Wagen geht ein Viergespann, wie man es nicht alle Tage sieht. Denn weit und breit ist dieser Gau durch seine prächtigen Pferde berühmt; spiegelblank glänzen die Braunen, wenn sie so nervig in den Boden greifen und bergaufwärts ziehen, Mähne und Schweif sind mit bunten Bändern durchflochten, und das Messingbeschläg der Geschirre glitzert blank in der Sonne. Im hohen Sattel aber sitzt triumphierend ein kecker Bursch — nicht im Reiterkleid, sondern im Bauergewand — mit der Joppe und dem Federhut, aber er sitzt so sattelfest und lenkt so sicher, wie er einst mit seiner Batterie die Höhen von Wörth gestürmt. Lustig läßt er die Peitsche knallen und jauchzend feuert er die Pferde an, während die Musikanten blasen; auch sie sind alle in der festlichen Volkstracht, auch sie sind im Feld Trompeter gewesen und nichts kann sie aus Takt und Fassung bringen, wenn auch der Leiterwagen noch so gewaltig stößt.

Im zweiten Wagen sitzen die geistlichen Herren, aus dem Orte selbst und aus der Umgegend, wohl zwölf bis fünfzehn an der Zahl, alle im Chorrock, das Barett auf den lebensfrohen Häuptern. (Früher

mußte der Pfarrer mit dem Kreuz an der Spitze des Zuges reiten.) Ihr Wagen ist natürlich ganz besonders geschmückt; auch er ist eine sogenannte „Leonhardstruhe", die man nur an diesem Tage aus der Scheune hervorholt und die mit den bunten Emblemen des Heiligen geziert ist. Die meisten dieser „Truhen" sind blau bemalt und tragen in der Mitte das Bild des Patrons; Roß und Rind ruhen daneben, auf den übrigen Feldern sieht man votivartige Wallfahrtsscenen. Aber das alles ist im Stile jener bäuerlichen Kunst gehalten, wie sie von Anfang des Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag sich gleich blieb, ungestört durch die Kompositionen von Cornelius und den Farbenzauber Makarts und gleichwohl ihres höchsten Erfolges sicher. Denn nach den Begriffen des Bauers reicht zur Kunst vollkommen — der gute Wille.

Nach dem Wagen, der die Geistlichen trägt, folgen die weiteren Gespanne, und dabei hat nun die Rivalität der einzelnen Gemeinden und Nachbarn den weitesten Spielraum. Fast jedes der umliegenden Dörfer sendet sein Gefährt, und es ist ein Stolz für lange Wochen, welches von allen am schönsten geschmückt war. Wohl an dreißig bis

vierzig Wagen kommen auf dieſe Weiſe zuſammen, jeder vierfach beſpannt und von mehreren Reitern begleitet — in dem einen ſitzen die Alten, graubärtige Geſellen, in dem anderen rotwangige Mädchen, mit blonden Zöpfen unter dem ſpitzen Hut — es lacht und leuchtet aus allen Blicken. Wohl die meiſten der Mägdlein waren droben auf einſamer Alm und ſchauen nun erſt wieder in die Fülle bunten Lebens — luſtig glänzt das roſafarbene Tuch am Mieder und durch die Menge gleitend ſucht ihr Blick den Liebſten, der einſt in ſtiller Nacht ans mondhelle Fenſter kam. Bildſchöne Geſtalten ſind darunter; aber nur ein kurzer Blick und dann fliegt der Wagen vorbei, neue Bilder ziehen vorüber. Hier betende Frauen und Mütterlein, die gebückten Hauptes ſitzen, dort jubilierende Knaben, wohl fünfzig in einem Wagen, die wie rotbackige Äpfel übereinander kollern, dann kommt ein ſchweres Gefährt, das eine Almhütte trägt, vor welcher hölzerne Kühe weiden. Alle erdenklichen Staffagen ſind in dieſem Tableau zuſammengetragen, es iſt ein wunderſames Gemiſch von bibliſchen Reminiſcenzen und eigener Welt, aber der Bauer pflegt nicht lange kritiſche Gedanken, ſondern die Freude, die er an

jeder sinnenfälligen Darstellung hat, findet auch hier ihren jubelnden Ausdruck.

Allmählich sind sämtliche Wagen heraufgezogen, wohl zwei- bis dreihundert Pferde, die lustig in den Morgen wiehern, wohl zwei- bis dreitausend Menschen, die sich in buntem Gewühl durcheinander drängen. Es ist ein förmliches Lager geworden da droben, die Insassen der Gefährte springen herab und mischen sich ungeduldig unter die Menge — dann aber wird es plötzlich still, von der kleinen Kapelle tönt das Glöcklein, der Gottesdienst beginnt.

Die Leonhardskirche steht gesondert von der großen Hauptkirche des Kalvarienberges, auch sie ist außen mit der bekannten eisernen Kette umgeben, und ihr Inneres birgt jene uralten Abzeichen: Hufeisen und wächserne Tiere, verblichene Votivgemälde und manch anderen vergilbten Schmuck, den ein bedrängtes Herz in eigener und fremder Not hier barg. Nur wer es weiß, wie tief im bairischen Hochland noch der urgermanische Zug zur Tierwelt besteht, wie dies Hirtenvolk noch heute das Tierleben mit dem eigenen Leben unter einem Dache vereinigt, der kann die psychologische und kultur-

geschichtliche Bedeutung dieses Festes verstehen und die Popularität begreifen, die gerade dieser Heilige im baierischen Gebirge genießt. Nicht nur der Wohlstand beruht ja hier, wo der Getreidebau nur spärlich ist, fast ganz auf der Viehzucht, es ist auch der Stolz jedes Bauers, daß er die prächtigsten Tiere in seinem Stalle hegt, und es ist ihm Herzenssache, daß sie gedeihen. Ohne Übertreibung kann man es sagen, daß von dem schönsten Füllen eines Dorfes vielleicht gerade so viel gesprochen wird, wie von dem schönsten Mädchen.

Schon lange vor Beginn der Feier ist heute das kleine Kirchlein mit Andächtigen besetzt, die sich nicht stören lassen, auch wenn der Meßner geräuschvoll das Altargerät rüstet und wenn der kleine Ministrant im roten Chorrock noch so ungeberdig umherspringt. Gar mancher Achtziger mit müden Knieen, gar manches alte Mütterlein steht hier und murmelt halblaut vor sich hin; sie denkt noch zurück an die harten Tage Napoleonischer Kriegszeit und an jene Jahre, da sie als Mägdlein selber hier auf dem Wagen saß — ihr ist die Gegenwart nur der matte Rahmen für die Bilder eines seligen Erinnerns.

Aber auch draußen in all dem Jubel heller Lebensluſt giebt es weihevolle Augenblicke. Denn wenn die Glocken zur Wandlung rufen, da neigen ſich alle Kniee, da entblößt ſich jedes Haupt, und ein Gefühl der Andacht zieht hin über dieſe Tauſende von ſchweigenden Geſtalten. Über ihnen das wunderſame Himmelsblau, rund umher die majeſtätiſchen Berge, deren Gipfel ſchon verſchneit ſind, während die tieferen Wälder und Felſenmaſſen all jene ſcharfe Klarheit zeigen, die nur im erſten Frühling und im letzten Herbſte wiederkehrt. Bis weit hinein in die zerklüfteten Spitzen der „hinteren Riß“ reicht unſer Blick, vor uns das Iſarthal mit dem rauſchenden Strom — es iſt eine der herrlichſten Rundſichten im ganzen Oberland.

Wenn die Meſſe zu Ende iſt, deren Orgelklang feierlich herausklingt auf das weite Feld — dann aber hebt mit einemmale erneutes Leben an, es iſt wie ein Lager, das plötzlich abgebrochen wird, wie ein Heer, das auf ein Loſungswort zu Pferde ſteigt. Denn nun erſt beginnt der Umritt. Bisher war alles in buntem Gemenge, jetzt ordnet der Zug ſich wieder, ſelbſt die Roſſe gewahren es und wiehern, unter dem Klange der Muſik ſetzt ſich der

erste Wagen in Bewegung. Es ist bewundernswert, mit welcher Sicherheit die schweren Viergespanne so dicht am Abgrunde dahinrollen — wenn die Räder auch nur einen Schuß breit zur Seite gingen, so stürzte das ganze Gefährt in die steile Tiefe. Aber davon denkt kein Mensch, und bei Prozessionsgedenken ist auch kein Unglück begegnet, wie könnte am Festtag des heiligen Leonhard ein Mißgeschick mit Wagen und Pferd geschehen? In scharfer Wendung, daß die Achse knackt und die Räder in den Zügel knirschen, geht es um das kleine Kirchlein herum, unter der Thür desselben steht der Priester und gibt mit dem Kreuze jedem einzelnen Wagen den Segen, während denen Zurufen andächtig den Hut ziehen. Einer um den anderen fliegt vorbei, und dann fahren sie die breite grüne Mulde hinab, daß man den Zug im langen Bogen sich entfalten sieht. Das ist der lebendigste und farbenprächtigste Teil des Festes, niemals klingt die Musik so rauschend und das Knallen der Peitschen so hell und das Jauchzen der Menge so fröhlich.

Das ist vielleicht auch die Stunde, wo man die Zauberkraft verstehen lernt, die der katholische Kult auf das Gemüt des Volkes übt, vor allem,

wenn dies Volk so lebensfrisch und sinnenfreudig ist, wie der bairische Stamm. Der süddeutsche Bauer bedarf der Anschauung, des Kolorits, der Klangfülle nach seiner ganzen Natur unendlich mehr, als seine ernsteren nordischen Brüder, und all das hat der katholische Kult mit wunderbarer Menschenkenntnis in seinen Bereich gezogen. „Leben lassen" ist in dieser Beziehung (so oft sich sonst auch Härten zeigen) sein Losungswort. Überall weiß er anzuknüpfen an den Pulsschlag der Wirklichkeit, jedem Feste fügt er seinen Schmuck, seine kleine Gabe bei, die den Menschen erfreut, selbst das Übersinnlichste ist umkleidet mit schönen Formen, die den Sinn gefangen nehmen. Daher die Macht, die er über den Menschen als solchen hat, die er nicht bloß auf den Glauben, sondern auf das Leben der Gesamtheit ausübt von der ersten Stunde des Bewußtseins bis zur Stunde, wo dies Leben in seinen Armen verhaucht.

Nun aber ist das Läuten verhallt, der Umritt beendet, und die Wagen sammeln sich im Markte, wo nun erst recht das bunte Treiben beginnt. Nun springen die Burschen herab und bringen den Mädchen den schäumenden Krug, die anderen knallen, daß

das Echo von den Wänden gellt, die meisten aber spannen aus, und auf kleinen Leitern, die man anlegt, steigen die schmucken Dirnlein herunter. Bald ist kein Platz mehr in den großen Stuben, atemlos eilen Wirt und Schenkmaid hin und wieder, maßkrugumgürtet, es ist ein Grüßen und Rufen, ein Treiben und Leben, daß man das eigene Wort verliert.

Und doch werden es draußen der Menschen nicht weniger; auf der einen Seite der Gasse sind Bretterbuden aufgeschlagen, in denen allerhand Ware sich breit macht, Genäsch für die Kinder, Gewand und Hut für die Großen, Eisengerät und Werkzeug und vor allem — Pelzwerk, denn der Winter ist nahe. Prüfend steht die schöne Bauerstochter aus der Jachenau davor, aber nichts will ihr recht taugen; denn sie trägt ein goldgesticktes Mieder, und ihres Vaters Wald gilt mehr, als manches Grafen Schloß. Der Bursch aber, der mit seinem Schatz daneben steht, lacht lustig in den Tag hinein, ihnen beiden fiele die Wahl nicht schwer, wäre nur der Beutel nicht so leicht. Und abseits wieder zwei — zwei alte, verkniffene Gesichter, die, auf den Stock gestützt, mit aufgezogenem Fuß zueinander

wispern, als müßten sie heute noch die Welt verkaufen. Es ist in der That eine kleine „Handelschaft", um die es sich handelt (jeder Bauer treibt ja heutzutage dergleichen), und nur das ist noch fraglich, wer von beiden den anderen überlistet; aber der Streich muß heute noch zu Ende gehen, denn St. Leonhard ist das letzte große Rendezvous der Bauernwelt vor dem Winter.

Wir sehen herab auf alle die Straßenscenen aus dem kleinen, traulichen Erkerfenster der Weinwirtschaft „zum Höck", wo sich an diesem Tage die verschiedensten Honoratioren, vor allem die geistlichen Herren der gesamten Umgebung, zu Mittag versammeln. Hier, wie auf der „Post", beim „Bürgerbräu" 2c. sind heute die „schönen Zimmer" im ersten Stockwerk aufgeschlossen und mit Ehrengästen überfüllt; alle Wände der Stube, wo wir sitzen, sind mit Bildern bedeckt, Heilige in stolzer Zahl, aber fast ebensoviele sind Familienporträts von 100 und 200 Jahren her, die im Sonntagsstaate mit schwerem Geschmeide und Seidenwamms auf uns herniederschauen.

Denn man täuscht sich gewaltig, wenn man sich das ländliche Leben jener Zeit nur im grauen

Bauernkittel vorstellt. In dem Inventar, welches am 12. April 1662 über die Erbschaft des Kaltenbrunnerbauers am Tegernsee aufgenommen ward und das noch heute in den Münchener Archiven ruht, findet sich „ein ganz silberner und vergoldter Weibergürtl", dann kommen „drei Gürtel mit silbernen Spangen" und wohl acht bis zehn silberne Becher, zum Teil mit „guldenin Reiflen." Auch mehrere „vergoldte Petschaftringe" sind erwähnt — es giebt ein völlig neues Bild vom bäuerlichen Leben jener Zeit. Im Markte Tölz aber überwog von Anfang an ein gewisses Bürgertum; der Luxus mag dort noch größer gewesen sein; so sprechen die stummen Bilder uns an aus vergangenen Zeiten.

An unserer Tafel saßen die Honoratioren aus weiter Umgegend, vom Landgericht, Forstamt, Rentamt und Bezirksamt, alles in friedlichem Verein, und man ist heute höflich miteinander weit über den gebräuchlichen Bedarf. Es ist ein guter, milder Tag, der Tag von St. Leonhard. Die Tochter des Hauses trägt selber die Speisen auf, schwere Platten, wo gleich drei Braten aufeinander folgen, aber die Garde, die hier versammelt ist, hat auch festtäglichen Appetit mitgebracht — und sie ergiebt sich nicht.

Das gilt noch mehr von unserem Nachbartische, an dem ausschließlich geistliche Herren sitzen — rote, lebensfrohe Gesichter. Wie sprudelnd lebhaft geht heute das Gespräch, es ist eine Welt für sich, dies Erinnern an gemeinsame Studentenjahre und dann an gemeinsame Einsamkeit, dieser Ton, in dem sich elegische Stimmung und realistische Lebenskraft so nahe berühren — allein wie wenige verstehen diese Welt und werden ihr gerecht! Man denkt, wenn man vom katholischen Priester spricht, nur immer an den Fanatiker, der doch so wenig im bairischen Blute liegt, und man vergißt darüber ganz den Menschen, der doch so tief und gerne mitspricht, wo er sich verstanden glaubt. Hier spricht er mit, wenn der milde Herr Dechant von E. in wahrer Begeisterung von seiner Bergfahrt erzählt; wenn der graue Beichtvater des nahen Frauenklosters aus jenen Tagen berichtet, da er als Hüterjunge in die Algäuer Alpen stieg, wenn der Pfarrer von W. so jugendfroh nach einem Schulgenossen fragt, der längst verdorben und gestorben. Hier spricht der Mensch mit überwältigender Kraft — St. Leonhard ist ein milder Tag.

Jedes Leben hat ja seine Poesie und seine Er-

innerungen, hat seinen Reichtum bei aller scheinbaren Armut und Beschränktheit, und wenn man denselben oft nicht merkt, so liegt der Grund nur darin, daß so wenig Menschen es verstehen, auf diese Seiten eines Lebens einzugehen und ihnen Gelegenheit zum Ausdruck zu geben. Sie messen jedes fremde Dasein nach den Bedingungen und Normen ihres eigenen und sind damit einseitiger, als sie es wissen und — wollen.

Allmählich verläuft sich in den Straßen die Menge — auch das schwerste Mahl geht zuletzt zu Ende, und erhitzten Hauptes stehen in der Fensternische die befreundeten Würdenträger. Der Rest des Nachmittags ist zu einem Besuch im Franziskanerkloster bestimmt, der auch zu den festen Traditionen des Tages gehört, aber man muß in guter Begleitung sein, um Einlaß zu finden. Das Kloster ist hoch gelegen, jenseits der Brücke, und wenn der dienende Bruder uns das Pförtlein neben der Kirche geöffnet, an dem wir klingeln, ziehen wir durch lange, kühle Gänge ins Refektorium, wo uns der Pater Guardian willkommen heißt. Es ist ein Bild in tiefen, stimmungsvollen Farben, die Wände sind zum Teil mit Holz vertäfelt und in der Langwand

steht die Kanzel, wo des Vorlesers Platz ist; breite Bänke laufen rings um die Mauer und um den gewaltigen Ofen, den Lieblingssitz der Winterstunden. Eine wundersame Stabilität herrscht hier, es ist noch heute alles so, wie es in den Tagen Ekkehards gewesen; nur der Stil der Geräte hat sich gewandelt, aber die Gestalten, die Luft, das Leben — das alles mutet uns an, wie ehedem, und mag man über die Sache denken, wie man will, für den feinfühligen Menschen bleibt es stets ein Genuß, an einem Ort zu weilen, wo eine so ausgeprägt einheitliche Stimmung herrscht.

Die Vesperzeit hat geschlagen und von allen Seiten her kommen nun die Mönche in den braunen, härenen Kutten; der eine setzt sich abseits und liest sinnend weiter in seinem Buche, das Haupt in die Hand gestützt, zwei andere spielen ein harmlos Brettsteinspiel, zu dem die Formen in den blanken Tisch geschnitten, und wieder andere nahen mit halber Neugier heran und gesellen sich zu den fremden Gästen, die St. Lepnhard ihnen gebracht. Vor jeden hat ein Laienbruder den steinernen Krug gesetzt und der Trunk, den er birgt, erfreut sich alten Rufes — denn die Brüder des heiligen

geschichtliche Bedeutung dieses Festes verstehen und die Popularität begreifen, die gerade dieser Heilige im baierischen Gebirge genießt. Nicht nur der Wohlstand beruht ja hier, wo der Getreidebau nur spärlich ist, fast ganz auf der Viehzucht, es ist auch der Stolz jedes Bauers, daß er die prächtigsten Tiere in seinem Stalle hegt, und es ist ihm Herzenssache, daß sie gedeihen. Ohne Übertreibung kann man es sagen, daß von dem schönsten Füllen eines Dorfes vielleicht gerade so viel gesprochen wird, wie von dem schönsten Mädchen.

Schon lange vor Beginn der Feier ist heute das kleine Kirchlein mit Andächtigen besetzt, die sich nicht stören lassen, auch wenn der Meßner geräuschvoll das Altargerät rüstet und wenn der kleine Ministrant im roten Chorrock noch so ungeberdig umherspringt. Gar mancher Achtziger mit müden Knieen, gar manches alte Mütterlein steht hier und murmelt halblaut vor sich hin; sie denkt noch zurück an die harten Tage Napoleonischer Kriegszeit und an jene Jahre, da sie als Mägdlein selber hier auf dem Wagen saß — ihr ist die Gegenwart nur der matte Rahmen für die Bilder eines seligen Erinnerns.

Aber auch draußen in all dem Jubel heller Lebensluft giebt es weihevolle Augenblicke. Denn wenn die Glocken zur Wandlung rufen, da neigen sich alle Kniee, da entblößt sich jedes Haupt, und ein Gefühl der Andacht zieht hin über diese Tausende von schweigenden Gestalten. Über ihnen das wundersame Himmelsblau, rund umher die majestätischen Berge, deren Gipfel schon verschneit sind, während die tieferen Wälder und Felsenmassen all jene scharfe Klarheit zeigen, die nur im ersten Frühling und im letzten Herbste wiederkehrt. Bis weit hinein in die zerklüfteten Spitzen der „hinteren Riß" reicht unser Blick, vor uns das Isarthal mit dem rauschenden Strom — es ist eine der herrlichsten Rundsichten im ganzen Oberland.

Wenn die Messe zu Ende ist, deren Orgelklang feierlich herausklingt auf das weite Feld — dann aber hebt mit einemmale erneutes Leben an, es ist wie ein Lager, das plötzlich abgebrochen wird, wie ein Heer, das auf ein Losungswort zu Pferde steigt. Denn nun erst beginnt der Umritt. Bisher war alles in buntem Gemenge, jetzt ordnet der Zug sich wieder, selbst die Rosse gewahren es und wiehern, unter dem Klange der Musik setzt sich der

erste Wagen in Bewegung. Es ist staunenswert, mit welcher Sicherheit die schweren Vierspänner so dicht am Abgrunde dahinfahren — wenn die Räder auch nur einen Schuh breit zur Seite gingen, so stürzte das ganze Gefährt in die steile Tiefe. Aber daran denkt kein Mensch, und seit Menschengedenken ist auch kein Unglück begegnet, wie könnte am Festtag des heiligen Leonhard ein Mißgeschick mit Wagen und Pferd geschehen? In scharfer Wendung, daß die Achse kracht und die Rosse in den Zügel knirschen, geht es um das kleine Kirchlein herum, unter der Thür desselben steht der Priester und giebt mit dem Kreuze jedem einzelnen Wagen den Segen, während dessen Insassen andächtig den Hut ziehen. Einer um den anderen fliegt vorbei, und dann fahren sie die breite grüne Mulde hinab, daß man den Zug im langen Bogen sich entfalten sieht. Das ist der lebendigste und farbenprächtigste Teil des Festes, niemals klingt die Musik so rauschend und das Knallen der Peitschen so hell und das Jauchzen der Menge so fröhlich.

Das ist vielleicht auch die Stunde, wo man die Zauberkraft verstehen lernt, die der katholische Kult auf das Gemüt des Volkes übt, vor allem,

wenn dies Volk so lebensfrisch und sinnenfreudig ist, wie der bairische Stamm. Der süddeutsche Bauer bedarf der Anschauung, des Kolorits, der Klangfülle nach seiner ganzen Natur unendlich mehr, als seine ernsteren nordischen Brüder, und all das hat der katholische Kult mit wunderbarer Menschenkenntnis in seinen Bereich gezogen. „Leben lassen" ist in dieser Beziehung (so oft sich sonst auch Härten zeigen) sein Losungswort. Überall weiß er anzuknüpfen an den Pulsschlag der Wirklichkeit, jedem Feste fügt er seinen Schmuck, seine kleine Gabe bei, die den Menschen erfreut, selbst das Übersinnlichste ist umkleidet mit schönen Formen, die den Sinn gefangen nehmen. Daher die Macht, die er über den Menschen als solchen hat, die er nicht bloß auf den Glauben, sondern auf das Leben der Gesamtheit ausübt von der ersten Stunde des Bewußtseins bis zur Stunde, wo dies Leben in seinen Armen verhaucht.

Nun aber ist das Läuten verhallt, der Umritt beendet, und die Wagen sammeln sich im Markte, wo nun erst recht das bunte Treiben beginnt. Nun springen die Burschen herab und bringen den Mädchen den schäumenden Krug, die anderen knallen, daß

das Echo von den Wänden gellt, die meisten aber spannen aus, und auf kleinen Leitern, die man anlegt, steigen die schmucken Dirnlein herunter. Bald ist kein Platz mehr in den großen Stuben, atemlos eilen Wirt und Schenkmaid hin und wieder, maßkrugumgürtet, es ist ein Grüßen und Rufen, ein Treiben und Leben, daß man das eigene Wort verliert.

Und doch werden es draußen der Menschen nicht weniger; auf der einen Seite der Gasse sind Bretterbuden aufgeschlagen, in denen allerhand Ware sich breit macht, Genäsch für die Kinder, Gewand und Hut für die Großen, Eisengerät und Werkzeug und vor allem — Pelzwerk, denn der Winter ist nahe. Prüfend steht die schöne Bauerstochter aus der Jachenau davor, aber nichts will ihr recht taugen; denn sie trägt ein goldgesticktes Mieder, und ihres Vaters Wald gilt mehr, als manches Grafen Schloß. Der Bursch aber, der mit seinem Schatz daneben steht, lacht lustig in den Tag hinein, ihnen beiden fiele die Wahl nicht schwer, wäre nur der Beutel nicht so leicht. Und abseits wieder zwei — zwei alte, verkniffene Gesichter, die, auf den Stock gestützt, mit aufgezogenem Fuß zueinander

wispern, als müßten sie heute noch die Welt verkaufen. Es ist in der That eine kleine „Handelschaft", um die es sich handelt (jeder Bauer treibt ja heutzutage dergleichen), und nur das ist noch fraglich, wer von beiden den anderen überlistet; aber der Streich muß heute noch zu Ende gehen, denn St. Leonhard ist das letzte große Rendezvous der Bauernwelt vor dem Winter.

Wir sehen herab auf alle die Straßenscenen aus dem kleinen, traulichen Erkerfenster der Weinwirtschaft „zum Höck", wo sich an diesem Tage die verschiedensten Honoratioren, vor allem die geistlichen Herren der gesamten Umgebung, zu Mittag versammeln. Hier, wie auf der „Post", beim „Bürgerbräu" 2c. sind heute die „schönen Zimmer" im ersten Stockwerk aufgeschlossen und mit Ehrengästen überfüllt; alle Wände der Stube, wo wir sitzen, sind mit Bildern bedeckt, Heilige in stolzer Zahl, aber fast ebensoviele sind Familienporträts von 100 und 200 Jahren her, die im Sonntagsstaate mit schwerem Geschmeide und Seidenwamms auf uns herniederschauen.

Denn man täuscht sich gewaltig, wenn man sich das ländliche Leben jener Zeit nur im grauen

Bauernkittel vorstellt. In dem Inventar, welches am 12. April 1662 über die Erbschaft des Kaltenbrunnerbauers am Tegernsee aufgenommen ward und das noch heute in den Münchener Archiven ruht, findet sich „ein ganz silberner und vergoldter Weibergürtl", dann kommen „drei Gürtel mit silbernen Spangen" und wohl acht bis zehn silberne Becher, zum Teil mit „guldenin Reiflen." Auch mehrere „vergoldte Petschaftringe" sind erwähnt — es giebt ein völlig neues Bild vom bäuerlichen Leben jener Zeit. Im Markte Tölz aber überwog von Anfang an ein gewisses Bürgertum; der Luxus mag dort noch größer gewesen sein; so sprechen die stummen Bilder uns an aus vergangenen Zeiten.

An unserer Tafel saßen die Honoratioren aus weiter Umgegend, vom Landgericht, Forstamt, Rentamt und Bezirksamt, alles in friedlichem Verein, und man ist heute höflich miteinander weit über den gebräuchlichen Bedarf. Es ist ein guter, milder Tag, der Tag von St. Leonhard. Die Tochter des Hauses trägt selber die Speisen auf, schwere Platten, wo gleich drei Braten aufeinander folgen, aber die Garde, die hier versammelt ist, hat auch festtäglichen Appetit mitgebracht — und sie ergiebt sich nicht.

Das gilt noch mehr von unserem Nachbartische, an dem ausschließlich geistliche Herren sitzen — rote, lebensfrohe Gesichter. Wie sprudelnd lebhaft geht heute das Gespräch, es ist eine Welt für sich, dies Erinnern an gemeinsame Studentenjahre und dann an gemeinsame Einsamkeit, dieser Ton, in dem sich elegische Stimmung und realistische Lebenskraft so nahe berühren — allein wie wenige verstehen diese Welt und werden ihr gerecht! Man denkt, wenn man vom katholischen Priester spricht, nur immer an den Fanatiker, der doch so wenig im bairischen Blute liegt, und man vergißt darüber ganz den Menschen, der doch so tief und gerne mitspricht, wo er sich verstanden glaubt. Hier spricht er mit, wenn der milde Herr Dechant von E. in wahrer Begeisterung von seiner Bergfahrt erzählt; wenn der graue Beichtvater des nahen Frauenklosters aus jenen Tagen berichtet, da er als Hüterjunge in die Algäuer Alpen stieg, wenn der Pfarrer von W. so jugendfroh nach einem Schulgenossen fragt, der längst verdorben und gestorben. Hier spricht der Mensch mit überwältigender Kraft — St. Leonhard ist ein milder Tag.

Jedes Leben hat ja seine Poesie und seine Er-

innerungen, hat seinen Reichtum bei aller scheinbaren Armut und Beschränktheit, und wenn man denselben oft nicht merkt, so liegt der Grund nur darin, daß so wenig Menschen es verstehen, auf diese Seiten eines Lebens einzugehen und ihnen Gelegenheit zum Ausdruck zu geben. Sie messen jedes fremde Dasein nach den Bedingungen und Normen ihres eigenen und sind damit einseitiger, als sie es wissen und — wollen.

Allmählich verläuft sich in den Straßen die Menge — auch das schwerste Mahl geht zuletzt zu Ende, und erhitzten Hauptes stehen in der Fensternische die befreundeten Würdenträger. Der Rest des Nachmittags ist zu einem Besuch im Franziskanerkloster bestimmt, der auch zu den festen Traditionen des Tages gehört, aber man muß in guter Begleitung sein, um Einlaß zu finden. Das Kloster ist hoch gelegen, jenseits der Brücke, und wenn der dienende Bruder uns das Pförtlein neben der Kirche geöffnet, an dem wir klingeln, ziehen wir durch lange, kühle Gänge ins Refektorium, wo uns der Pater Guardian willkommen heißt. Es ist ein Bild in tiefen, stimmungsvollen Farben, die Wände sind zum Teil mit Holz vertäfelt und in der Langwand

steht die Kanzel, wo des Vorlesers Platz ist; breite Bänke laufen rings um die Mauer und um den gewaltigen Ofen, den Lieblingssitz der Winterstunden. Eine wundersame Stabilität herrscht hier, es ist noch heute alles so, wie es in den Tagen Ekkehards gewesen; nur der Stil der Geräte hat sich gewandelt, aber die Gestalten, die Luft, das Leben — das alles mutet uns an, wie ehedem, und mag man über die Sache denken, wie man will, für den feinfühligen Menschen bleibt es stets ein Genuß, an einem Ort zu weilen, wo eine so ausgeprägt einheitliche Stimmung herrscht.

Die Vesperzeit hat geschlagen und von allen Seiten her kommen nun die Mönche in den braunen, härenen Kutten; der eine setzt sich abseits und liest sinnend weiter in seinem Buche, das Haupt in die Hand gestützt, zwei andere spielen ein harmlos Brettsteinspiel, zu dem die Formen in den blanken Tisch geschnitten, und wieder andere nahen mit halber Neugier heran und gesellen sich zu den fremden Gästen, die St. Lepnhard ihnen gebracht. Vor jeden hat ein Laienbruder den steinernen Krug gesetzt und der Trunk, den er birgt, erfreut sich alten Rufes — denn die Brüder des heiligen

Franziskus brauen ihn nur für ſich ſelbſt, nicht für andere Leute.

Bald iſt auch ein lebendiges Geſpräch in Fluß gekommen und wer die einzelnen Geſtalten muſtert, wie ſie halb vorgebeugt der Rede lauſchen, halb zurückgelehnt die Rede führen, daß nur das ſcharfe Profil mit den glänzenden Augen ſpricht, der möchte zeichnen, ſtatt erzählen!

Auch ſie hatten ihre Zeit, da ſie gewaltig waren in der Weltgeſchichte, und manches mächtige Gewiſſen handelte nach ihrem Rat, ihr Orden war es, der den gebannten Kaiſer Ludwig den Baier am tapferſten verteidigte gegen päpſtliche Übermacht. Aber das iſt vergangene Zeit und zagend faſt erzählen jetzt die Enkel von den Thaten der Ahnen. Auch von ihnen ſelber hat mancher viel Welt geſehen; der ſtille Mann zu unſerer Seite, mit dem feingeſchnittenen Geſicht, kam von Jeruſalem nach — Tölz, der andere ſchreibt die Lebensgeſchichte des großen Bonaventura und träumt auch in freien Stunden von den pergamentenen Bänden, die er aus Welſchland und Wien in die Vergeinſamkeit gebracht. Aber die Mehrzahl ſind ſtille Leute und muß ſich genügen laſſen an ſtiller Beſchaulichkeit ſtatt kräftiger That.

Dazwiſchen mag wohl auch ein Rundgang durch das Gärtlein frommen. Da iſt alles ſo wohl gepflegt, die bekieſten Wege und die niederen Beete mit gläſernem Dach; in den Zweigen der Bäume hängt noch ab und zu ein roter Apfel, den die Ernte vergeſſen, aber das Laub iſt ſchon welk und verſtreut, ſorglich häuft es ein Laienbruder auf den Karren, den er dann mühſam von dannen ſchiebt. „Das iſt mein Eilwagen, auf dem ich ins Himmelreich fahre,“ flüſtert er uns entgegen.

Wie wundermild iſt die Luft, wie wunderſtille iſt es hier; über die hohen Mauern, die den Garten umzäunen, ſchauen die Berge herein, die ſich faſt ſchwarzblau abheben von gelben Wolkenſtreifen, wie ſie der Südwind bringt, wenn das Wetter ſich wendet. Der begleitende Mönch hat uns verlaſſen, er iſt in die Kirche gerufen worden, um eine Beichte zu hören, und ſo ſtand ich denn allein im Garten, in dieſer ſtummen, beſchaulichen Welt, die ſich abſchließt mit tauſendjährigen Riegeln gegen all das ſturmvolle Wiſſen der Zeit, gegen die Kämpfe des Geiſtes, gegen den Strom der Leidenſchaft, in dem wir anderen erſt fühlen, daß wir leben! Spielend brach ich die letzte der blühenden Roſen, es ward

mir so seltsam und fremd zu Mut, während es leise dämmerte! Wohlan — es giebt ja Naturen, die am glücklichsten sind in beschaulicher Dämmerung — und auch das läßt sich begreifen, auch diese Welt hat ihre Macht und Poesie; ihr Zauber ist der Friede.

Drinnen im Refektorium erhoben sich die Gefährten, ich kehrte zurück, und sorglich bargen wir den Obolus, jeder unter seinem Kruge, denn keine „Bezahlung" darf von den Ordensbrüdern genommen werden. Ein warmer Händedruck dankt für die Gastfreundschaft, die wir gefunden — ich gab ihn aus vollem, frohen Herzen!

Fast war es finster geworden, als wir im Gasthofe wieder eintrafen, mancher der Gefährten strauchelte mit Fuß und Zunge, und der Kutscher hatte schon den Schimmel eingeschirrt, denn graues Gewölk war über der Benediktenwand heraufgestiegen.

„I moan, sie schneibt no' heut," spricht der Kutscher stoisch, während der Wagen knarrend durch das Thor rollt, und der Hausknecht nickt bejahend — „No' am Sankt Lenharttag schmeißt koaner um!" „B'hüt Gott" — „Guat Nacht!"

Es ging dahin, daß die Funken stoben; der Schimmel war übermütig geworden von der langen Rast und im Fluge streiften wir vorbei an so manchem stillen Gefährt, das gemächlich trabte, während sein Herr den Schlaf des Gerechten schlief. Da erhob sich mit einemmal ein kurzer, stoßartiger Wind; in den Lüften begann es zu wirbeln, schneeige Flocken fielen hernieder, nach wenigen Minuten war Feld und Pfad in weißer Decke begraben. Es schneite, wie es nur in den Bergen schneien kann, alles ist eins — Himmel, Luft und Erde — wenn jetzt der Schimmel den Weg nicht besser weiß, wir finden ihn nimmer!

Er stampft sich wacker durch, und als wir nun endlich hinauskamen auf das weite, offene „Waakirchner Feld," da pfiff der schneidende Wind uns so scharf um die Wangen, als müßte er alles vernichten. Ich hatte mich tief zurückgelehnt in den engen, kleinen Wagen und träumte vom Zauber alter Zeiten und vom Sonnenschein dieses Morgens. Es giebt ja manch' verrostetes Gerät im bajuvarischen Leben — aber ich wüßte keinen Tag, der so versöhnen müßte mit den Menschen, mit dem Thun und Glauben des alten Baierlandes, als dies Fest von St. Leonhard!

Eisig brauste der Wind — soll er ein Symbol sein, daß der scharfe Wind der neuen Zeit mit seinen eisig scharfen Gedanken auch den letzten Rest vergangener Tage und den letzten Zauber volkstümlichen Lebens dahinnimmt?

Nimmermehr! — Die neue Zeit braucht jetzt die alte nicht mehr zu fürchten — im Gegenteil, die Kraft der Gegenwart liegt wieder im Bewußtsein der Vergangenheit.

Die Kirchweih in der Kaiserklause.

(1875.)

oni, wo aus? Gehst zum Kirda in d' Klausen, weil'st gar a so auf'n Glanz bist?" — „Kunt'st leicht derraten haben," erwidert der andere lachend und rückt den grünen Hut aus der Stirn, „Hergott, heut wird aber tanzt, daß die Federn davonflieg'n!"

Dann geht's mit flinkem Schritt wieder dahin auf dem langen eintönigen Sträßlein, denn der Weg ist noch weit, und die Morgenluft weht scharf von den Bergen. Zweimal im Jahr, zu Jakobi und Barthelmä, ist Tanz in der Kaiserklause, und schon Wochen vorher freuen sich Burschе und Dirnen; so schneidig und froh wie der Tanz in der Klausen ist ja kein anderer weit und breit. Von allen Seiten kommen sie dann herbei, der Holzknecht aus seinem Tannenforst und die Sennerinnen von den Almen,

da klingt die Fidel, und die Diele kracht, und jauchzender Lärm erfüllt das alte Haus, das ſonſt ſo ſtill und tief verborgen liegt im unermeßlichen Wald. Heut aber iſt Barthelmä, blauer Himmel lacht über den Bergen, und auf den Zinnen des Sonnwendjochs funkelt das Morgenlicht, allenthalben beginnt ſich's zu regen. Ein Wagen, mit grünem Reiſig geſchmückt, fliegt in vollem Trab dahin, und drinnen ſitzen die Muſikanten; jetzt, da ſie dem Forſthaus nahe ſind, gilt's, ihren ſchönſten Ländler zu blaſen. Vor der Brücke, unter welcher der rauſchende Bergbach dahinſtrömt, treffen die beiden Sträßlein von Schlierſee und Tegernſee zuſammen, auch dort klingen dröhnende Räder, „Juchu!“ ſchallt's um die ſcharfe Ecke, und der Burſch', der vorn auf dem Spritzleder ſitzt, hält mit mächtigem Ruck den ſchnaubenden Rappen.

„Oho, bald wär'n wir auf d' Tegernſee'r auffi g'fahrn,“ heißt's bei den einen. „Juchu!“ rufen die andern, und mit Jauchzen und Muſik geht's nun in langer Wagenreihe dem Forſthaus entgegen. Dort aber unter der Thür ſteht breit und behäbig der Förſter und muſtert die Gäſte, drinnen in der Küche brodeln die Keſſel, und neugierig wirft das

blonde Töchterlein einen Blick durchs Fenster. Bald nach dem Gottesdienst, der droben in der kleinen Kapelle gehalten wird, beginnt der Tanz, es ist ein Bretterboden im Freien gelegt, und nebendran hinter einem Wall von steinernen Krügen sitzt die Musik.

„Sakerament, spielts auf oder net?“ ruft der erste der Frommen, die aus dem Kirchlein herniedersteigen, und wirft ein Guldenstück auf den Tisch, indes er das zögernde Mädchen nach sich zieht. Die nestelt noch eine Weile an der goldenen Schnur und an den Alpenrosen im Mieder, dann kann auch sie den kecken Weisen nimmer widerstehn, und im wilden Takt drehen sich die beiden. „Hab' i's nit g'sagt, Du mußt die erste sein,“ raunt er der schmucken Sennerin ins Ohr, und ehe sie noch die Antwort fand, schlägt er vor ihr ein Rad, daß die Dielen krachen.

„Und a wilder Bua bin i
Bei'n Leuten veracht,
Und jetzt bin i's schon g'wohnt,
Daß 's mir gar nix mehr macht.“

Bald wird der Tanzplatz mehr und mehr gefüllt, eine Schar Tiroler ist aus Brandenberg herbeigekommen, und gegen Mittag kommt auch die elegante Welt aus Schliersee, Miesbach und Tegern-

Franziskus brauen ihn nur für sich selbst, nicht für andere Leute.

Bald ist auch ein lebendiges Gespräch in Fluß gekommen und wer die einzelnen Gestalten mustert, wie sie halb vorgebeugt der Rede lauschen, halb zurückgelehnt die Rede führen, daß nur das scharfe Profil mit den glänzenden Augen spricht, der möchte zeichnen, statt erzählen!

Auch sie hatten ihre Zeit, da sie gewaltig waren in der Weltgeschichte, und manches mächtige Gewissen handelte nach ihrem Rat, ihr Orden war es, der den gebannten Kaiser Ludwig den Baier am tapfersten verteidigte gegen päpstliche Übermacht. Aber das ist vergangene Zeit und zagend fast erzählen jetzt die Enkel von den Thaten der Ahnen. Auch von ihnen selber hat mancher viel Welt gesehen; der stille Mann zu unserer Seite, mit dem feingeschnittenen Gesicht, kam von Jerusalem nach — Tölz, der andere schreibt die Lebensgeschichte des großen Bonaventura und träumt auch in freien Stunden von den pergamentenen Bänden, die er aus Welschland und Wien in die Bergeinsamkeit gebracht. Aber die Mehrzahl sind stille Leute und muß sich genügen lassen an stiller Beschaulichkeit statt kräftiger That.

Dazwiſchen mag wohl auch ein Rundgang durch das Gärtlein frommen. Da iſt alles ſo wohl gepflegt, die bekieſten Wege und die niederen Beete mit gläſernem Dach; in den Zweigen der Bäume hängt noch ab und zu ein roter Apfel, den die Ernte vergeſſen, aber das Laub iſt ſchon welk und verſtreut, ſorglich häuft es ein Laienbruder auf den Karren, den er dann mühſam von dannen ſchiebt. „Das iſt mein Eilwagen, auf dem ich ins Himmelreich fahre,“ flüſtert er uns entgegen.

Wie wundermild iſt die Luft, wie wunderſtille iſt es hier; über die hohen Mauern, die den Garten umzäunen, ſchauen die Berge herein, die ſich faſt ſchwarzblau abheben von gelben Wolkenſtreifen, wie ſie der Südwind bringt, wenn das Wetter ſich wendet. Der begleitende Mönch hat uns verlaſſen, er iſt in die Kirche gerufen worden, um eine Beichte zu hören, und ſo ſtand ich denn allein im Garten, in dieſer ſtummen, beſchaulichen Welt, die ſich abſchließt mit tauſendjährigen Riegeln gegen all das ſturmvolle Wiſſen der Zeit, gegen die Kämpfe des Geiſtes, gegen den Strom der Leidenſchaft, in dem wir anderen erſt fühlen, daß wir leben! Spielend brach ich die letzte der blühenden Roſen, es ward

mir so seltsam und fremd zu Mut, während es leise dämmerte! Wohlan — es giebt ja Naturen, die am glücklichsten sind in beschaulicher Dämmerung — und auch das läßt sich begreifen, auch diese Welt hat ihre Macht und Poesie; ihr Zauber ist der Friede.

Drinnen im Refektorium erhoben sich die Gefährten, ich kehrte zurück, und sorglich bargen wir den Obolus, jeder unter seinem Kruge, denn keine „Bezahlung" darf von den Ordensbrüdern genommen werden. Ein warmer Händedruck dankt für die Gastfreundschaft, die wir gefunden — ich gab ihn aus vollem, frohen Herzen!

Fast war es finster geworden, als wir im Gasthofe wieder eintrafen, mancher der Gefährten strauchelte mit Fuß und Zunge, und der Kutscher hatte schon den Schimmel eingeschirrt, denn graues Gewölk war über der Benediktenwand heraufgestiegen.

„I moan, sie schneibt no' heut," spricht der Kutscher stoisch, während der Wagen knarrend durch das Thor rollt, und der Hausknecht nickt bejahend — „No' am Sankt Lenharttag schmeißt koaner um!" „B'hüt Gott" — „Guat Nacht!"

Es ging dahin, daß die Funken stoben; der Schimmel war übermütig geworden von der langen Rast und im Fluge streiften wir vorbei an so manchem stillen Gefährt, das gemächlich trabte, während sein Herr den Schlaf des Gerechten schlief. Da erhob sich mit einemmal ein kurzer, stoßartiger Wind; in den Lüften begann es zu wirbeln, schneeige Flocken fielen hernieder, nach wenigen Minuten war Feld und Pfad in weißer Decke begraben. Es schneite, wie es nur in den Bergen schneien kann, alles ist eins — Himmel, Luft und Erde — wenn jetzt der Schimmel den Weg nicht besser weiß, wir finden ihn nimmer!

Er stampft sich wacker durch, und als wir nun endlich hinauskamen auf das weite, offene „Waakirchner Feld," da pfiff der schneidende Wind uns so scharf um die Wangen, als müßte er alles vernichten. Ich hatte mich tief zurückgelehnt in den engen, kleinen Wagen und träumte vom Zauber alter Zeiten und vom Sonnenschein dieses Morgens. Es giebt ja manch' verrostetes Gerät im bajuvarischen Leben — aber ich wüßte keinen Tag, der so versöhnen müßte mit den Menschen, mit dem Thun und Glauben des alten Baierlandes, als dies Fest von St. Leonhard!

Eisig brauste der Wind — soll er ein Symbol sein, daß der scharfe Wind der neuen Zeit mit seinen eisig scharfen Gedanken auch den letzten Rest vergangener Tage und den letzten Zauber volkstümlichen Lebens dahinnimmt?

Nimmermehr! — Die neue Zeit braucht jetzt die alte nicht mehr zu fürchten — im Gegenteil, die Kraft der Gegenwart liegt wieder im Bewußtsein der Vergangenheit.

Die Kirchweih in der Kaiſerklauſe.

(1875.)

„Woni, wo aus? Gehſt zum Kirda in d' Klauſen, weil'ſt gar a ſo auf'n Glanz biſt?“ — „Kunt'ſt leicht derraten haben,“ erwidert der andere lachend und rückt den grünen Hut aus der Stirn, „Hergott, heut wird aber tanzt, daß die Federn davonflieg'n!“

Dann geht's mit flinkem Schritt wieder dahin auf dem langen eintönigen Sträßlein, denn der Weg iſt noch weit, und die Morgenluft weht ſcharf von den Bergen. Zweimal im Jahr, zu Jakobi und Barthelmä, iſt Tanz in der Kaiſerklauſe, und ſchon Wochen vorher freuen ſich Burſche und Dirnen; ſo ſchneidig und froh wie der Tanz in der Klauſen iſt ja kein anderer weit und breit. Von allen Seiten kommen ſie dann herbei, der Holzknecht aus ſeinem Tannenforſt und die Sennerinnen von den Almen,

da klingt die Fidel, und die Diele kracht, und jauchzender Lärm erfüllt das alte Haus, das sonst so still und tief verborgen liegt im unermeßlichen Wald. Heut aber ist Barthelmä, blauer Himmel lacht über den Bergen, und auf den Zinnen des Sonnwendjochs funkelt das Morgenlicht, allenthalben beginnt sich's zu regen. Ein Wagen, mit grünem Reisig geschmückt, fliegt in vollem Trab dahin, und drinnen sitzen die Musikanten; jetzt, da sie dem Forsthaus nahe sind, gilt's, ihren schönsten Ländler zu blasen. Vor der Brücke, unter welcher der rauschende Bergbach dahinströmt, treffen die beiden Sträßlein von Schliersee und Tegernsee zusammen, auch dort klingen dröhnende Räder, „Juchu!" schallt's um die scharfe Ecke, und der Bursch', der vorn auf dem Spritzleder sitzt, hält mit mächtigem Ruck den schnaubenden Rappen.

„Oho, bald wär'n wir auf d' Tegernsee'r auffi g'fahrn," heißt's bei den einen. „Juchu!" rufen die andern, und mit Jauchzen und Musik geht's nun in langer Wagenreihe dem Forsthaus entgegen. Dort aber unter der Thür steht breit und behäbig der Förster und mustert die Gäste, drinnen in der Küche brodeln die Kessel, und neugierig wirft das

blonde Töchterlein einen Blick durchs Fenster. Bald nach dem Gottesdienst, der droben in der kleinen Kapelle gehalten wird, beginnt der Tanz, es ist ein Bretterboden im Freien gelegt, und nebendran hinter einem Wall von steinernen Krügen sitzt die Musik.

„Sakerament, spielts auf oder net?“ ruft der erste der Frommen, die aus dem Kirchlein herniedersteigen, und wirft ein Guldenstück auf den Tisch, indes er das zögernde Mädchen nach sich zieht. Die nestelt noch eine Weile an der goldenen Schnur und an den Alpenrosen im Mieder, dann kann auch sie den kecken Weisen nimmer widerstehn, und im wilden Takt drehen sich die beiden. „Hab' i's nit g'sagt, Du mußt die erste sein,“ raunt er der schmucken Sennerin ins Ohr, und ehe sie noch die Antwort fand, schlägt er vor ihr ein Rad, daß die Dielen krachen.

„Und a wilder Bua bin i
Bei'n Leuten veracht,
Und jetzt bin i's schon g'wohnt,
Daß 's mir gar nix mehr macht.“

Bald wird der Tanzplatz mehr und mehr gefüllt, eine Schar Tiroler ist aus Brandenberg herbeigekommen, und gegen Mittag kommt auch die elegante Welt aus Schliersee, Miesbach und Tegern-

see, „die Herrischen," wie sie der Bauer nennt. Droben auf der Altane, die rings um das Haus läuft, nehmen sie ihre Mahlzeit ein und blicken von diesem höhern Standpunkt aus auf das Gewühl des Volks. „C'est charmant," flüstert die Excellenz zur Frau Gräfin. Allein die Holzknechte kümmern sich wenig um dies vornehme Publikum, sie wissen nur allzugut, daß ihnen der Tag gehört, und daß die „Geduldeten" diesmal die Herren sind. Wenn sie sich leutselig zeigen, desto besser für sie, aber wehe denen, die kritisieren. „Den schaugts an," sprach einer der Bauern auf die vorlaute Frage eines Fremden, „der is schon so g'scheid, als hätt' er 'n heiligen Geist mitsammt die Federn g'fressen."

Unter den grünen Buchen, die das Haus umgeben, ist die Schänke errichtet; dort liegt auf dem Schragen das riesige Eimerfaß, allein ehe man sich's versieht, ist's immer wieder geleert. „Steffel, a Maß, Steffel, a Maß," heißt es von allen Seiten, und mit knurriger Reflexion murmelt der Steffel: „No, dös wird schöne Räusch geben bis heut auf d'Nacht!" Aber mancher scheint nicht bis zur Nacht damit warten zu wollen; gar mancher tritt jetzt schon wankend an die Schänke, und nur zögernd gewährt

der Hüter der braunen Schätze die Bitte. „Dir thät' ich beſſer nix mehr geben, Du haſt a ſo ſchon z'viel," erwidert er dem Durſtigen; der aber ſpricht geängſtigt in ſeinem Gewiſſen: „Ja dös is ebbes Schlechts um ſo an Rauſch, heut freut er Dich und morgen grauſt Dir!" Und wie im Monolog fährt er fort: „Daß i jetzt ſo an Rauſch krieg, und hat mir's doch niemand g'ſchafft .... Aber i ſag, es giebt zweierlei Räuſch, an luſtigen und an traurigen, und i mein' alleweil, heut krieg i den luſtigen .... Steffel, a Maß!"

Auch auf dem Tanzplatz geht's immer wilder zu, je tiefer es in den Nachmittag hineingeht. „Guſtei, jetzt tanzen wir zwoa," ruft der ſchmuckſte unter den Burſchen und faſt des Förſters Töchterlein ums Mieder. Zwei blonde Zöpfe und drüber der grüne Hut mit dem Adlerflaum, zwei blaue Augen und eine Geſtalt wie die jungen Tannen draußen im Wald. O, wie ihre Augen glänzen und wie die roſigen Lippen lachen, wenn ſie ſich wirbelnd im Kreis dreht; immer wilder ſtampft der Jägerburſch, der ſie zum Reigen geführt, immer wilder klingen die Geigen. „A ſaubers Dirndl," raunt der alte Forſtwart dem Vater ins Ohr, der mit verſchränkten Armen daneben ſteht und dem Lärmen

zusieht, er will nicht ja sagen und sein eigen Kind loben, aber nein kann er auch nicht sagen.

Doch der Förster von der Kaiserklause hat noch mehr, er hat auch drei Buben daheim, „die fangen den Teufel auf freier Weid," wie der Bauer sagt, wenn er 'was Schneidiges bezeichnen will. Die Woche über heißt's freilich lernen, Grammatik und Religion, Arithmetik und Geographie, denn der professor ordinarius an dieser kaiserlichen Hochschule ist ein gestrenger Magister, aber an Barthelmä ist dies academicus, da wird nichts gelernt als der Schuhplattltanz. Mitten im tollen Getriebe der tanzenden Paare schlägt der kleine zehnjährige Bub sein Rad und thut es allen andern zuvor an Wildheit und Sicherheit. Der ältere Bruder aber, der kaum zwölf Jahre zählt, hing seinen kleinen Stutzen um und zog mit den Jagdgehülfen hinaus, um im Revier auf der Wacht zu sein, denn an solchen Tagen, wo daheim Fest und Tanz ist, sind die Wildschützen am rührigsten.

Wunderbar ist die Stimmung der Farben und die Weichheit der Luft, wenn allmählich der Abend ins Thal sinkt; dann glüht über den Spitzen der Berge jenes rosenfarbene Licht, und ein leises Rauschen zieht durch den Wald — droben aber in

der kleinen Kapelle ertönt die Glocke, und alsbald verstummt Musik und Tanz. Gemeinsam beten sie drunten den englischen Gruß, doch wie der letzte Glockenklang erschallt, sowie gesprochen ist „In Ewigkeit Amen," schließt an das Amen schon ein heller Juhschrei an, und rauschend fällt die Musik dazwischen; vom Platz weg, wo sie plötzlich stillgestanden, tanzen die Paare weiter.

Bis tief nach Mitternacht dauert in der Regel der Tanz, die „Herrischen" freilich gehen schon früher weg, aber „um die is ja nit schad!" Dagegen bleiben die Holzknechte und Sennerinnen gewöhnlich, bis sie der grauende Morgen zur Arbeit ruft. Dann, wenn's mit dem Tanzen „a bissel müssig" geht, rücken die einzelnen Tische zusammen, die gemeinsame Zeche haben, und bald beginnt jenes Singen und Johlen, in dem sich der wilde Übermut des bairischen Bergvolks am vollsten ausprägt. „Tragt mich die Bank noch, wo ihr schon droben hockts mit euern Todsünden?" ruft einer den Burschen zu, in deren Mitte er sich setzen will. „Oh mei', an Kerl, der nix wert is, tragt s' noch alleweil," erwidern die andern. Und dann erklingen Trutzlieder hüben und drüben, die einzelnen aber rücken

enger zusammen und raunen sich flüsternd ins Ohr, denn auch der Bauer hat seine Mysterien. „Zwölfe hat's g'schlogn, jetzt gehn ma hoam," so sprach ein alter knorriger Geselle, und da mir sein Rat allmählich zeitgemäß schien, so giengen wir gemeinsam von dannen. Noch etwa vier Stunden betrug der Weg nach Hause. „No, hat's Enk taugt auf'n Kirda?" frug ich den Alten, der raschen Schritts an meiner Seite dahinzog. „Ja, taugt hat's mir schon, aber so schön is halt doch nimmer jetzt wie dazumal, wo i dös erstemal da drin in der Klausen am Kirda tanzt hab." „Und wie lang is dös her, daß Du's noch so gern denkst?" „Ja es is nit lang her, es wird so a 70, a 72 Jahrl sein; jetzt bin i 89 und dazumal bin ich so a sechzehn, a siebzehni g'wen. Mit'n Marschirn geht's halt schlecht. Heut auf d'Nacht bin i eini, und jetzt geh i hoam; sind lumpige acht Stündl, und doch g'spür i's, daß i g'maschiert bin. Tanzt hab i grad zwei- oder dreimal, aber mein Gott, jetzt können s' ja nimmer tanzen, 's hat ja koaner koa Schneid mehr." So sprach der Alte, als wir um 4 Uhr morgens nach Hause kamen — das sind die Gestalten vom „Kirda in der Kaiserklausen".

Zu den Ammergauer Passionsspielen.

(1880.)

s giebt manch holden Winkel auf Erden, der selbst den flüchtigsten Wanderer fesselt und dessen Sonnenzauber uns noch lange labt, wenn wir wieder daheim im Bannkreis harter Pflicht und harter Mauern weilen. Denn die Schönheit braucht ja nichts, um zu wirken, als sich selber. Derjenige aber, der tiefer in das Wesen und in die Bedeutung einer Landschaft blickt, wird noch ein weiteres verlangen, wenn er einen nachhaltigen und vollendeten Eindruck gewinnen will: das ist eine inhaltsvolle Vergangenheit und ein gesundes ergiebiges Volkstum. Diese Momente sind es, die in ihrer Vereinigung eine Landschaft erst zur vollen Bedeutung erheben, und darum erscheinen uns die gefeiertsten Stätten unseres Hochlandes,

wie Tegernsee, Chiemsee, Berchtesgaden u. dergl., so reizvoll, weil überall in der schönen Landschaft die schönen Staffagen stehen, weil man allenthalben das Bewußtsein uralter Geschehnisse und tausendjähriger That hat. Unvermerkt wirkt dies auf unsere ganze Stimmung und auf das geistige Kolorit der Gegend ein; es erscheint uns nicht gleichgiltig, wenn wir z. B. in Frauenchiemsee die Abendglocken klingen hören, daß vor tausend Jahren dort die Tochter König Ludwigs des Deutschen als Äbtissin stand, daß in Hohenschwangau Hiltebold, der berühmte Minnesinger wohnte, daß Konradin dort von der Heimat schied.

Wir leben ja in einer Zeit der That; deshalb ist das Interesse an der deutschen Vergangenheit lebendiger geworden, als es seit Menschenaltern war; deshalb lockt uns die Scholle mehr, die nicht nur der Pflug, sondern der Geist bebaut hat.

Ammergau aber, dieses stille Wort, das jetzt so laut in aller Munde klingt, kann in jedem Sinne jene Bedeutung in Anspruch nehmen, von der wir eben gesprochen. Es ist nicht bloß eine der herrlichsten Gegenden unseres Gebirges, sondern seine Geschichte ist aufs engste verkettet mit den großen

Dynastengeschlechtern der Welfen, Staufen und Schyren, und seine Bewohner zeigen durch die That, daß sie zu den begabtesten und originellsten Stämmen unseres Hochlandes zählen.

Der Name des Ortes liegt, wie gesagt, auf allen Lippen, aber nur wenige kennen von demselben mehr, als die berühmten Spiele, die dort gefeiert werden, und von der Gegend vielleicht nur, was man durchs Wagenfenster sieht. So möchten wir denn versuchen, ehe wir das Mysterium selber schildern und das Bild jener Völkerwanderung, die allwöchentlich den Ettalerberg hinaufzieht, unsere Leser mit dem Gaue und dem Volksstamme vertraut zu machen, der ihnen eben jetzt sein Gastrecht bietet.

Schon in Römerzeiten war der Ammergau nicht nur ein wohlgekanntes, sondern ein bedeutsames Gebiet, denn die gewaltige Heerstraße, die von Augsburg nach Italien führte, ging durch seine Markung. Zwischen dem Kofel und der Kapellenwand, zwei Felswänden, die hart aneinander treten, führt der Durchgang aus der Niederung ins Hochgebirge; es war der nächste und naturgemäße Weg, und wenn die römischen Itinerarien diese Station „ad Coveliacas“ benannten, so weist der Name schon auf

den heutigen Kofel. Alle Kunst ihres Straßenbaues war hier aufgeboten, denn fast zweitausend Schritt lang war die hohe Pfahlbrücke, die unfern von Ammergau über die Sümpfe und Bäche des Murnauermooses zog.

Freilich war sie längst zerbrochen und verwüstet, als die Stürme der Völkerwanderung durch dieses Land hinbrausten, und lange, lange war es nunmehr still, bis aus der Einsamkeit dieser Bergeswelt uns die erste Spur germanischen Lebens entgegentritt.

Es war um die Zeit der Karolinger und das mächtige Geschlecht der Welfen beherrschte damals den Gau. Da ließ sich Ethiko, einer der Angesehensten jenes Stammes, aus welchem Kaiser Ludwig der Fromme seine Gattin Jutta nahm, hier nieder, um in der Einsamkeit den Rest des Lebens zu verbringen. Unmut über den Sohn, der sich aus Ländergier zum kaiserlichen Vasallen „erniedrigt" hatte, vertrieb ihn aus dem Geräusch von Welt und Waffen, und nur zwölf Getreue folgten, um eine klösterliche Gemeinschaft mit ihm zu teilen. Sie alle fanden hier ihre letzte Ruhestatt; Ethiko selbst starb um das Jahr 910, als eben das Karolingerreich zu Ende ging, und nach seinem Namen soll Ettal (Ethikos Thal) genannt sein.

Unbeugsamer Stolz, der keinen Herrn über sich erduldet, der den betagten Vater in die Öde treibt, der den Löwenherzog unerbittlich machte, als ein Barbarossa bat, erscheint demnach als tausendjähriges Erbgut dieses Stammes; er ist so alt, wie die dunkle Sage seines Ursprungs. Wenn man heute freilich von den Welfen spricht, kehrt unser Gedanke sich unwillkürlich nach Norden; man hat es fast vergessen, wie lange dies gewaltige Geschlecht einst über Baiern herrschte, daß die blauen Berge unseres Hochlands und die satten Fluren Schwabens ehedem sein Erbe und seine Heimat waren.

Damals als Ethiko im Ammergau sich niederließ, stand nach den zeitgenössischen Quellen nur eine „villa“ dort, „etwa ein Herrenhof, um welchen die zugehörigen Güter (curiae) herumlagen“, bis das Klösterlein der zwölf Gefährten eine regere Ansiedlung anzog. Grundholden und Werkleute kamen herbei, und um 1180, als die Welfen ihren alten Familienbesitz vergabten, waren es bereits an sechzig Höfe, die der Gau umfaßte.

Sie fielen durch Kauf an das Geschlecht der Stauffen; Friedrich der Rotbart war es, der sie für sein Haus gewann, und Konradin, der sie mit

Thron und Leben für sein Haus verlor. So umschließen der siegreichste und der schmerzenreichste Name, welche diese gewaltige Dynastie hervorgebracht, jene Ära, da die Hohenstaufen Ammergau ihr Eigen nannten.

Bevor er den verhängnisvollen Zug nach Italien unternahm, hatte Konradin (oder König Konrad der Junge, wie ihn die Klagelieder nennen) sein Erb- und Lehensgut den bairischen Herzögen Ludwig und Heinrich vermacht, falls er kinderlos von hinnen ginge. Beide waren ihm als Oheime zugethan und Rudolf von Habsburg bestätigte 1273 den Besitz, den sie dadurch gewonnen.

So kam der Ammergau zum Hause Baiern, das ihn nun seit sechs Jahrhunderten als eine Perle seines Berglandes wahrt; Welfen, Staufen und Wittelsbacher, drei Geschlechter, die durch die engsten Bande des Blutes verknüpft sind, weisen seiner Geschichte den Weg. Es wäre wohl viel zu melden aus jenen langen sechshundert Jahren bairischer Herrschaft, aber wir wollen uns auch hier beschränken auf die Marksteine und Wendepunkte, auf die großen überragenden Gestalten.

Die bedeutendste dieser historischen Gestalten

aber, die nun auf dem Hintergrunde jener herrlichen Landschaft hervortreten, ist Kaiser Ludwig der Baier. Sein Leben war ein Kampf wider die Macht Roms und die Ohnmacht des Reiches, ein Kampf wider das Herzeleid, das ihm daraus entstand; er starb im Banne; alle Versuche, denselben zu lösen, scheiterten an der Härte des Papstes, so daß ein Zug tragischen Kummers seine fesselnde Erscheinung umgiebt.

Trotz der furchtbaren Verwünschungen, womit der Gebieter der Christenheit sein Haupt beladen, war er doch im Volke und besonders im bairischen Volke äußerst populär; ein Kranz von schönen Sagen bildete sich um seine Gestalt und tritt uns aus den Chroniken entgegen, die seine Geschichte erzählen. Er selbst aber trug am liebsten den Schmerz seines unerfüllten Lebens hinaus in die Berge; denn er war ein Weidmann vom alten kühnen Schlage und unter Gottes freiem Himmel vergaß er am leichtesten für kurze Frist die Bedrängnis seines Hauses und den Fluch, der ihn vom Himmel schied. Seine Lieblingsstätte indessen war der alte Ammergau; dort streifte er mit einem schlichten Jägersmann (Kuntz Vendt) durch die Wälder und wies ihm von steilem Gipfel die Marken des Landes;

manch Wort ward da gesprochen, das ihm auf dem Herzen lag und das der niedere Mann oft besser würdigt, als die Großen.

Was Ludwig den Baier aber so tief an jenes Bergland fesselte, das eigentliche seelische Moment in dieser Neigung war ein Gelübde, welches er dereinst bedrängt im fernen Italien gethan. Schon seine Königswahl war ja durch die Kämpfe mit Friedrich dem Schönen verbittert, bis er diesen in der blutigen Schlacht bei Mühldorf besiegte, aber auch sein Römerzug im Jahre 1327 war von Gefahren aller Art bedroht; spottete man doch in Avignon, wo der Papst damals residierte, er sei nur wie zu einer Jagdfahrt ausgerüstet.

Nach den ersten glänzendsten Erfolgen, die er in Italien gewann, nachdem ihn das Volk mit Jubel empfangen und in Rom zum Kaiser gekrönt, wandte sich bald sein Glück; es folgten jene Straßenkämpfe, an denen so manches deutsche Leben in Welschland verblutete, Krankheit und Geldnot trat ein, und jene, die zuerst Hosianna gerufen, riefen nunmehr Verderben über die Deutschen. Schrittweise wich der Kaiser zurück; er weilte in der Nähe von Mailand, das ihm die Thore verschlossen hatte, in dem stillen Kloster Sankt Viktor.

Hier beginnt die Sage. Durch die verschlossene Thür erschien ihm ein Mönch in Greisengestalt, der ein Muttergottesbild aus karrarischem Marmor trug und ihn mit liebreichen Worten ermutigte, da der Kaiser schon verzagte, ob er die Heimat jemals wiedersehen werde. Und er versprach ihm sichere Rückkehr, wenn er dies Bildnis mit sich nehmen und im Thale Ammergau ein Kloster gründen werde, wo dasselbe seine bleibende Stätte fände. Freudig gelobte Ludwig, dies zu thun, und während er das Bildnis zu Händen nahm und betrachtete, war mit einmal der Mönch verschwunden; ihm selber aber pochte das Herz von froher Zuversicht, die italienischen Verhältnisse besserten sich wieder und ohne weitere Fährlichkeit ging die Heimkehr von statten.

Dies war der Anlaß zur Gründung des Klosters Ettal, das von da ab den großen geistigen und wirtschaftlichen Mittelpunkt für die Kultur des gesamten Ammergaues bildet.

Auch die Stelle, wo das neue Stift errichtet werden sollte, wird in sagenhafter Weise bestimmt. Noch auf der Heimkehr selbst, als er die Grenzen seines Erblandes erreichte, gedachte der Kaiser, der trotz aller Kämpfe gegen Rom von strengster Glau-

benstreue war, der gelobten Pflicht, und durch den Wald hin reitend, suchte er die Scholle für den künftigen Bau. Da sinkt mit einmal unter einer mächtigen Tanne sein Streitroß dreimal in die Kniee und ist nicht mehr vorwärts zu bringen.

Es schien ein Wahrzeichen des Himmels! Eine Jägerhütte ward einstweilen im Walde errichtet, bis im Frühjahr 1330 der Kaiser selber den Grundstein legte, und schon nach zwei Jahren war das Kloster und das Ritterstift, welches damit verbunden war, wohnlich bestellt; die mächtige Kuppel der Kirche aber liegt noch heute über jenem Punkt, wo einst die grüne Tanne gestanden hatte.

Allein auch dafür, daß es der Stiftung nicht an Mitteln fehle, sorgte Ludwig mit königlicher Freigebigkeit, denn außer dem Forst- und Jagdrecht in den umliegenden Alpen überwies er ihr seine sämtlichen Erbgüter im Ammergau, die durch Konradins Vermächtnis an sein Haus gekommen, und erholte überdies, da dieselben vordem Reichsland waren, die Zustimmung zweier Kurfürsten, des Böhmenkönigs und des Brandenburgers. Der Bauernschaft des Thales aber, die beim Bau rührig Hand anlegte, ward ein besonderer Gnadenbrief verliehen,

der ihr neben anderen Freiheiten das Erbrecht auf ihren Gehöften verbürgte und ihr damit eine Selbständigkeit verlieh, die in jenen Zeiten der Hörigkeit nicht geringen Wert besaß.

So wurde Kaiser Ludwig, der seit Heinrich I. am meisten für die Festigung des Bürgertums und der Städte geleistet hatte, auch der Wohlthäter des Bauernstandes.

Im Volk aber hatte der Glaube an die wunderthätige Kraft des Madonnenbildes zu Ettal tiefe und unvertilgbare Wurzel geschlagen. Tausende von Wallfahrern kamen alljährlich gezogen, und sorglich sind in den alten Chroniken die Segnungen und Heilungen verzeichnet, welche die gläubige Menschheit dort zu finden meinte. Merkwürdig erscheint dabei vor allem die große Anzahl von Geisteskranken, die zur „Thaumaturga Ettalensis“ gepilgert kamen.

Da Ammergau und Ettal übrigens so dicht am großen Heerwege von Augsburg nach Welschland lagen, so fehlte es auch keineswegs an weltlichen Gästen, und recht nahe gingen oft die stürmischen Ereignisse der Zeit an dem stillen Bergidyll vorüber.

Schon die Söhne Kaiser Ludwigs verkümmerten und schmälerten die Stiftung, an der dereinst

das Herz ihres Vaters hing, bedeutend; nicht alle Äbte waren tüchtig und begabt genug, um die mannigfachen Fährlichkeiten zu überwinden, und dazu kamen noch die Kriege, die seit der großen Kirchentrennung so oft und lang deutschen Boden mit Blut getränkt. Philipp II. von Spanien, der finsterste aller Könige, begleitete am 28. Mai 1551 mit brennender Kerze die Fronleichnamsprozession, die durch Ettals sonnige Berge zog; Moriz von Sachsen, der dem deutschen Reiche Metz geraubt, zog in kühner Bergfahrt durch den Ammergau, hart auf den Fersen Karls V., jenes Kaisers, in dessen Reich die Sonne nicht unterging und an den die Führer des Schmalkaldischen Bundes ihren trotzigen Fehdebrief geschrieben: „An Herrn Karl von Gent, der sich einen römischen Kaiser nennt."

Und nun vollends der dreißigjährige Krieg und der lange mörderische Kampf um die spanische und österreichische Erbfolge, die vom bairischen Hause beansprucht ward. Immer wieder sehen wir das Bild der plündernden Horden, denen ein Verräter freiwillig oder notgedrungen die Pfade zeigt durchs dichte Waldverhau nach dem „reichen Kloster", und das Bild der fliehenden Mönche, die ihre Kostbar-

keiten zu Berge tragen, wie es Scheffel so unvergleichlich in seinem „Ekkehard“ beschrieb. Nur Kleid und Gerät hat sich unmerklich gewandelt, die großen Konturen des düsteren Gemäldes aber sind dieselben, denn Krieg ist Krieg, ob ihn die Hunnen, die Schweden oder Panduren führen.

So kam die Todesstunde des einst so gefeierten Stiftes heran; am Abend von Peter und Paul 1744 ging das gesamte Kloster mit allen Baulichkeiten in Flammen auf. Nur die Kirche ward durch die äußerste Anstrengung frommer Wohlthäter in alter Weise wieder hergestellt und besitzt noch heute ihre weithin berühmte Orgel, — für die volle Auferstehung war's zu spät. Die französische Revolution und die Säkularisierung aller bairischen Klöster, die im Jahre 1803 bethätigt ward, brachte auch für Ettal den Untergang; unangemeldet erschien eines Tages der Landrichter von Hohenschwangau und erklärte dem Convent in jenem Lapidarstil napoleonischer Zeiten, daß er hiemit aufgehoben sei; — „a cessé d'exister“ lautete ja bekanntlich das Schlagwort des modernen Cäsar.

Der letzte Abt hieß Pater Alphons, ein milder, schweigsamer Mann, den dieses Ende bis ins tiefste

Herz erschütterte. Wortlos schied er aus dem Kreise der Brüder und am nächsten Morgen war er verschwunden, ohne daß einer ihn jemals wiedersah; als Bauer verkleidet zog er durch den Ammerwald in seine ferne Heimat. Das Kloster bedurfte keines Abtes mehr. Erst nach vier Jahren, als man ihn fast vergessen hatte, kam eines Tages die Kunde seines Todes aus Padua mit der Bitte, daß man ihm in Ettal eine Seelenmesse lesen möge; die Glocken aber, die darüber klangen, läuteten mehr zu Grabe als einen toten Mann; denn ein Zeitalter war abgestorben und eine neue Ära begann.

Sie gehörte dem frohen und kräftigen Volkstum, das sich trotz allem Druck der Zeiten in diesen Thälern jugendfrisch erhalten hatte. Obwohl fast unter den gleichen Lebensbedingungen herangewachsen, zeigt die Bevölkerung des bairischen Hochlandes doch für jeden, der näher mit ihr vertraut ist, ganz bedeutende Nüancen in der Sinnesart wie in der äußeren Erscheinung; besonders merkbar aber tritt dies in jenen Gebieten zu Tage, wo die schwäbische Grenze und damit der Einfluß des alten alemannischen Wesens näher liegt.

Auch Ammergau ist ja nicht weit davon ent-

legen, da seine Berge schon, wie Kaiser Ludwig einst zum Führer sprach, „gen Schwaben hangen", und so läßt sich damit vielleicht der ernstere Sinn und das gemessenere Wesen erklären, das sie im Vergleiche zum Volksleben zwischen Isar und Inn besitzen. Dort ist Kühnheit und ein gewisser Übermut das Teil von alt und jung, hier im Ammerthale wird die Kraft weit mehr beherrscht von der Besonnenheit.

Eines aber scheint all diesen mannigfaltigen Stammgenossen gemeinsam, und das ist die eminente plastische Kraft, die sich in der ganzen Anschauungsweise und Hantierung, im Schmuck des Hauses, in Arbeit und Vergnügen, ja selbst in der Sprache kundgiebt. Diese Fähigkeit erreicht hier gleichsam ihren Höhepunkt und findet in doppelter Richtung bedeutsamen Ausdruck in der Schnitzkunst der Ammergauer, die fast weltbekannt geworden ist, und in ihren dramatischen Spielen, von welchen das Gleiche gilt.

Was die Holzschnitzerei in Ammergau betrifft, so ist dieselbe bereits in frühester Zeit beurkundet, ihr Mittelpunkt und ihre Stammschule aber war das nahegelegene Kloster Rothenbuch, aus welchem

auch im Jahre 1111 die ersten Priester entsandt wurden, um in der Wildnis von Berchtesgaden die später gefürstete Propstei zu gründen. Mit ihnen ward jene Kunst dorthin übertragen, und es ist somit kein Zufall, daß heute noch gerade diese beiden Orte den ersten Rang in derselben einnehmen. Durch den Klosterbau von Ettal, der zahlreiche Werkmeister in die Gegend rief, wie durch den Verkehr des großen italienischen Heerweges ward überdies manch reiche Anregung gegeben, so daß wir schon im sechzehnten Jahrhundert in den Kirchenbüchern Leute finden, die als Bildschnitzer von Fach bezeichnet sind. „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", wie der Titel des neuen reizenden Volksstückes lautet, das zur Zeit in Berlin so viele Freude macht, stammt demnach nicht erst von heute.

Die andere hervorragende Begabung aber, welche der oberbairische Volksstamm für dramatische Aktion besitzt (wenn wir's so nennen wollen), giebt sich in den zahlreichen Spielen kund, die im Laufe der Jahrhunderte in Baiern und Tirol zur Volkssitte geworden sind. Die nächste beste Scheune diente als Theater und die schauluſtige Menge in Sonntagstracht drängt sich um die kleine Bühne, wo

namentlich der derbe Scherz nicht fehlen darf. Schon der Dialog des Bauers, wenn man das nächste beste Paar sprechen oder streiten hört, hat ja unleugbar etwas Dramatisches durch die knappe Form, durch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit von Wort und Gebärde; zudem gibt der natürliche Mutterwitz, den alt und jung besitzen, eine Schlagfertigkeit, über welche wir Städter uns oft wundern müssen. So sah ich, um zunächst in ganz alltäglicher Sphäre zu bleiben, im Isarwinkel einen Fastnachtzug, der „die orientalische Frage" behandelte und von witzigen Anspielungen überfloß, selbst wenn man das letzte Tableau außer Augen ließ, das betitelt war: „Rauferei sämtlicher Großmächte". Bald nach Einführung der neuen Währung ward ebendort (statt einer goldenen oder silbernen) eine „nickelne Hochzeit" dargestellt, wobei man natürlich von der poetischen Licenz den weitesten Gebrauch machte; ein andermal sah ich in einem einsamen Bergwirtshaus von maskierten Bauernburschen die Feier einer „Kindstaufe" aufführen, ein Drama, das jedoch so weit in die Voraussetzungen dieses Ereignisses zurückgriff, daß die Gendarmen, die sich trotz des aufgehobenen freien Eintritts eingefunden, die Fortsetzung mit Censur belegten.

Wie weit die Manie fürs Schauspiel übrigens gehen kann, zeigte ein Bauer in der Nähe des Kochelsees (wenn ich nicht irre, hieß er Eckenrauther), der sich selbst die längsten Dramen komponierte und sie allein in seiner Stube zur Aufführung brachte, indem er bald aus dieser, bald aus jener Ecke hervorsprang und die verschiedenen Personen mit wechselnder Stimme zueinander reden ließ. Er nannte dies (mit Bezug auf die mangelhafte Besetzung) „die einschichtige Kamödi".

Wir aber wollen uns vom Scherz wieder zum Ernste wenden, denn die unendliche Mehrzahl jener dramatischen Versuche trug ja entschieden ein ernstes Gepräge, und da die Kirche mit demselben Scharfblick, womit sie stets ihren Kultus an die Volkssitte anzuknüpfen verstand, auch hier gar bald das Patronat gewann, so zog man vor allem geistliche Stoffe für dies Talent heran. Seit dem frühen Mittelalter erscheinen demnach diese Spiele als ein Faktor unserer kulturgeschichtlichen Entwicklung, die zahlreichen Klöster, die es seit Karolingerzeiten im bairischen Hochlande gab und die in rühmlicher Weise jede Form von Kunst und Wissen förderten, kamen der natürlichen Begabung zu Hülfe, so daß man

heutzutage eine förmliche Literatur über jene Mysterienspiele besitzt.

Was aber nun speziell das Passionsspiel in Oberammergau betrifft, so dankt es bekanntlich seinen Ursprung einem Gelübde, welches die Bewohner während der furchtbaren Pest von 1632 abgelegt. Dieselbe wütete bereits rings in der Nachbarschaft und ward nur durch die strengste Bewachung aller Zugänge von Ammergau ferngehalten, bis es endlich einem Taglöhner gelang, sich auf Bergwegen durchzuschleichen — um das Kirchweihfest mit den Seinigen zu begehen. Am Abend des nächsten Tages war er selbst eine Leiche und Hunderte folgten ihm in den Tod.

Die Erinnerung an jene Schreckenszeit lebt jetzt noch mit leisem Grauen im Bewußtsein des Volkes; man kennt noch jenen Leichenwagen, dessen Räder mit Filz umwunden waren; überall wurden eigene Friedhöfe für die an der Seuche Gestorbenen umzirkt und mannigfach begegnet man noch heute den „Pestkapellen", die damals ex voto errichtet wurden. Die Chronik meldet jedoch, daß nach diesem Gelübde kein einziger Todesfall im Thale mehr vorgekommen sei.

Von da ab wurde zu Ammergau die Leidensgeschichte des Herrn in regelmäßigen Zwischenräumen dargestellt, die sich bald auf die Zehnjahre fixierten; man spielte zuerst wahrscheinlich in der Kirche, dann auf dem Gottesacker und schließlich auf einer förmlichen Bühne. Im Jahre 1750, vom Pfingstsonntag zum Montag, ward die letztere des Nachts dermaßen verschneit, daß man die tiefe weiße Decke erst hinwegkehren mußte und das Spiel erst am zweiten Tage vollendet werden konnte. Schon im Jahre 1662 war auch ein Textbuch „der alten Ammergauer Passion" erschienen, welches der Darstellung zur Grundlage diente, und es gewinnt dadurch die Vermutung Raum, daß durch das mehrerwähnte Gelübde das Passionsspiel in Ammergau nicht erst eingeführt, sondern nur an eine regelmäßige Wiederkehr gebunden ward.

Diese Wiederkehr ward freilich bedenklich gefährdet in jener „Aufklärungsepoche", die mit dem Ministerium des Grafen Montgelas und mit der Säcularisierung hereinbrach. Es war eben eine Zeit, die unter dem Eindrucke der französischen Revolution und der napoleonischen Gewaltthätigkeit das Neue schuf, ohne zu wissen, wieviel vom Alten doch seinen

dauernden Wert besaß; eine Zeit, in der das Recht der Gegenwart rücksichtslos das historische Recht verdrängte, in der die Energie der leitenden Männer kaum jemals gemildert ward durch — Pietät. Es mag das vielleicht wie ein Vorwurf klingen, aber den größten Teil der Schuld trägt auch hier nicht der Einzelne, sondern eben die Zeit; in den endlosen Kriegen hatte man es verlernt — Pardon zu geben.

Die Ammergauer Deputation, welche um die Erlaubnis zur Fortsetzung der Spiele in München nachgesucht, ward mit dem Bemerken abgewiesen, daß schon diese ganze Idee „nicht indiziert" erscheine, und daß es sich nicht zieme, Gott auf der Bühne „herumzuschleppen"; nur die persönliche Dazwischenkunft des milden Königs (Max des Ersten) rettete das Spiel.

Wie oft wirft man unserer Zeit noch in weit höherem Maße rücksichtslose und schrankenlose „Aufklärung" vor, aber unsere Zeit gerade ist es, die mehr als je die Spuren der Vergangenheit suchen und verstehen lernte, welche die Sitte der Väter ehrt und pflegt, statt vornehm darüber hinwegzublicken. In diesem Geiste wird auch das Ammer-

gauer Passionsspiel von den Tausenden betrachtet und aufgefaßt, die aus allen Ländern herbeikommen, wes Sinnes und Glaubens sie auch sein mögen. Und wenn auch das stille Bergidyll von ehedem inzwischen zum weltbekannten Ereignis ward, wenn jetzt die Telegraphendrähte spielen, wo einst nur der schweigsame Hirt oder das hochgeladene Saumroß zog, so fühlt doch jeder leise den Zauber, daß hier ein letztes Stück von altem deutschen Leben vor uns liegt. Und ohne daß wir's uns selber eingestehen, empfinden wir es, daß wir alle daran teilhaben, wo sich der Volksgeist noch in seiner alten Naturkraft regt, wo ein Volk aus dem Herzen handelt!

Für die tiefere Bedeutung, welche die Ammergauer Spiele als ein Stück deutscher Kulturgeschichte besitzen, haben wir ein Zeugnis ersten Ranges, das in der reichen Literatur über den Gegenstand unseres Wissens noch gar nicht betont ward. Es ist das Urteil Goethes.

In einem Briefe vom 24. September 1830, der an den Altmeister nach Weimar gerichtet ist, schildert Sulpiz Boisserée* seine Fahrt in das kleine bairische Bergdorf, zu der er sich anfangs nur „un-

* Sulpiz Boisserée, II. Band, S. 542 ff.

gern bereden ließ". Aber auch er, der feine, künſtleriſche Geiſt, kann ſeine Bewunderung nicht verſagen, wenn er dieſe Aufführung ſieht, die zu einer Zeit ins Leben trat, wo es noch gar kein eigentliches Theater in Deutſchland gab; auch er findet die Durchbildung der Gruppen vortrefflich und erkennt offen den „Verſtand und Kunſtſinn" an, womit das Ganze geordnet iſt.

Goethe ſelbſt aber iſt von der Schilderung ſo erbaut, daß er dieſelbe ohne weiteres in einem Blatte des „Chaos" zum Abdruck bringt und dem Verfaſſer aus Weimar (17. Oktober 1830) folgenden Rat hinzufügt: „Thun Sie es ja, um Ihrer und um anderer willen, ſolche Lebens- und Sittenzüge, ſobald Sie nur Stimmung haben, auch aus der Erinnerung aufzuzeichnen und, was dergleichen im Tage begegnet, feſtzuhalten. Sie ſind weit herumgekommen und haben manches bemerkt; laſſen Sie es nicht untergehen. Selbſt iſt für dergleichen das ſüdliche Deutſchland fruchtbarer, als das nördliche, es gehört eine mittlere Unſchuld dazu, wenn dergleichen hervortreten ſoll."

So urteilte der größte der deutſchen Dichter vor fünfzig Jahren.

Auch unser Ziel ist das kleine bairische Bergdorf, wenn auch die Aufgabe, welche Goethe seinem kölnischen, damals bairischen Freunde gestellt, inzwischen längst gelöst worden ist.

Langsam rollt unser Zug mit zwei gewaltigen Lokomotiven von dannen. Noch ächzen die Passagiere vom Kampf ums Dasein, der sich bereits am Bahnschalter entwickelt hat; selbst der Schaffner wischt sich die Stirn, und von einem Ende des langgestreckten Waggons zum andern giebt es nur eine einzige Parole: — Oberammergau!

Das Volk spricht den Namen „Amrigau", und in dieser Form erhält er sich mit unglaublicher Hartnäckigkeit, aller Kultur zum Trotze. Aber auch die Menschen, die uns umgeben, sind fast ausnahmslos aus dem Volke, aus dem Bauernstande; wir haben mit Absicht unsern Platz so gewählt.

Es ist der Abendzug von München nach Murnau. Draußen auf den frischbegrünten Buchenwäldern liegt die letzte Sonne; der Starnberger See, der hier und dort zwischen der Lichtung des Waldes hervorlugt, ist spiegelstill; die Benediktenwand, der Heimgarten und Herzogstand, die den Südrand säumen, glänzen im rosigen Alpenglühn. Nur dann und wann ein

Glockengeläut aus trautversteckten Dörflein, — es ist eine wundersame Stimmung, die uns da umfängt auf der offenen Terrasse des fliegenden Wagens.

Drinnen freilich geht's um so lärmender und froher zu. Der ungeheure Andrang des Landvolkes, der gerade zu den ersten Vorstellungen stattfand, hatte darin seinen Grund, daß der Bauer eben da am leichtesten abkommt, bevor die Heuernte beginnt; ist diese einmal im Werke, dann heißt es zu Hause bei der Arbeit bleiben, dann mögen die „Herrischen", die Stadtleute, auf Reisen gehen. Ohne Zweifel betrachten die meisten der Landleute, die nach Ammergau pilgern, den Gang als eine Art von Wallfahrt, als einen religiösen Akt; aber das hindert nicht den vollen Frohmut ihres Wesens. Denn es ist ja nun einmal ein Grundzug des katholischen Kultus, den man nicht oft genug betonen kann, daß seine Gebräuche gern ein farbenfrisches lebendiges Volkstum heranziehen; daß sie womöglich auch dem Menschen etwas bieten wollen, während sie den Gläubigen erbauen. Vor allem aber kommt dieser Zug wie gesagt dem süddeutschen Naturell entgegen; es giebt im bairischen Volke keine Andacht, die den Kopf hängt; sondern ganz offen hört man sagen,

daß unserem Herrgott die lustigen Leute die liebsten seien.

So geht's denn auch da drinnen im Wagen drunter und drüber; man könnte glauben, daß all' die Leute auf eine Hochzeit fahren. Die verschiedensten Kostüme aus Altbaiern und Schwaben sind vertreten; hier sitzt der behäbige Bauer aus der Holledau in seinen Kappenstiefeln, dort eine Miesbacherin im spitzen Hut mit der Goldschnur, und dicht vor ihr ein paar singende Burschen; daneben die Dachauer Maid mit der dichten Umwallung von Röcken. Sie möchte wohl in einem mitgebrachten Büchlein über das Passionsspiel lesen, doch das ist absolut unmöglich, weil es „dem bösen Nachbar nicht gefällt", der sie mit witzigen Zärtlichkeiten bedrängt. Und während er seine Werbung stellt, sind die beiden Schwaben, die dahintersitzen, flugs in Handelschaft geraten, Tausch und Kauf wird erwogen; man rechnet, man singt, man nimmt, was eben die Stunde bietet. Da huscht mit einmal wie ein Taubenschwarm eine Schar von bildhübschen Mädchen herein, das weiße Tuch ums Mieder geschlungen, die nußbraunen Zöpfe im Nacken, — für solche Gäste muß noch Platz geschaffen werden, so

enge es ringsum ist. Sie kommen aus der Gegend des Lechthals, zehn Stunden zu Fuß, die älteste von ihnen hat die Führung übernommen, aber von Müdigkeit ist noch wenig zu verspüren. Der ganze Wagen lacht über die Männerlosigkeit der kleinen Amazonentruppe, mit Schalkheit geben sie's zurück, überall klingt jene schlagfertige Rede, die immer trifft und nie verletzt. Es ist eine Freude zuzuhören — solch gesundem Volk.

So kommt die Dämmerung langsam hernieder; der dicke Landkaplan, der in der Ecke sitzt, beginnt zu schnarchen; ein altes Mütterlein, grau wie die Sibylle von Cumä, senkt betend den Kopf, die Schwabenmädchen aber schmettern wie die Nachtigallen, wenn es dunkel wird.

Gleich einem blassen Streifen liegt der Ammersee zwischen den Wäldern, dicht vor uns taucht der Staffelsee empor, — da klingt ein schriller Pfiff und wir halten in Murnau.

Die Mehrzahl der Gäste bleibt hier zur Nacht, es ist erst Freitag abend und Zeit genug, um morgen zu Fuß nach Ammergau zu pilgern, in Ettal vorzusprechen und rechtzeitig die Billette zur Vorstellung zu gewinnen. Wir selbst aber nehmen die Post,

um noch nach Oberau zu fahren, denn die Nacht ist lau und der Vorsprung von zwei Stunden auf alle Fälle nützlich.

In wenigen Minuten hat sich die Menge verlaufen und unvermerkt verwandelt sich das Bild der Eisenbahn in die Idylle der Postwagenzeit. Der große gelbe Kasten steht schon bereit und die verschlafenen Pferde hängen die Ohren; der Passagiere sind nur drei, aber zahllose Frachtstücke bekunden den lebendigen Verkehr, der sich auf diesen Bergstraßen bewegt.

„Jetzt brauchen ma' an Beiwagen," murmelte der Kondukteur verdrossen.

„Sagen S' lieber gleich an Heuwagen," erwidert unhold der Packer. Dann wird aufgeladen und in scharfem Trabe geht es dahin durch die Gassen des Marktes in die glitzernde Sternennacht.

Es ist ein herrlicher Weg. In den Bäumen klingt jenes nächtliche Rauschen, die klare Loisach strömt vorbei, nur aus den Einödhöfen glänzt hier und dort noch ein spätes Licht. In der Ferne aber hört man das Bellen der wachen Hunde, dann ist es wieder tiefe, tiefe Stille.

Wir sind in jenem weiten grünen Thale, das

sich gerade gegen Partenkirchen hinzieht und dessen Abschluß die himmelhohen Felsen der Zugspitze bilden. Erst hinter Oberau zweigt dann der Weg zur Rechten ab und führt über den steilen Ettaler Berg nach Ammergau.

Mitternacht ist längst vorüber; auf den Wiesen, die zu beiden Seiten der Straße liegen, klingt das Geläut der Herden, die im Freien weiden, ein Zug scheuer Füllen springt über den Weg, und wundersam erglänzt im Mondlicht der ewige Schnee, der in den Scharten der Zugspitze lastet.

In Oberau finden wir Nachtquartier und schlummern getrost bis zum Morgen, eines schönen Sonnentags gewärtig. Aber es scheint fast unmöglich, die Ammergauer Spiele trocken zu beschreiben; auch für uns wandelt sich das Bild, und als wir erwachen, pocht der ungestüme Regen an die Scheiben; die ganze Gaststube ist bereits gefüllt mit Flüchtlingen aller Art. Das freistehende Wirtshaus von Oberau ist noch vom alten guten Schlage, keine „Fremdenfalle", wie Paul Heyse unsere modernen Hotels genannt hat, sondern eine jener großen Wirtschaften, die für die Physiognomie und das Volksleben unserer bairischen Dörfer so charakteristisch sind. Schon in

der offenen Hausflur stehen die Zechtische, an denen Fuhrleute und Jägerburschen ihren Platz genommen, darüber hängen die mächtigen Hirschgeweihe, und auf den Enden derselben sitzen traulich die Schwalben, die in der Ecke ihr Nest hegen.

Drinnen in der Stube aber schlägt der Hammer an das Eimerfaß, um die braune Lethe aufzuspunden, die den besten Trost in solchen Nöten abgiebt; drei, vier Stunden kann's wohl dauern, bis der Regen aufhört, und dies bedeutet eben so viele „Maß". Man gönnt es ihnen gern, den jämmerlich Durchweichten!"

Und doch hält selbst in solchem Drangsal der unverwüstliche Humor des Volkes stand; schallendes Gelächter erklingt, als eine lange triefende Gestalt mit Trauermiene hereintritt und einer der Burschen ihm scherzend zuruft: „Ja, Hansenbauer, wie schaust denn du heut aus, du kommst ja daher, wie der Vorreiter von die armen Seelen!"

Gegen Mittag ist der Aufbruch möglich; zahllose Wagen beleben bereits die Straße, die um den Ettaler Weg emporzieht. Am Fuße desselben stehen in malerischen Gruppen die Vorspannpferde und in der Schenke gegenüber zechen die Fuhrleute im

braunen Wettermantel, mit der Spielhahnfeder auf dem Hut. So geht dies auf und nieder endlos den ganzen Tag, dichter Wald säumt die Straße und in der Tiefe tost der Bergbach. Alle Passagiere ohne Unterschied verlassen hier den Wagen, die Achse stöhnt und die Räder knarren; schweigend zieht der Fuhrmann den Hut vor einem Denkmal am Wege. Es ward zum Gedächtnis für jenen Steinmetzmeister errichtet, der hier 1875 zu Grunde ging, als man mit 32 Pferden jene kolossale Kreuzigungsgruppe über den Berg brachte, welche König Ludwig II. den Ammergauern zum Geschenk gemacht; die Figur des Johannes stürzte dabei herab und tötete zwei Menschen.

Endlich ist die Höhe gewonnen und aus grünem Wiesenplan, an den Wald gelehnt, ragt die mächtige Kuppel von Ettal. Kein Wanderer geht hier vorbei, in dichten Scharen strömt das Landvolk zur Wallfahrtskirche, um das berühmte Madonnenbild zu besuchen, das man lange Zeit dem Niccolo Pisano zugeschrieben. Heute ist es aus dem Tabernakel auf den Altar herabgelassen, dessen Stufen mit betenden Menschen gefüllt sind; die Ornamente der Kirche (die nach dem Brande von 1744 neu

erbaut ward) sind in zierlichem Rokoko gehalten. Ein frischer Trunk im nahen Bräustüblein stärkt uns von neuem zur Wanderschaft; fast senkrecht steigt nunmehr die Spitze des Kofel empor, während der Weg sich sacht um eine Felswand schmiegt; in einem halben Stündlein haben wir Ammergau erreicht.

Welch ein Gewühl umgiebt uns; überall stehen die ausgespannten Stellwagen und Postfuhrwerke mitten in der Straße, und mit groben Buchstaben steht es auf dem gelben Gestell, woher sie kommen: von Weilheim und Hohenschwangau, von Innsbruck und aus dem Zillerthal. An die Häuserwand gedrückt, unter dem Schutze der vorspringenden Dächer sitzen zahllose Menschen wie die Hühner auf der Steige, alle Fenster und Balkons sind mit Fremden besetzt, und noch immer, immerfort kommen die Extraposten und der keuchende Omnibus und die offenen Leiterwagen der einzelnen Dörfer.

Es ist keine Kleinigkeit für Menschen, die doch nach ländlichem Muster leben, solchen Massen und solchen Ansprüchen gerecht zu werden, allein jeder billig Denkende muß gestehen, daß auch hierin das möglichste geleistet wird. Salons nach unserem Stile

darf man freilich nicht erwarten, aber ein reinliches und freundliches Zimmer sowie der Logenplatz zum Spiele (den wir drei Tage vorher bestellt) wird uns ohne Aufschub angewiesen; mit unermüdlicher Bereitwilligkeit wird jede Auskunft gewährt.

So zeichnet sich denn das freundliche Dorf auch durch eine schlichte, aber herzliche Gastlichkeit aus, die leider nicht so allgemein in Baiern ist, daß ihre Erwähnung überflüssig erschiene. Schon die — Nibelungen beklagen sich ja, wie sie auf dem Wege zu Etzels Hof sich durch Baiern hindurchschlagen mußten, während sie diesseit und jenseit der Grenzen guten Empfang erfuhren, und auch das mittelalterliche Sprichwort meint, daß in diesem Land „mehr Streit von einem Knechte sei, denn anderswo von zehen Rittern". Wer aber ließe ganz von seiner alten Art?

Um die verbindliche Aufnahme der Fremden bemühen sich in rühmlichster Weise zunächst der Bürgermeister, der auch Dramaturg des Spiels und der Darsteller des Hohenpriesters ist, sowie Georg Langs sel. Erben. Beide sind „Verleger", nur darf man nicht an Bücher denken, sondern an jene Holzschnitzereien, die hier längst in Blüte standen,

ehe Gutenberg den weltgeschichtlichen Schnitt ins Holz gethan, der den Buchstaben mobilisierte.

Den Sammelpunkt der eleganten Welt in Ammergau und vor allem der internationalen Elemente bildet der Gasthof des Engländers Gaze; dort bringen auch wir unsern Abend zu. Jeder, der hier eintritt, wird natürlich (wenn sein Aussehen nur halbwegs hinreicht) für einen Ausländer gehalten; der Kellner begrüßt ihn französisch und das Zimmermädchen in fließendem Englisch, bis er auf gut Deutsch seine Wünsche vorträgt. Denn, wie gesagt, auch zahlreiche Deutsche sind so klug, daß sie lieber um eine Mark ein gutes Rostbeaf, als einen harten Kalbsbraten essen, zumal sich fast immer interessante Gesellschaft findet, die gern bis Mitternacht aushält; dann macht ein schweres Glas Irish whisky den Schluß.

Gemächlich traben wir nach Hause, alle Wagen auf der Straße sind mit Schläfern besetzt; unsere Wirtin aber ist noch aufgeblieben, um mit der Lampe den Gast zu erwarten. „Schlaffen S' g'sund!" ruft sie uns nach, und wir thaten nach ihren Worten.

Wenn wir erwachen, hallen die Böllerschüsse durchs Dorf, und klingende Musik zieht durch die

Gassen, die schon wieder überflutet sind mit Menschen — und mit Regen. All diejenigen, die in den umliegenden Dörfern kampierten, kommen nun in Eilmärschen herangezogen, aber auch die Bewohner selbst sind schon in vollem Aufbruch begriffen, um ihr Kostüm zu bereiten und ihren Platz auf der Bühne einzunehmen. Mehr als 700 Personen, unter denen nicht ein einziger Fremder sein darf, sind ja daselbst beschäftigt, und sogar die Kinder, die in den Massenaufzügen mitwirken, zeigen den gleichen Feuereifer wie die Alten: überall steht heute die Werkstatt oder die Schnitzbank leer.

Da schallt der Böllerschuß, der den nahen Anfang verkündet, und alles strömt nun ins „Theater", wo Tausende bereits seit Stunden warten. Vor dem Gebäude sind allerlei Buden aufgeschlagen mit Eßwaren, Photographieen, „Erinnerungen an Ammergau", aber niemand hat jetzt Zeit, sich mit dergleichen zu befassen, da Hast und Spannung sich auf allen Zügen malt.

Schon der erste Eindruck, den das Innere dieses Theaters macht, ist entschieden imposant, denn alle Räume sind bei weitem größer, als wir es sonst gewohnt sind, der freie Himmel darüber und

die Berge, die uns umgeben, dehnen dies Bild noch mehr ins Weite. Vor allem aber ist die Bühne selbst gewaltig. Zur äußersten Rechten und Linken vertiefen sich zwei breite Straßen, auf denen ein reiches Volksleben sich natürlich entfaltet; die Ecke bildet der Palast des Pilatus und der des Hohenpriesters mit bronzierten Portalen und geräumigen Altanen. Dazwischen steht in gleicher Front das eigentliche gedeckte Theater (eine kleinere Bühne auf der großen) und diese allein wird stellenweise durch einen Vorhang geschlossen: dort werden die lebenden Bilder vorgeführt und einzelne der intimeren Situationen, wie z. B. das Abendmahl. Alle anderen Scenen aber breiten sich über den ungeheuren, reich gegliederten Gesamtraum aus; das Volk wogt aus den Straßen, schart sich zusammen vor den Palästen, verliert sich wieder in die Tiefe und viele Hunderte haben dabei noch freien Spielraum auf jenem mächtigen Proscenium, das sich vor der ganzen Fassade ausdehnt.

Amphitheatralisch steigen von hier die Sitzreihen auf; zwei Drittel derselben sind unbedeckt, nur der obere und vornehmste Teil, in dessen Mitte die Logen liegen, besitzt ein schützendes Bretterdach.

Obwohl nur von rohem Holze gezimmert, macht der gefüllte Bau doch einen gewaltigen Eindruck mit seinen Tausenden, die dicht gedrängt und lautlos hier weilen, von einem einzigen Gedanken zusammengehalten; man fühlt das Volkstümliche dieser Spiele mit unmittelbarer Gewalt, man fühlt, daß das innerlich Große nicht an äußeren Prunk gebunden ist.

Da beginnt mit einmal das Orchester zu spielen, das dicht vor der Bühne links vom Beschauer sitzt; die Musikanten tragen die Joppe und den grünen Federhut, selbst der Diener, welcher dort vor den Thüren steht, mit der blau-weißen Schärpe am Arm, hat als Livree nur den grauen Wettermantel, die uralte Gebirgstracht.

Wenn man die Musik, welche der Ortsschullehrer Dedler († 1822) verfaßt hat und welche die sämtlichen lebenden Bilder begleitet, beurteilen will, so darf man dabei freilich nicht den Maßstab des Kapellmeisters anlegen, sondern man muß sich fragen, wie sie dem Zwecke dient, den sie erreichen will. Und in dieser Beziehung ist ihr fließender Gang mit den verständlichen Melodieen ganz am Platze; sie soll ja nicht auf den Künstler, sondern auf die Masse wirken, und unleugbar trägt sie bei zur Stimmung.

Nachdem die Ouverture verklungen, tritt der Chor auf das Proscenium, Männer und Frauen in langer, faltiger Gewandung, deren würdige, ja, fast vornehme Haltung Bewunderung erweckt. Ruhig und sicher ist jede Bewegung; mit musterhafter Präzision, die niemals mechanisch wirkt, schließt sich ihre Reihe; dann spricht der Führer mit voller Stimme den Prolog. Eine feierliche Stille liegt über dem weiten Raume, wenn nun die heilige Handlung beginnt.

Die Gliederung derselben ist einfach und verständlich. Sie umfaßt die Leidensgeschichte des Herrn vom Einzuge in Jerusalem bis zur Auferstehung in siebzehn dramatischen Scenen; und jede der letzteren wird zuerst durch lebende Bilder eingeleitet, die gleichsam eine Parallele aus dem alten Testament bieten und durch den Chorgesang erklärt werden. Nicht alle derselben sind gleich wertvoll; manche erscheinen vielleicht ein wenig überladen oder gar zu sehr stilisiert; aber im ganzen sind auch sie entschieden mit einem feinen künstlerischen Sinn gefaßt und zeigen neben großer Innigkeit der Empfindung eine merkwürdige Bewältigung der Massen.

Das letzte Geheimnis aber dieser unvergleich-

lichen Gesamtwirkung bleibt doch immer — der Stoff, der mit tiefer Gewalt an die ersten Eindrücke unserer Jugend sich wendet, der das Ergreifendste ist, was je auf Erden geschah, der selbst für den, welcher ohne Glauben kommt, das größte Moment in der Gestaltung der Geschichte darstellt. Denn diese Bedeutung wird dem Christentum auch der Gegner nicht streitig machen.

Dieser Eindruck aber wächst dadurch, daß er in so schlichten Händen ruht; das fühlen wir unbewußt schon bei den ersten Bildern, wenn wir Adam und Eva sehen, die mit ihren Kindern das Feld bauen, unter der Last des alten Menschenfluches: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen! Dann kommt der Einzug in Jerusalem, wo alle Plätze und Straßen sich füllen von jauchzenden Menschen, wo sich die Kinder um den Herrn drängen, wenn tausendstimmiges Hosianna uns entgegenklingt. Er aber schreitet traurig in ihrer Mitte, den Schmerz der Menschheit in der Seele tragend, segnend ruht seine Hand auf jenen Scharen, die in wenigen Tagen rufen: Ans Kreuz mit ihm!

Viele Augen sind in dieser Stunde feucht, und fürwahr, dieses Bild ist eines der großartigsten,

der künstlerisch vollendetsten des ganzen Tages; es preßt das Herz vielleicht nicht so zusammen, wie der unmittelbare Anblick der Leidensscenen, aber das Herzeleid, das hinter diesem Jubel ruht, ist für jeden, der eine vertiefte Auffassung mitbringt, überwältigend. Und fast erschrocken fragt man sich, wie können schlichte Landleute zu dieser Höhe seelischer Wirkung sich aufschwingen? Das wirkt eben nicht Kunst allein, sondern nur der Glaube; auf diesen seinen Höhepunkten ist das Passionsspiel in der That — Religion.

Ohne eigentlich schön zu sein, macht die Gestalt des Christus doch einen so überlegenen und erhabenen Eindruck, daß sie selbst äußerlich ihre Aufgabe vollkommen ausfüllt. Langes, schwarzes Ringelhaar umgiebt das bleiche und doch kräftige Angesicht, das von einem seelenvollen Zuge vergeistigt wird; die Gestalt ist stark und hochgewachsen und gewinnt noch durch das Ebenmaß ihrer ruhigen und würdevollen Bewegungen. Über das lange Gewand, das in blaugrauen Falten herniederfällt, ist ein rotes Oberkleid geworfen.

Von dramatischer Lebendigkeit sind die Verhandlungen des hohen Rates, die nun sofort be-

ginnen, um den „Aufrührer“ zu verderben, der sich einen Sohn Gottes genannt hat und damit den bisherigen Einfluß der Priesterschaft schmälert. Auch das Vorbild ist hier treffend gewählt: es sind die Söhne Jakobs, die ihren Bruder Joseph verkaufen. Ihre Typen glauben wir wiederzusehen im Lärm der streitenden Versammlung; mit feiner Nuancierung treten uns die einzelnen Gestalten entgegen; jeder hat seine eigene Art und bringt sie zur Geltung. Der Heiland selbst jedoch ist unterdessen nach Bethania gegangen, wo er von seiner Mutter Abschied nimmt; zum erstenmale betritt Maria hier die Bühne. Wenn wir von ihr uns weniger befriedigt fühlen, so liegen die Gründe freilich nahe genug; denn keine andere Erscheinung ward je zu solcher idealen Höhe entwickelt, als gerade die Madonna; die ersten Künstler der Welt haben uns hier den Maßstab geschaffen. Während so unser Anspruch der denkbar höchste ist, scheint es andererseits naturgemäß, daß ein Mädchen aus dem Landvolke sich unendlich schwerer zu solcher Darstellung heranbildet, als ein Mann, der volle Fühlung mit dem Leben hat, und daß fast sämtliche Frauenrollen hinter denen der Männer zurückstehen.

Obwohl des Todes ſicher, geht Jeſus dennoch nach Jeruſalem, um mit ſeinen Jüngern dort das Abendmahl zu halten. Einer der ergreifendſten Momente in der ganzen Paſſion beginnt; auch die Geſtalten der Apoſtel kommen nun zur vollen kräftigen Entfaltung, Geſtalten, wie ſie Albrecht Dürer geiſtig für immer feſtgeſtellt.

Das Abendmahl iſt der zweite Höhepunkt des Tages, der ebenbürtig neben dem Einzug und neben der Kreuzigung ſteht. Demütig ſchreitet der Herr vom einen zum andern, um ihnen die Füße zu waſchen; für jeden hat ſein Mund ein liebes Wort, dann folgt die Segnung von Brot und Wein. Die Erſcheinung der einzelnen Apoſtel iſt vortrefflich; nur Johannes, der ja auch der zarteſte, der idealſte von ihnen iſt, zeigt vielleicht zu harte Konturen, während dieſe dem Petrus um ſo beſſer ſtehen. Letzterer iſt in der That die Verkörperung eines Dürerbildes: das Haupt mit den grauen Haaren, das ſich leiſe zur Seite neigt und halb auf die Bruſt herabſinkt; das Wort, das ſo treuherzig derb hervorquillt — all das hat eine Wirklichkeit, eine Glaubhaftigkeit der Erſcheinung, daß wir fürwahr die alten heiligen Zwölfboten zu ſehen meinen.

Rechts von Petrus sitzt Judas, und dieser ist wohl die schärfst gezeichnete Gestalt der ganzen Passion. Jedenfalls ist er diejenige, die am deutlichsten auf das Gemüt des Volkes wirkt, denn vor Verrat schreckt auch der gemeine Mann innerlich zurück, zumal die psychologische Entwicklung dieser Unthat von der ersten heimlichen Regung bis zum verzweifelten Selbstmord so packend greifbar ist. Man erschrickt fast im Gedanken, wieviel Untreue das eigene alltägliche Leben birgt! Schon Devrient hat mit Recht auf diese Wirkung hingewiesen; dieselbe steigert sich aber noch durch das vorzügliche Spiel des Darstellers, der nun zum drittenmal die Rolle inne hat. Daß die ältere Zeit gerade hier ihrer wohlgemeinten Derbheit vollen Spielraum gab, wird niemand Wunder nehmen; der „Teufel" dürfte in solchem Falle mit Fug und Recht intervenieren und die Scene der Erhängung konnte dem Volke nicht drastisch genug gegeben werden. Jetzt ist auch hierin alles vermieden, was nach unseren heutigen Begriffen anstößig erscheinen müßte, der Vorhang fällt in dem Momente, da Judas nach dem Baumast greift, aber der Verräter scheint deshalb nicht minder schwer gerichtet. Sein scheues,

von Seelenqual erfülltes Wesen schneidet tief ins Gewissen der Menge.

Mit großer Würde und bedeutendem Talent spielt auch Pilatus, vor welchen Christus nunmehr geführt wird, nachdem die Hohenpriester sein Todesurteil gesprochen. All diese Scenen gehen auf den Balkons des Hauses vor sich, während unten das Volk und die Kriegsknechte lärmen, und es bleibt erstaunlich, wie sicher die ländlichen Darsteller sich selbst mit diesen hochgestellten Figuren abfinden. Ruhig und vornehm weist Pilatus, der überlegene Römer, die gehässige Verfolgung ab, womit die Hohenpriester ihn täuschen wollen; auch sie gebärden sich vornehm, doch ihrer amtlichen Würde fehlt die Menschenwürde. Hoch erhaben steht der Heide neben ihrer „herzlosen Rechtgläubigkeit" und die Energie, womit dieser Gegensatz zum Ausdruck gebracht wird, macht den Darstellern alle Ehre. Selbst Herodes, der genußsüchtige autokratische Herrscher, der das Leben und die Dinge wenig ernst nimmt, erscheint noch fürstlich neben der fanatischen Rachsucht, womit der hohe Rat das Verderben des Messias ertrotzen oder erlisten will.

In geheimnisvoller Hast hat er inzwischen seine

Anhänger aufgeboten; das „Volk“ soll den Tod des Empörers fordern und mit der ganzen Kraft erregter Massen wogt es jetzt um den Palast des Präfekten, hundertstimmig schallt der Ruf: „Ans Kreuz mit ihm!“ Es ist ein zündend-malerisches, aber auch ein entsetzlich tragisches Bild — dieser Umschlag der Begeisterung zum Haß; Barrabas wird freigegeben, schweigend bricht Pilatus den Stab.

Und nun gewinnt die Grausamkeit ihr furchtbares Recht. Schon bevor Pilatus dem Willen des Volkes wich, sind wir die Zeugen der Geißelung und Dornenkrönung gewesen; mit unbarmherziger Gewalt wird dem Heiland die spitze Krone aufs Haupt gepreßt, die ganze Gestalt, die bisher regungslos vor uns stand, zuckt in Schmerzen zusammen. Und ein Schauer rieselt durch die atemlose Menge; hier und dort klingt verhaltenes Schluchzen, aber festgebannt ruhen auch die nassen Augen auf dem unerbittlichen Schauspiel. Ecce homo!

Das „Volk“ ist zu allen Zeiten und allerorten realistisch gewesen, es ist weichmütig im Herzen, aber sinnenstark; es wird gerührt von

dieſer Schmerzensqual, aber es hat den Mut, ſie zu ſehen. „Das Volk ſchenkt keinen Tropfen Blut her," hat ein geiſtvoller Kenner desſelben geſagt.

So iſt die Spannung, die ſeeliſche Erregung dieſer tauſendköpfigen Menge allmählich auf ihren Höhepunkt gekommen. Der Weg nach Golgatha beginnt; im langen Zuge, den ein berittener Hauptmann führt, trägt Chriſtus das Kreuz; er begegnet ſeiner Mutter, er bricht zuſammen, aller Jammer, den ein Menſchenherz empfinden kann, iſt hier gehäuft.

Wenn der Vorhang ſich wieder öffnet, hinter dem die Hammerſchläge ſchallen, werden die drei Kreuze aufgerichtet, an jedem hängt ein bebender Menſchenleib. Schauerlich ergreifend wirkt dies Bild, das ſonſt nur die Farbe und der Marmor uns darſtellt und das hier aus lebendigem Leben geſtaltet wird — aus einem Leben, das verlöſchen ſoll vor unſern eigenen Augen. Schmerzbewegt zuckt der eine der beiden Schächer, aber die Geſtalt des Heilands bleibt regungslos über dem Gewühl da drunten, wo die Getreuen ſchluchzen, wo die Kriegsknechte ſein Gewand verteilen, wo das erbitterte Volk den Sterbenden verhöhnt. Da end-

lich öffnen sich leise seine Lippen und durch den totenstillen Raum erklingt seine Bitte: „Herr, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“

Und dann der stumme Todeskampf mit den sieben Worten, bis das letzte Wort verhallt — Es ist vollbracht!

Donnergetöse, wie es die Bibel erzählt, dröhnt hinter der Bühne, mit Entsetzen meldet der Bote, wie der Vorhang im Tempel entzwei riß, aber auch im grauen Wetterhimmel, der über uns selbst liegt, zuckt und grollt es, und der rollende Donner widerhallt in den Bergen. Ein mächtiges Gewitter bricht los.

Ein Gedanke nur beseelt alle in dieser Stunde. Die Tausende, die hier weilen, auch der kälteste beugt sich in Ehrfurcht vor dem Bilde, das für zweihundert Millionen Menschen den Trost der Ewigkeit umschließt!

Den Geschiedenen aber werden nun die Beine zerbrochen, die Seite Christi wird mit der Lanze durchbohrt, dann wird der Leichnam sorglich herabgenommen und bestattet. Länger als eine halbe Stunde verblieb derselbe hängend am Kreuze, die physische Anstrengung neben der geistigen Leistung

kann nur ein Körper ertragen, dem das Berggeſtein eherne Sehnen gab. Natürlich werden verſchiedene unſichtbare Hilfsmittel zur Erleichternng gebraucht, doch uns widerſtrebt es, jede Geſamtwirkung zu zerpflücken, indem man ſchildert, wie alles „gemacht“ wird; wir möchten den geiſtigen Eindruck nicht in techniſche Einzelheiten auflöſen. Bewunderungswürdig bleibt es nur, daß bei aller ſchauerlichen Naturwahrheit dieſer Kreuzigung doch nie die feine Grenze des äſthetiſch Möglichen überſchritten wird; alles Widerliche iſt mit ſicherm Gefühl vermieden.

Der Gipfelpunkt iſt damit erreicht, die Auferſtehung des Herrn und ein Halleluja bilden den Abſchluß.

Draußen vor dem weiten Theater aber hört man ſchon die Räder raſſeln und das Wiehern der Pferde; eine Wagenburg iſt daſelbſt aufgefahren, denn viele Hunderte von Gefährten verlaſſen unmittelbar nach dem Spiele das Dorf. Um die Berge ziehen dampfende Nebelſtreifen, in die bisweilen ein Schimmer der Abendſonne fällt; das Gewitter hat ſich verzogen, ringsum duftet der feuchte, lichtgrüne Laubwald.

Und ſo ziehen denn auch wir von hinnen, aus

einem Thale, das zum ſchönſten, von einem Schauſpiel, das zum merkwürdigſten gehört, was uns die Wanderſchaft in deutſchen Landen bietet. Und dies letztere Wort ſoll nicht den letzten Anteil an unſerm Eindruck haben; Tauſende und aber Tauſende kommen aus weiter Fremde, um dieſen Reſt vergangenen Lebens, um dieſe Künſtlerkraft eines ſchlichten Volkes zu bewundern, um jenes Bergland aufzuſuchen, das in unſerer gleichheitsmüden Zeit noch eigene Art und Sitte hegt.

So empfindet der Fremde, der dorthin zieht; wir aber (und wenn wir bis von der Nordſee kommen) können ſagen: Es iſt unſere Heimat, es iſt unſer Volk!

Kunststudien

aus dem bairischen Gebirge.

(1869.)

Es läßt sich nicht bestreiten, daß ein hervorragendes Gestaltungsvermögen unter die Eigenschaften des oberbairischen Volksstammes zählt. Die einen nennen es Witz, die andern Poesie oder Phantasie, allein es ist immer der nämliche Grundzug, der sich nur in verschiedenen Formen äußert. Es waltet in der malerischen Art der Kleidung, in der schlagenden Ausdrucksweise des Dialektes, in den treffenden Vergleichen, wovon die Trutzlieder wimmeln.

Man möchte meinen, daß da wo der Formensinn so stark entwickelt ist, sich auch die bildende Kunst nicht schlecht befände. Und dennoch gilt hievon das Gegenteil. Nur bei dem, der in großen Städten lebt und tausendmal das Wirkliche in der Nach-

bildung erblickt, wird der Vergleichungssinn unwillkürlich herausgebildet. Er weiß das Wiedergegebene sofort auf sein Original zurückzuführen; seine Gedanken sind daran gewöhnt, den kritischen Gang, welcher zwischen beiden liegt, schnell zurückzulegen. Jeder Handwerker in der Stadt, auch der mittelmäßigste, wird deshalb schneller ein Porträt erkennen, als der gescheideste Bauer; denn dem Leben des Letzteren fehlt es an Nachbildungen, er ist nur umgeben von Originalen. Soviel der Verkehr auch aus unserem modernen Leben in die Berge verschleppt hat, die Spezies Kunstkenner ist zur Stunde dort noch unvertreten: von Bildern versteht der Bauer weniger als nichts. Dennoch äußert diese negative Eigenschaft sich in liebenswürdiger Weise, d. h. er macht es nicht wie jene Rezensenten, die auch nichts verstehen und doch um so schärfer kritisieren, sondern er ist Optimist, er ist der prinzipielle Bewunderer von alle dem, was Bild heißt und Farben trägt. Man braucht ihm nur zu sagen, das ist der und jener und er wird ihn sofort ungeheuer ähnlich finden; er wird kopfnickend sagen: „Ja wohl, der is."

Dieses Mißverständnis der Kunst mag im ersten

Augenblick noch auffallender erscheinen, da so viele Maler durchs Gebirge schwärmen und heuschreckenartig ganze Gegenden belagern. Allein die Brosamen, die vom Tische dieser Herren fallen, sind doch zu spärlich und zu vorübergehend, um den Kunstsinn der Bevölkerung, der noch in den Windeln liegt, damit aufzufüttern. Da läßt sich wohl fragen, wer denn alsdann dem Bauer seinen Kunstgenuß vermittelt, denn ein bißchen bunt will doch jeder sein Thun und Treiben ausstaffieren. Wenn man von einigen Osterlämmern absieht, die der Herr Benefiziat für den Seitenaltar neu weißen läßt, wenn man die Hochzeitsschießen erwähnt, wo dann und wann der Jubilar zu einer Festscheibe sich aufrafft, und die verschiedenen Malheure, die eine Martertafel im Gefolge haben, dann sind die Gelegenheiten so ziemlich erschöpft, welche die einheimische Kunst herausfordern.

Der übrige Bedarf wird auf kosmopolitische Weise beigeschafft, durch die wandernden Bilderhändler, die im Gebirge herumgeistern, um für den Farbendruck Propaganda zu machen.

Sehr häufig sind das Wälschtiroler oder gar italianissimi und das einzige, was sie dann von

der deutschen Sprache verstehen, ist der Klang der Silbersechser. Es ist ein schwerer Beruf, denn der Kasten, den sie auf den Rücken tragen, wiegt bisweilen einen Zentner. Da sie häufig auf lange Zeit der Wanderschaft angehören, so führen sie neben ihren Kunstschätzen oft eine förmliche Haushaltung mit sich: Pfannen, Wäsche, Nähzeug und andere Dinge, die geeignet sind, um Schuster- und Schneiderrechnungen zu vermeiden. Ein minderjähriger Sohn von mehr oder weniger geheimnisvollem Ursprung und ein zottiger Hund, der in jedem Hause sofort nach der Küche stürzt, bilden das Gefolge.

So ziehen diese wandernden Musenjünger über Berg und Thal; an jeder Hütte, vor jeder Alpe pochen sie an und bieten den Sennerinnen ihren Reichtum aus. Natürlich sind ihr bestes Publikum die Weiber, denn diese sind immer neugierig, selbst wenn sie auf der Höhe des Lebens (6000 Fuß über der Meeresfläche) stehen. Allerwärts drängen sich die Köpfe dieses „hohen Publikums“ heran, wo der verkappte Raphael seine Schätze auskramt, und weil die Mappe gerade offen ist, so stöbern auch wir ein wenig darinnen. Aber gekauft wird nichts.

Die meiſten Motive, die wir da finden, ſind religiöſer Art; denn in der Kunſt, wie überall, hat die Religion die erſten Impulſe gegeben. Wenn man indes das Einzelne betrachtet, dann ſind es in der That kurioſe Heilige, die hier zuſammengeſperrt wurden: die einen im ſpaniſchen Koſtüm, die andern als Römer in Toga und Tunika, die dritten als Ritter mit jenen maſſiven fauſtrechtlichen Figuren.

Wie man die Freunde des Hauſes verſchieden ſchätzt und taxiert, ſo iſt die Vertrauensſtellung der einzelnen Heiligen auf dem Lande eine verſchiedene; denn der Bauer behandelt auch das Übernatürliche viel perſönlicher, nicht ſo abſtrakt, wie die Gebildeten. Nicht alle Heiligen ſind ihm gleich populär, faſt möchte ich ſagen: gleich heilig. Obenan ſteht natürlich die Maria, die tiefſinnigſte und zarteſte Schöpfung des Katholizismus, die der Lieblingsgegenſtand der Kunſt geworden iſt, von Raphael herab bis zum kläglichen Stümper. Marienbilder ſind es deshalb vor allem, die im Gebirge verbreitet werden. Außerdem wird die heilige Eliſabeth beſonders verehrt und in Tirol Nothburga, die Patronin der Dienſtboten. Von den männlichen Heiligen galten St. Florian und Leonhart immer beſonders

viel, noch mehr aber Johannes und der heilige Joseph.

Von ihnen allen nun enthält die Mappe ein Konterfei, und jedem einzelnen hält ihr Inhaber einen eigenen Lobgesang. „Welcher ist Euch jetzt der liebste?“ frägt er in gebrochenem Deutsch die Mädchen, aber den gottlosen Dingern ist stets der — billigste der liebste.

Erst nach den Heiligen kommen die Kinder der Welt zu ihrem Rechte: ganze Scharen von Potentaten gelangen nun zum Vorschein. Das sieht aus, als ob ein Fürstenkongreß zwischen den Pappendeckeln dieser Mappe wäre, so zahlreich sind sie versammelt. „Aber fragt mich nur nicht, wie?“ — denn *solche* Porträts grenzen an die Majestätsbeleidigung. Wahrhaftig, es muß zu den schwersten Geduldproben eines Fürsten gehören, daß er sich in diesen Exemplaren verkaufen läßt.

Wenn die Fürsten vorgezeigt sind, kommt eine dritte Klasse von Bildern, die dem Leben der gemeinen Sterblichen angehören. Man nennt sie Genrebilder, und man sieht hier: „Die Heimkehr“, „Mutter und Kind“, „Das Abendessen“ und andere appetitliche Stoffe mehr. Auch allegorische Figuren

sind uns nicht erspart. Jedermann kennt diese Karrikaturen, die uns die höchsten Güter der Menschheit in den gräulichsten Formen versinnlichen. Da steht z. B. unter einer Frauengestalt, die einen Schoßhund herumzerrt: „Die Treue“, und jene Klatschrose dort ist: „Die Sanftmut“.

Und nun gar „Die Liebe!“ Wer dieses Bild geschaffen, der hat sie wahrlich nicht im Herzen gehabt. Sie hat einen dunkelblauen Kittel und ein flammendes Herz darauf (nicht darunter) und an der Hand, die das Vergißmeinnicht hält, nur sechs Finger!

Dennoch findet auch sie ihre Verehrer. Die kleine Tirolerin ist ganz entzückt davon und kauft sich für 3 Kupferkreuzer „Die Liebe“; die Alte aber, die sie aus eigener Erfahrung kennt, bestätigt, daß sie im Original genau so aussehe.

Also wandert der Bilderhändler von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte. Am Alpenfeuer kocht er sein Abendbrot, und in der nächsten besten Scheune legt er sich zur Ruhe. Die Sommernacht ist lau genug, der Hund ist wachsam, und widerfahren kann ihm nichts. Er hat ja „Die Liebe“ und „Die Treue“ schwarz auf weiß bei sich; einen

Kongreß von Souveränen und einen Himmel von Heiligen — da muß man ruhen, wie in Abrahams Schoß.

Diesem Import gegenüber, mit dem die besten Zimmer ausstaffiert werden, hat natürlich der heimische Pinsel keine leichte Arbeit. Die Stätte, wo die Kunst am meisten wohnt, ist der Hausaltar des Bauern. Über dem mächtigen Tisch in der Ecke hängt ein geschnitztes Kreuz, und was das Haus an Kunstschätzen besitzt ist häufig hier versammelt. Zur Rechten und Linken sieht man kleine Heiligenbilder, mit Moos bekränzt, mit geweihten Palmzweigen umgeben. Das Altarblatt ist nicht von Guido Reni, und doch ist es geschätzt, die hölzernen Figürchen, die auf einem Piedestal von Baumschwamm thronen, gehören fast in die Arche Noah.

Hier wird die Hausandacht verrichtet, und manchmal kann man hier frömmer sein, als im prachtvollsten Tempel. Da ist mir oft ein Hauch der Andacht durchs Herz gegangen, wenn sich an blauen Sommertagen die ganze Familie zum Abendgebet versammelte. Man hörte das Läuten vom spitzen Kirchlein herüber, der Sonnenstrahl fiel durch die offenen Scheiben und warf seine Lichter auf

die rauhe Diele. Eines der Kleinen sprach das Gebet, die Männer hielten die Hände verschlungen, die Frauen und Mädchen knieten. Nur verstohlen nickten die blonden, halbgewachsenen Kinder einander zu, es war so eine natürliche, kerngesunde Frömmigkeit. Herr und Knechte waren versammelt, es war ein patriarchalisches Bild im besten Sinne des Wortes.

Die eigentliche Domäne der eingeborenen Kunst aber ist profaner Natur, es sind, wie schon bemerkt wurde, die Scheibenbilder, die Votivtafeln und etwa die Kastenthüren. Ein solcher gemalter Kasten gehörte wenigstens früher zu jeder tadellosen Aussteuer. Er paradierte hoch auf dem sogenannten Kammerwagen, welcher die Habe der Braut in das Haus des Mannes führte, und enthielt mitunter manches pikante Sprüchlein, dem Momente angemessen. In den älteren Bauernhäusern, besonders in der Stube, wo die Alten mit ihrem antiquierten Mobiliar „auf dem Austrag“ hausen, findet man noch viele solcher bemalten Kästen. Heutzutage muß die Muse mannigfach dem Hobel weichen, und gleich anderen Thüren sind ihr auch die Kastenthüren verschlossen.

Wenn irgendwo ein Festschießen ist, dann genügt es bisweilen nicht, daß man ins Schwarze trifft: es soll auch ein Bild auf der Scheibe sein. Manche Werke unserer besten Genremaler sind auf diese Weise vervielfältigt worden, und ein Künstler kann sich in Baiern nur geschmeichelt fühlen, wenn er seine Werke auf dem Deckel der Halbgläser oder auf den Scheiben des Gebirges wiederfindet.

Für einen lebensgefährlichen Unfall wird man im Gebirge durch eine Martertafel entschädigt. In solchen Tafeln, die man an steilen Abhängen und reißenden Bergbächen fast regelmäßig trifft, zeigt sich der primitive, beinahe kindliche Formensinn am meisten: es ist dem bäuerlichen Augenmaß unmöglich, die Proportion von Landschaft und Staffage herzustellen. Ebenso unproportioniert ist der literarische Kommentar, der unter solchen Bildern steht; denn der tugendsame Jüngling, den hier z. B. die Wellen verschlucken, steht im einundachtzigsten „Alter seines Lebens“. Fast bei jeder Trift und auch beim Holzfällen geht manches Leben zu Grunde; ganz besonders gefährlich aber (romantisch würden andere sagen) ist hierfür eine Stelle zwischen Tegernsee und Valepp. Mindestens zehn

Martertafeln sind hier in einen Felsen eingelassen, und das ganze Personal eines modernen Romans fände hier ein tötliches Unterkommen. Erschossen und ertrunken, erstürzt und erschlagen — es ist wahrhaftig ein steinerner Totenzettel. Und doch — trotz aller komischen Form empfindet man oft eine wunderbare Rührung, wenn man vor solchem schlichten Denkstein eines Menschenleides steht. Ich bin vorübergegangen an dieser Stelle an lichten Frühlingstagen, wo die Abendsonne im durchsichtigen Laub der Buchen schimmerte, wo die Bergdrossel sang und das Reh sich hervorstahl auf die einsame Halde; wo eine Sehnsucht nach dem Leben jedes Leben ergreift — da fühlt man es erst, was es heißt: eingesargt sein zur ewigen Ruhe. Ich bin vorübergegangen in der Nacht, beim Wetter. Ich hörte das zornige Rauschen des geschwellten Bergbaches, ich hörte es, wie die Tannen stöhnten im Sturme, wie der Donner in den Felsen krachte — da fühlt man es erst, was es heißt: erschossen und ertrunken; erstürzt und erschlagen. Ein Dämon waltet in den Elementen, aber die Menschen — verstehen ihn nicht.

Einen großen Schrecken erlebt man, wenn man

auf einsamen Pfaden dahinstreift und plötzlich vor eine Felsenhöhlung kommt, in der ein lebensgroßer geschnitzter Heiliger sitzt, fleischfarb angestrichen und vom Regen schon halb vermodert. Auch das ist mir einst begegnet, als ich eben trillernd um die Ecke bog, und noch heute gedenk' ich dran, wie ich zusammenfuhr und mit dem Bergstock ausholte.

An alle dem, was Kunstinteressen anbelangt, hat sich indessen heutzutage viel verändert, seit der Verkehr auch die Berge erobert hat. Hier und dort findet man illustrierte Zeitschriften und vortreffliche Bilderbogen; herausgeschnittene Celebritäten sind an die Thür geklebt, und die seltensten Kommentare werden dazu verabreicht. Es ist mir selber passiert, daß ich an einer Holzhütte die Abbildung des Schiller- und Goethe-Denkmals sah, die für zwei Märtyrer gehalten wurden; auf einer Alpe am Spitzingsee war das Porträt Franz Lachners und auf einer andern die dicke Königin von Spanien. Ein Hauptasyl für solche politische und ästhetische Flugblätter sind die Mühlen, wo es ein alter Brauch ist, Thür und Thor mit Bildern zu bedecken. Wenn ich als Knabe mit den Eltern spazieren ging, sprang ich immer bei der Isaak-

mühle auf die Seite, um den langbeinigen Schneider zu sehen, der hier abkonterfeit war, wie er seine Ehehälfte auf einem Schubkarren in den Mühlbach hinunterrollte, oder einen ertappten Liebhaber, der mit der Heugabel trepaniert wurde — bis ich dann vermißt und von solch unerlaubter Schaulust wegcitiert wurde. Manche Ohrfeige, deren ich mit Dank gedenke, hatte in diesem Kunstgenuß ihren Entstehungsgrund.

Eine komische Scene fand auch dereinst in einem Bauernhause unweit Gmund statt, wo das Porträt Napoleons III. mit Ostentation an der Wand hing. Er war als Präsident dargestellt, wie er eben mit erhobener Hand die Republik beschwor. Dem französischen Senator T., der oft dorthin kam, war das ein Dorn im Auge; mit vieler Mühe gelang es ihm, den Bauern zu überzeugen, wie häßlich das alte vergilbte Ding sei, und eines schönen Tages brachte er ihm den Empereur in herrlichem goldenen Rahmen, damit er den Präsidenten heruternehme. Der Bauer jedoch nahm den einen an, ohne den andern herauszugeben, und fand sogar in einer unbewußten Ironie, daß die beiden ganz vortrefflich zusammenpaßten. Trotz alles Zuredens ließ sich's

der Starrkopf nicht nehmen, sie als Pendants zu mißbrauchen; der Senator aber war von dieser Stunde an unmöglich geworden in dem Hause des ländlichen Rochefort.

Unbeschreiblichen Effekt hat auch auf dem Lande die Photographie erregt — dieser Wüterich unter den schönen Künsten. Fast in jedem Dörflein taucht jetzt über Sommer ein Photograph auf und stellt seinen Zauberkasten unter dem Wirtshaus oder dem Schulhaus hin. Die stattliche Pfarrersköchin ist die erste, die Courage hat und sich aufnehmen läßt, dann kommt der schiefgewachsene Herr Registrator und der Kaminkehrer Franzl mit seiner Ziehharmonika. Welcher Effekt, wenn nun am nächsten Sonntag diese drei unter Glas und Rahmen ausgestellt werden! Sofort finden sich ein Dutzend Nachahmer, und die Bretterbude des Photographen wird schier von den Kunden eingedrückt. Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Wenn auf dem Lande photographiert wird, das ist ein so komisches Bild, daß man es selber photographieren sollte. Rechts und links springt der Photograph heran und arrangiert mit seinen schwarzen Fingern das Tableau, bis die Bauern

ganz „damisch“ werden. Natürlich, sonst glauben sie es nicht, daß es etwas Richtiges ist, denn wenn gewisse Menschen nicht geschunden werden, dann meinen sie gleich, sie hätten ihr Geld umsonst ausgegeben.

Der Bauer hat kein Talent, um sich photographieren zu lassen; nur die Stadtmenschen sind koulant, weltläufig, kokett genug, daß sie sich mit Grazie und Gemütsruhe vor den Apparat hinpflanzen und seine Dienste herausfordern. Der Bauer ist zu ungelenk, viel zu eckig und unsicher; es wird ihm gleich unbehaglich vor der schwarz verhüllten Maschine, die aussieht, wie das Diminutivum von einem Schaffot, obschon sie die Köpfe gemütlicher abnimmt. Krampfhaft spreizt er die Arme und Beine auseinander, gleich als ob die Maschine einen bewußten Angriff auf ihn vorhätte — aber während er so denkt, ist schon alles vorüber. Die gespreizten Arme und Beine indes sind auf dem Porträt geblieben, und die Kameraden sagen: „Schaugts den an, wie stolz daß er dasteht.“

Von dem Bilde selbst ist der Bauer immer befriedigt, denn er verwechselt die Identität mit der Gelungenheit. Wenn nur alles herauskommt, was

einer trägt, die Knöpfe und Ringe und der andere Plunder, dann ist alles vortrefflich. Daß das Gesicht schwarz ist, wie der Mohr von Venedig, das thut nichts zur Sache, mit Gesichtern nimmt's der Bauer ohnedem nicht so difficil.

Indem ich das behaupte, fällt mir eine Geschichte bei, die meinem Vater, dem verstorbenen Hofmaler Stieler begegnet ist. Als derselbe vor Jahren das Bild des Königs von Preußen vollendete, das im Berliner Schloß hängt, trat ein Bauer von Tegernsee zu ihm ins Atelier und besah sich die lebensgroße Gestalt in Uniform. Dann aber sprach er die Bitte aus, ob nicht der Herr Stieler auch seine drei „Buben" auf dieselbe Manier porträtieren möchte. Lächelnd bedauerte der Künstler, daß er ja die „drei Buben" noch sein Lebtag nicht gesehen habe; der Alte aber fuhr berichtigend dazwischen: „Ah, das braucht's nit, die will ich Ihnen gleich explizieren. Der eine ist Küraſſier, der hat eine blaue Hosen; der andere ist bei den grünen Chevauxlegers, und der dritte veigerlfarb, wie halt die Artolleristen sind". Akkurat so solle er sie malen, dann müßte sie ja jeder auf den ersten Blick erkennen.

Solche Dinge hört man bisweilen noch heutzutage, und die Maler, die sich viel in den Bergen herumtreiben, haben wohl manchen lustigen Streich daselbst erfahren. Sie haben auch manchen selber gemacht, und wenn ich davon erzählen wollte, müßte ich gleich anfangen: Zweites Kapitel. Allein dem Leser ist es vielleicht besser, daß das erste geschlossen, als daß das zweite begonnen wird.

Moltke und der oberbairische Zitherspieler.

(1872.)

Es mag um Weihnachten sein, um die stille einsame Weihnachtszeit; aber dies Jahr ist sie noch stiller als sonst. Die Burschе, die früher wohl jubilierend durchs Dorf zogen, sind draußen im Kriege, das langsame Fuhrwerk des Reisenden, das sonst über die Straße zog, läßt sich heuer nicht blicken; Handel und Verkehr, Fröhlichkeit und Gesang stehen stille, denn es ist eine große ernste Zeit.

Bis ins letzte Bauernhaus im deutschen Reich bringt die gewaltige Kunde von Sieg um Sieg; jedes einzelne abgelegene Gehöfte nimmt Teil an dem, was geschehen ist.

Vor einem solchen stehen wir heute; wir finden es, wenn wir von der uralten Kreuzstraße bei

Gmund feldeinwärts gehen; der Hofhund ſtreicht knurrend um die winterliche Thür, die niederen Fenſter haben heut keine Blumen, als jene, die das Eis gezeichnet.

Wir treten ein in die breite Stube, es waltet Sonntagsruhe in derſelben. Die Mutter iſt draußen am flackernden Herde, drinnen aber am blanken Tiſch ſitzt ſtolz behäbig der Bauer und ſieht dem Spiele der Kinder zu, die auf der Diele herumrollen. Mehrere Zeitungsblätter liegen vor dem Alten, allein ſie ſind alle längſt geleſen, und ſinnend bedenkt er es, was heute wohl die Stunde kürzen ſoll. Weit und breit iſt der Bauer berühmt durch ſein Zitherſpiel, und doch, er hat es ſelber faſt vergeſſen, daß das einſt ſeine Freude war; die munteren Weiſen, die ſchneidigklingenden Almenlieder, ſie ſind faſt eingeſchlafen in den ſchwülen Mühen dieſes Sommers. Jetzt greift er wieder zur Zither in alter Gewohnheit, halb ungewiß, welche Melodien ihm heute im Sinne liegen; denn nicht nur, daß der Bartl jede Weiſe kennt, er hat auch viele der beſten ſelber geſchaffen, die im Gebirge in Ubung ſtehen. Wenn ſeine Nachbarn lateiniſch könnten, dann würden ſie ſagen, er ſei ein Komponiſt.

Nun steht die Zither wieder vor ihm auf dem blanken Tisch, mit voller Hand schlägt er die Saiten an, und klingend tönt der liebliche Laut durch die stille Stube. Es war ein Almenlied, das ihm zuerst unter die Finger kam, dessen helle Frische ein munteres Leben in die stille Winterstube bringt. Halblaut singt unwillkürlich die Lippe mit, wenn die Hände die Zither schlagen, eine Melodie geht in die andere über, und auf diese Weise entstehen in der Regel die „Gesangln", so entsteht auch der Text der vorzüglichsten Schnaderhüpfeln. Beides webt durcheinander in verschlungener Phantasie, Wort und Klang ergänzen einander, Altes und Neues steigt auf und nieder.

Die Gedanken des Spielers sind draußen im Felde, nur die Hände sind auf der Zither, und leise summt er vor sich hin:

Kreuz Teufel — bei — Sedan
Da hat's nit — schlecht — kracht
Da hat der — Napolium
Feierabend — g'macht.

Den Napolium — ham s' — einthan (gefangen)
Mit — all seine — Knecht'

Und jetzt kunnt i — Napolium wern (werden)
Wenn mi' d'Frau — möcht.

So spielt die übermütige Phantasie des kecken Gebirgsländers mit der Weltgeschichte, aber immer kehren die Gedanken wieder in den eigenen und eigenartigen Kreis der Anschauung zurück; aus diesem Gegensatz, aus dieser lokalen Auffassung des Allgemeinen entsteht das, was wir originell heißen. Der Bauer von echtem Schrot und Korn denkt sich die Sache so, daß man mit der Frau einen Thron „erheiratet" so gut wie einen Bauernhof. Natürlich steckt eine halbbewußte Ironie darinnen, zu der der geniale Oberländer ohnedies viel Sinn hat, zur andern Hälfte aber herrscht eine beschauliche Bequemlichkeit, die lieber die ganze Welt in ihren eigenen kleinen Kreis hereinnimmt und in die lokale Auffassung übersetzt, als daß sie aus diesem engen Kreise in die Welt hinaustritt.

„Ja der Napoleon — ja die Preußen" murmelt der Bauer halblaut vor sich hin, „dös is a Wunderg'schicht', wenn man's so überdenkt." Sinnend hängt er den Bildern des großen Krieges nach, vor seinem Auge sieht er die Kolonnen zum Sturm marschieren, das Machtgeheimnis, das in den „Preußen" steckt,

geistert ihm unablässig im Kopf herum. Und wie der Kopf, so treiben's die Hände, er ist ins tempo di marcia geraten, und mehr und mehr entwickeln sich die strammen schwungvollen Melodieen, das kleine Instrument klingt kräftiger als sonst; der Bartl spielt heute nichts mehr als einen Marsch, den er sich eben so in Gedanken zusammengestellt. Es will ihm dünken, daß keine seiner Kompositionen noch so trefflich geraten sei, keine war ihm noch so voll aus dem Herzen gekommen, er meint, es fehle ihr gar nichts mehr als — der Name.

Das war nun freilich eine große Verlegenheit, denn zehnmal eher vermag ein Naturtalent ein Kunstwerk zu schaffen, ehe er es einmal zu benennen weiß, zehnmal steigt der Bauer auf einen Berg, ohne daß er den Namen desselben zu sagen wüßte, wenn ihn ein Fremder darum frägt.

Um der Überlegung zu entrinnen, begann Bartl von neuem sein jüngstes Meisterstück abzuspielen; er hatte selber eine frische urwüchsige Freude daran, daß alles so trefflich klappte, daß die ganze „Geschicht" so schneidig klang.

„So hat's auch bei den Preußen geklappt, wenn sie zusammen mit den Unsrigen marschierten," sagte

er zu dem Nachbar, der unterdessen eingetreten war, „der Moltke ist aber wirklich ein Prachtkerl!“

Er hielt mit der Stimme an, man sah, daß ihm ein Gedanke plötzlich durch den Kopf fuhr — wie wär's, wenn er den Marsch als Moltkemarsch bezeichnen und dem großen Heerführer widmen würde?

Wer in den bairischen Bergen wohnt, dem fehlt es nicht an Mut, und zwischen dem Gedanken und der That liegt dort nur eine kleine Spanne. Kurzum, der siegesstolze Bauer beschloß ohne Zaudern, sein Machwerk direkt ins Hauptquartier nach Versailles zu senden; er meinte, der hohe Herr sei ja auch ein Deutscher wie er, und es müsse ihn freuen, wenn er erführe, wie nicht bloß die bairischen „Buben“ (Soldaten) für ihn begeistert sind, sondern daß er auch daheim in den Bergen der Stolz der Alten sei. Das war der Gedankengang, mit dem Freund Bartl sein Vorhaben motivierte und seine Gewissensskrupel bei Seite räumte, dann ward der Marsch auf das schönste Papier geschrieben, das beim Krämer zu erlangen war, und ging mit dem ehrfurchtsvollen Ersuchen ab, es möge Moltke das kleine Zeichen des Dankes freundlich aufnehmen und erlauben, daß der Marsch seinen Namen trage. Auf der Poststation

waren sie nicht wenig erstaunt über die vornehme Adresse, und mit verwunderter Miene sah man den Mann in Kniehosen an, der ein Paket an Moltke zum Schalter trug.

Die Zeit ging ihren ruhigen Weg, so still und eintönig, wie eben alles in den Bergen geht; wenn auch die großen Nachrichten, die dies Jahr aus Frankreich kamen, erregte Tage mit sich brachten. Bartl hatte seine kühne That fast vergessen; nur manchmal, wenn er in Zeitungsblättern den Namen las, fiel ihm die Erinnerung schwer aufs Herz, und er sah das strenge Gesicht des großen „Schweigers", wie er mit Achselzucken den Brief des oberbairischen Bauern bei Seite legt.

Mehrere Wochen vergingen, es war wieder Sonntag, und die Bauernstube sah aus wie damals, als wir zuerst in dieselbe eintraten. Am eichenen Tisch sitzt wieder der Vater vor den verstreuten Tagesblättern, auf der Diele die spielenden Kinder, vor dem Fenster die Eisblumen.

Bald darauf klopfte es an der Thüre, und der Postbote trat herein, er hatte einen Brief zu übergeben, der anders aussah als jene, die Bartl sonst etwa zu erhalten pflegte. Ist's eine Bestellung für seine Säg-

mühle, oder eine Lieferung von Fichtelholz, doch nein, der Poststempel lautet ja Versailles und das Siegel war das, was andere Menschen „offiziell“ nennen. Bartl merkte nur, daß es „etwas Besonderes“ sei.

Und siehe, als er den Brief erbrach, da war es die Antwort — des Grafen Moltke. Trotz der ungeheuren Arbeit, die dieser vollzog oder leitete, war der liebenswürdige Mann doch selbst für die kleinsten Dienste bei der Hand; er hatte das Paket des oberbairischen Bauern nicht achselzuckend bei Seite gelegt, wie jener meinte, sondern es in der herzlichsten und populärsten Art entgegengenommen. Er hatte es verstanden. Das Antwortschreiben des großen Heerführers lautet:

Euer Wohlgeboren

danke ich hiermit ergebenst für die Zusendung des von Ihnen komponierten hübschen Marsches, sehr gern gebe ich meine Einwilligung dazu, denselben mir zu widmen und ihm meinen Namen zu geben. Nochmals besten Dank, mit besonderer Hochachtung

Euer ergebener

Graf Moltke,

General der Infanterie und Chef des Generalstabs der Armee.

Man kann sich denken, welche grenzenlose Freude diese Zeilen im schlichten Bauernhause hervorriefen,

wie die Nachbarn kamen und das Mirakl dieſes Briefes bewunderten. Natürlich ward er ſofort unter Glas und Rahmen gebracht und an dem Ehrenplatz ganz nahe bei dem kleinen Hausaltar der Stube aufgehangen. Dort habe ich ihn ſelbſt in Augenſchein genommen, die Fremden aber, die im fernen Norden wohnen, werden vielleicht mit Teilnahme erfahren, wie das Autograph unſeres Helden in das ſtille Haus der bairiſchen Berge kam.

Die Muſik in den bairiſchen Bergen.

(1878.)

enn wir die Charakterzüge des bairiſchen Südens betrachten, ſo tritt uns einer vor allen anderen entgegen: Das iſt die Vorliebe, die der Hochländer für alle Melodie hat. Der Alte, der in ſeiner Austragſtube kauert, pfeift ſich ſein „Liedl“ und der kleine Enkel, der von dem hohen Berggehöft zur Schule herunterklettert, hat auch das ſeine. Wenn der Knecht am Abend vor dem Hauſe ſitzt und mit hallendem Hammer die Senſe ſchmiedet, ſo begleitet er die ſchneidige Waffe mit ſeiner ſchneidigen Weiſe, wenn der Hüterburſch die Herde heimtreibt, tönt über die kühlen taufeuchten Matten ſein heller Jodler. In alle Arbeit klingt ein Stück Melodie hinein; während die Hände belaſtet ſind, iſt die Seele doch befreit. Man wird natürlich heutzutage ausgelacht,

wenn man das alte ehrliche Wort citiert, daß böse Menschen keine Lieder haben, und deshalb wollen wir auch dies Kapitel bei Seite lassen, aber etwas Wahres bleibt eben doch daran. Denn diese Lust zum Sang, dies leichte Finden der Melodie, ja dies Bedürfnis nach hellen Tönen ist doch der schlagendste Ausdruck für die unbezwinglich frische Lebenskraft, die in unserm bairischen Hochland waltet, für den Drang nach Freiheit, der dort in allen Herzen pocht, für den Frohsinn, der sich trotz aller Mühsal erhalten hat.

Die gestrengen Herren vom Amte, die vor Zeiten gar schlimm in unseren Bergen hausten, sahen freilich mit grämlicher Miene auf die „Singerei", ihr Streben war ja darauf gerichtet, den verwegenen Geist, der dort regierte, zu beugen, und sie witterten wohl, daß in diesen Jodlern und Almenliedern noch ein ganz anderes Geheimnis stecke, als das musikalische ABC. Sie fühlten mit einem Wort das schaffende Kulturelement, das in den Liedern eines Volkes liegt, sie merkten, daß das ein heimlicher Ersatz für die verpönte „Redefreiheit" sei, und meinten, man könne unmöglich so lustig und dennoch recht brav sein!

Darum erhoben die „Geſtrengen“ bald einen ſyſtematiſchen Krieg gegen Zither und Fidelbogen, gegen Ländler und Schnaderhüpfel.

Noch bis zum Beginne dieſes Jahrhunderts ward allen Muſikanten, die nicht in dem Amtsbezirke anſäſſig waren, der Eintritt in denſelben verboten; wer ſich gleichwohl einſchlich, mußte für jeden Tag fünf Kreuzer Strafe zahlen. Die Eingebornen aber wurden wie Spitzbuben unter ſtrenger Aufſicht gehalten und durften kein anderes Inſtrument berühren, als das eine, für welches ſie ihr Patent beſaßen; das ſträfliche Tanzen, Springen und „Juchezen“ aber ward völlig unterſagt. Man nannte ſolche Gewohnheiten im Amtsſtil eine „Inſolenz“.

Doch ſelbſt in neueſter Zeit ward nach dieſem Syſteme fortgefahren, noch vor 20 Jahren boten ſich Pfarramt und Landgericht die Hand, um der kecken Singerei ein Ende zu machen. An manchen Orten, wie z. B. in Bairiſch-Zell, das als die Hochſchule der Jodler galt, iſt dies auch gelungen, im ganzen aber führte das Mittel nur ſelten zum Ziel. Es ward wohl im Wirtshaus und vor dem Kammerfenſter ein wenig ſtiller, aber man hatte ja die weiten Berge, die grünen Almen:

Den stockfinstern Wald,
Wo's Jodeln schön hallt.

Und wenn auch dem Herrn Landrichter die „Trutzgesangeln" verhaßt waren, dem Dirndl waren sie um so lieber; kurzum, die Jungen sorgten, daß es beim Alten blieb.

Zum Dirndl auf d'Alm
Bin i oft auffi g'rennt,
Und da hat's mi' von weit scho'
Am Juchezen kennt.

Und bal i amal stirb, stirb, stirb,
Spielt's mir an Landler auf,
Na' tanzt mei Seel, Seel, Seel
Pfeilgrad in Himmel nauf.

Das populärste Instrument im Gebirge ist offenbar der — Schnabel, den hat jeder bei sich, den läßt man singen wie er gewachsen ist. Und er macht von diesem Rechte reichlichen Gebrauch, zwanglos klingt das Lied ins Weite, die Leute lernen es nicht, es geht von selber — weil's von Herzen geht.

Die meisten lassen es denn auch bei dieser Vokalmusik bewenden, die sich vom einfachen Juh-

schrei bis zu den gefährlichsten Koloraturen ausdehnt; aber trotzdem haben sich doch auch alle möglichen Instrumente im bairischen Gebirge eingeschlichen, ja manche sind sogar die eigene Erfindung der Berge.

Wer Sonntags auf den Chor einer Dorfkirche steigt, der findet schon ein ganz respektables Orchester, in dem sich beleibte Kontrabässe und dicke Trompeten breit machen, auch ein Waldhornsolo bricht häufig aus dem Hinterhalt. Die Fidel ist so populär geworden, daß fast in jedem Orte fünf bis sechs Personen dieselbe geläufig spielen, und Mittenwald, das braune verwitterte Bergdorf, das unter den Felsen des Karwendel liegt, ist weit berühmt durch seine Geigenmacher. Das Holz dazu wird aus dem Gebälk der ältesten Häuser genommen, die schon über 500 Jahre stehen, an denen Kaiser Ludwig der Baier vorüberitt, wenn er zur Bärenjagd in die Berge zog. Daß man von „Heimgeigen" spricht, wenn man jemand tüchtig abgefertigt hat, zeigt am besten, wie nahe dieser Begriff dem Bewußtsein der Leute steht, aber das eigentliche nationale Instrument ward doch die Fidel nie; sondern das sind Zither und Schwegelpfeife. Diese beiden sind

die Träger und die leibhaftige Verkörperung all jener heiteren Jodler, sie sind die eigentliche Hausmusik der Berge. Nur der Vollständigkeit zu Liebe soll noch die Mundharmonika genannt werden, die freilich im Range sehr zurücksteht. Eine Guitarre sieht man bei den eigentlichen Eingebornen nur selten, das Klavier aber gucken sie vollends an wie die Wilden. „Was ist denn dös für a groß' Kanapee?" frug mich ein Tegernseer Bauer ganz erstaunt, als er zum erstenmale einen Flügel sah.

So muß sich der freundliche Leser denn wohl mit einer etwas bescheidenen Auswahl begnügen, denn in der kleinen Bauernstube, in die unser Bild uns führt, schlagen Nagelschuhe den Takt; da giebt's nur Ländlerweisen, keine Symphonieen. Wem's nicht recht ist, der soll draußen bleiben, die johlenden Paare da drinnen können's auch „ohne seiner".

Das ist das echte richtige Zitherspiel, wie es der braune Kerl da treibt, das sind die richtigen Ländler, bei denen die Beine unter dem Tisch von selber unruhig werden. Schaut nur, wie ihm der Übermut aus den Augen lacht, wie die halb geöffneten Lippen das rechte Wort erhaschen.

Und 's Dirndl, die draht si' gern,
Müd kunnt's halt gar nit wern,
Wenn ich fünfzehnmal möcht,
Is ihr sechzehnmal recht.

Und die richtigen Dirndln
Dös san halt die kloan (kleinen),
Die wickeln sich gar a so
Umi um oan (einen).

Und in meiner Revier
Da g'hört jeder Hirsch mein,
Und es wird mit die Dirndln
Schon auch a so sein.

Und wie keck, wie „landlerisch" klingt erst die Melodie zu diesen Weisen! Es meint wohl mancher, er hätte echte Ländler gehört, weil er einmal jener Menschenrasse in die Hände fiel, die sich Alpensänger nennen, aber die „echten" die lassen sich nicht exportieren, die gehen auf dem Transporte zu Grunde wie Alpenrosen, die man nach Berlin schickt. Selber pflücken heißt es da.

Bei den großen Festlichkeiten des Jahres, am Kirchweihtag, bei Hochzeiten und Jahrmärkten dominiert die Geige, wenn es zum Tanzen geht,

und hier schleichen sich auch schon bisweilen moderne Walzer ein, im Wirtshaus aber, an den Sonntag-Nachmittagen oder in den Bauernhäusern, wenn es Feierabend ist, herrschen unumschränkt die Zither und der Ländler.

„Geh, Hansei, mach oan auf!" heißt es von allen Seiten, wenn sich ein Kundiger im Kreis befindet, und ohne sich zu zieren, wie es Virtuosen ziemt, greift der Hansei in den Rucksack und holt sich „sei Musi". Dann kommt mit einmal ein neuer schneidiger Zug in das bunte Treiben, der eine fällt mit einem Trutzlied drein, der andere hat schon die Antwort auf den Lippen, und der dritte faßt die schmucke „G'sellin", die eben an ihm vorübergeht, beim Mieder. Im Hui ist die rauhe Diele zum Tanzboden verwandelt. „Oan nach, oan nach," tönt es von allen Seiten, sowie der erste Landler zu Ende ist, und wenn dann ein tiefer Trunk geschehen, beginnt der Spektakel aufs neue, bis etwa die Saite springt und der Hansei flucht: „Herrgott-Element, eh war's E a und jetzt is A aa a." (Erst war die E-Saite abgerissen und jetzt ist das A auch ab.)

Der Bauer sagt nicht leicht Zitherspielen,

viel lieber ist ihm das prägnantere Wort „Zithernschlagen", „ein' Landler abizupfen," „abischleifen" und wenn alles drunter und drüber geht „ein' abireißen". Noten sind nur den wenigsten bekannt — „die Hennafüß, die Schwollköpf' mag i nit."

Natürlich spielt die Musik auch auf den Almen eine große Rolle; der Juhschrei ist nicht bloß ein Pläsier, wie die Herren von der Stadt es meinen, sondern es ist das mächtigste Mittel, worüber die Sennerin gebietet. Dem Verirrten dient er zum Führer, er ist der Ruf nach Hilfe und das Zeichen der Freude, er ist der Telegraph in diesen einsamen weitschichtigen Regionen, wo sich die Menschen ja viel leichter mit dem Gehör als durch das Gesicht entdecken. Eine Sennerin, die nicht „juchhezen" kann, ist nahezu unmöglich, und selbst diejenigen, die schon der reiferen Jugend angehören, bei denen man kaum vermuthet, daß sie noch so verwegen auf der Tonleiter herumklettern, sind nicht davon dispensiert. Nur wenn ein Unglück passiert ist, wenn die Mutter gestorben oder der Liebste untreu geworden ist, dann verstummt jeder Juhschrei und alle Versuchung vermag es nicht, ihn hervorzulocken. Dieselbe Empfindung, die uns

Städtern in Trauerfällen jeden lärmenden Laut verbietet, herrscht unbewußt auch dort; es ist gewissermaßen die Form der Trauer, die in den Bergen herrscht.

Zum „Unglück“ auf den Almen aber gehört auch jedes Mißgeschick, das der Herde begegnet, die Tiere sind dort oben nicht etwa Sachen, sondern Personen, jedes hat einen Namen und seine Geschichte, und es hat mich oft die Naivität gerührt und die Klugheit gewundert, womit die Sennerinnen jedes nach seiner Eigenart behandeln. Wenn sich ein Kalb erstürzt oder dergl. so ist dies nicht bloß ein Schaden, sondern ein Herzenskummer, und wie sie es nicht wagen würde, nach einem solchen Unglücksjahr die Herde zur Heimkehr zu bekränzen, so wagt sie es nie, in einem solchen Sommer auch nur einen Juhschrei zu versuchen. Es steckt zu viel Lebensfreude, zu viel laute Kraft in diesem Rufe, als daß er sich für belastete Herzen schickte.

Der Juhschrei ist ein einziger aber reichgegliederter Klang, das lange Trällern in hohen Jodeltönen nennt man „Galmen“. Hier wird bereits ein bestimmtes musikalisches Thema variirt, aber immer noch sind es Lieder ohne Worte. Dann

erſt, in dritter Reihe kommt der Almenſang, der der Stimmung nicht bloß durch Melodieen, ſondern auch durch Worte Ausdruck leiht, bald in der ſchneidig-knappen Form des Schnaderhüpfels, bald in der lyriſchen Weiſe unſeres deutſchen Liedes. Zu beiden Sangesweiſen aber iſt die Zither und Schwegelpfeife das rechte begleitende Inſtrument, und wer die beiden gut zu ſpielen weiß, der iſt bei den „Dirndln“ noch einmal ſo hoch „geſchatzt“ als ein ſtummer Geſelle. Solche Lieder giebt es in zahlloſer Menge; ſie tauchen aus der Laune des Augenblicks hervor und fallen wieder in die Vergeſſenheit zurück; manche aber ſind hundert Jahre alt, doch die meiſten werden allezeit auf den Almen und über die Almen geſungen. Ja die Almen mit ihrem grünen Parterre und ihren Felſenkouliſſen, mit ihren ſammtgrünen Sitzen und ihrem mächtigen Wolkenvorhang, ſie ſtellen doch die eigentliche Bühne für das muſikaliſche Talent unſeres bairiſchen Hochlandes dar. Kein anderes Haus der Welt iſt ſo akuſtiſch gebaut wie ſie, und jeder, der da will, hat freien Eintritt, wenn auch bisweilen der Aufgang etwas unbequem iſt. Ohne die Almen gäbe es ſchwerlich jenen fröhlichen Geſang, der jetzt ein

Schmuck und ein tiefer Charakterzug des bairischen Bergvolks ist: sie sind es, die dem Wanderer fast unbewußt das Wort aus der Seele locken und seinen Gedanken zum Ton gestalten. Wir merken es ja an uns selber, wenn wir so hoch im Blauen über den steilen Grat hinziehen und dann an einem Felsenvorsprung stille stehen und tief hinein in Berg- und Wäldermassen blicken, wie es uns da verlockt, etwas ins Weite hinauszurufen. Selbst der gemessene Philister kann es sich schwer versagen, ein ungeschlachtes Hoi—didel—dum herauszustolpern, selbst der Berliner unternimmt das Wagestück und jodelt in solchen Augenblicken — daß es „Stein erweichen" könnte. Man kann, mit einem Wort, nicht stille sein, wie muß es denen von den Lippen fließen, denen wirklich Gesang gegeben ist!

Die Eingebornen wissen es wohl, was sie in diesem Sinne ihren Bergen schuldig sind, fast all die schöneren Gipfel (wie z. B. Wendelstein, Watzmann und Brecherspitz) haben ihr eigenes Loblied; überall werden die Almen und der Almengesang gefeiert. Der beste Tag ist der Samstag. Das ist der wahre jour fixe für alle Konzerte, denn da steigen die Bursche, wenn es mit der Arbeit vorbei

ist, hinauf, um ihr Schätzlein heimzusuchen. Der Hüterbub, die Sennerinnen aus den Nachbarhütten und das lustige Feuer sind Gesellschaft genug, um bald das Leben zur lauten Lust zu entfachen und das Bild aus der Erde herauszustampfen, das Defregger den „Ball auf der Alm“ genannt hat.

Und am Samstag, verstehst mich,
Da kimmt auch mei Bua
Und der jodelt so fein
Und schlagt Zither dazua.

Freilich kommt er zum großen Leid nicht immer und gar oft wenn er kommt, dann „mog er nit“.

„Geh, mei Hansei, nimm Dei Pfeifen (Schwegelpfeife),
Thu mir ebbes abaschleifen (aufspielen),
Geh, mei Hansei, wenn i Dich bitt!“
„Na, mei Gredl, heut schleif i Dir nit.“

Da aber wird es selbst dem Schatz zu viel, denn in den Bergen gilt der Satz: „Unser Mutter hat uns ja nit grad für an Einzigen aufzogen.“ Trotzig ruft sie dem schweigsamen Hansei die Worte nach:

Wenn D' nit magst, so laßt es bleiben,
Plag Di' nur nimmer mit 'n Auffisteigen,

Glaub nur net, daß i Di' nochmal bitt,
So a Bübei — des taugt mir nit.

Also Krieg und Friede wird musikalisch in Scene gesetzt, Festtag und Werkeltag haben ihren eigenen Klang, und wenn wir in später Abendstunde durch ein Bergdorf wandern, wenn nur mehr ein einziges Fenster am Wirtshaus erleuchtet ist, so schallt doch durchs Fenster noch eine bekannte trillernde Melodie; die letzten Zecher, die sich längst von aller Polizeistunde emanzipiert haben, sitzen hier beisammen; sie disputieren nicht mehr, sondern sie singen. Und selbst der allerletzte, der das verschlafene Haus verläßt, jodelt sich noch langsam heim und trällert seinem Gewissen einen beruhigenden Monolog:

Vom Bürschlinger-Hansei
Wird alleweil g'redt,
Doch man redt bloß vom Saufen,
Vom Durst redt man net.

Wie manche ausgelassene Stunde, wie manchen hellen Sommerabend hab' ich im Kreise solcher jodelnden Holzknechte verbracht am Königssee, an der Wurzelhütte, in der Kaiserklause; das dumme

Zeug, das wir dazumal den Lüften anvertrauten, hat doch kein Verstand des Verständigen übertroffen.

Dann aber, als die tollen Studentenjahre verwichen waren, trat ich als ehrsamer Praktikant in irgend ein Landgericht, natürlich ein solches, das zwischen hohen Bergen liegt.

„Oh, ich kenne Sie schon," sprach der Chef desselben mit würdevoller Stimme, „Sie sind mir bereits vor zwei Jahren angezeigt worden wegen Absingens sehr bedenklicher Schnaderhüpfeln."

Und als die Tage wuchsen, als ich in den hohen Aktengestellen allmählich ebenso vertraut war als in den Felsen des hohen Wallberg, da fiel mir einmal ein finsterer Bericht in die Hände, wo es leibhaftig im Gendarmenstil geschrieben stand, daß beim —wirt eine Singerei von Holzarbeitern und andern ledigen Burschen stattgefunden habe, die fast an Ruhestörung grenzte: der Tonangeber und Rädelsführer aber war ein gewisser, der Polizei bisher ganz unbekannter — Karl Stieler.

Mädchenleben im bairiſchen Hochland.

(1878.)

Wenn der Hochzeitlader in unſeren Bergen vor dem Ehrentanz ſeine Anſprache hält, dann wünſcht er dem neugetrauten Paare noch ſchließlich ein halbes Dutzend Buben

„und auch an etliche Dirndl drunter,
Denn wo keine Dirndln ſan,
San d'Buben auch nit munter."

Und fürwahr, dieſer feſtſtehende, hundertjährige Spruch wurzelt tief im Charakter und in der ganzen Lebensanſchauung des dortigen Volkes, denn es giebt vielleicht in ganz Deutſchland keinen Stamm, wo die Freude am Daſein ſo ausgeprägt, wo der Verkehr zwiſchen Burſchen und Mädchen ſo ungebunden, wo das Liebesleben kühner, friſcher und

reizvoller wäre, als hier. Das „Dirndl", — es ist und bleibt doch immer die prächtigste Staffage oberbairischer Landschaft.

Der fromme Wunsch, den der Hochzeitlader ausgesprochen, läßt in der Regel nicht zu lange auf Erfüllung warten, und ziemlich mühelos für die Eltern wächst nun das kleine, flachsköpfige Ding vor dem sonnigen Hause auf und lugt empor nach den Almen, auf die es dereinst nach fünfzehn Jahren lachend hinaufzieht. Im Vollgefühl der eigenen Lebensfreude ist man den Kindern freundlich und wohlgesinnt, und selbst diejenigen, die vaterlos emporwachsen, finden nicht selten die liebevollste Pflege und Obhut. Ein altes Mütterlein, das ein halbjähriges fremdes Kind mit aller Sorge aufzog, gestand mir offen, sie könne ihr eigenes Blut nicht lieber haben, und fügte die reizenden Worte bei: „O mei', was hätt' denn so an arm's kleines Kind, wenn's d'Lieb' nit hätt!"

So liegt über dieser Jugend schon unendlich mehr Sonnenschein, als es den Kindern der großen Städte jemals vergönnt ist. In freier Luft, im grünen Felde, in einem Lebenskreise, der harmonisch in sich geschlossen ist, wachsen schon die Kleinen

empor, und es ist wohl begreiflich, daß diese Eindrücke der Kinderzeit sich noch lebendig und thätig erweisen auch in der Sinnesart der Erwachsenen. Wie bald ist diese Zeit gekommen!

Wenn ein „Dirndl" im bairischen Hochland siebzehn oder achtzehn Jahre zählt, so werden es ihm die Eltern gewiß nicht verargen, daß es auf einmal, ganz unangemeldeter Weise, einen — Schatz hat. Ist das ein Bursche, bei dem sich etwa einmal an eine Heirat denken läßt, dann um so besser; wenn nicht, so denken die Eltern, daß sie es ja zu ihrer Zeit auch nicht anders im Brauch hatten. Da giebt es keine offizielle Vorstellung oder Erklärung, sondern alles wird auf dem Wege der Thatsachen abgemacht; die beiden „gehen" kurzweg „miteinander", wie der landesübliche Ausdruck lautet. Auf dem Tanzplatz, wo sich alle bäuerliche Gesellschaft konzentriert, gelten sie nun als ein regelrechtes Paar, und kein Kamerad darf nunmehr mit dem Dirndl einen Ländler wagen, ohne vorher ihren Burschen um Erlaubnis anzugehen. Er selbst aber tanzt fast nur mit ihr allein; während des ganzen Festes sitzt sie an seiner Seite oder auf seinen Knieen, und mit Argusaugen verfolgt er jeden, der allzu eifrig da

„herüberſpitzt“. Wenn Markt im Dorfe iſt, viermal des Jahres, ſo muß er ſie auch da begleiten und ihr ein ſtattliches Angebinde verehren, ein ſeidenes Halstuch, ein ſchönes „Fürta“ (Fürtuch, Schürze) oder ſonſt einen Zierrat, womit ſie zur Kirchweih prangen kann.

„Dös is halt na' die ſchöner' Zeit, dös ſan die jungen dummen Jahr'“ heißt es im Volksmunde. Es iſt damit gemeint, daß kein grübelndes Nachdenken und keine Sorge den Frohſinn verkümmert, es iſt die lautere Freude und „Luſtbarkeit“, — eine Lebensfriſche, um die man den Charakter dieſes Volkes beneiden könnte. Jauchzend ſpringt der Burſch in die Höhe, dem ſein Mädel entgegenkommt, und ſingt:

I bin ſcho' ſo luſti',
So ſteht's in koan Buch,
Und mir hupfen glei' d'Füß auf
Von ſelm in die Schuch.

Und die ſakriſche Schneid'
Und die laßt mir koan Ruah,
Kunnt die Hälfte verſchenken
Und hätt allweil no' gnua.

Sie aber erwidert ihm mit Lachen:

Und die richtigen Dirndln'
Die bußeln ſo gern,
Und wie mehra daß ſ' bußeln,
Wie ſchöner daß ſ' wern.

Gleichwohl ſind es nicht in erſter Reihe Anſprüche an die Schönheit, welche man ſtellt, ſondern die Hauptſache iſt allezeit eine heitere und friſche Sinnesart, mit einem Worte „die Schneid'". Ein Mädchen, das dadurch hervorragt, iſt jederzeit am meiſten umworben, vor allem, wenn ſie ſchlagfertig reden kann, denn man darf auch von unſeren Bauern ſagen, daß bei ihnen jedes Genre erlaubt ſei, nur das Langweilige nicht. Man ſpricht dort ſehr offen und animiert über die Details der weiblichen Schönheit, aber Wert hat dieſe Schönheit in den Augen des Volkes nur, wo ſie von einer gewiſſen Lebensfriſche, von einer energiſchen Individualität getragen iſt, ſonſt heißt es von ſolchen Mädchen: „Es iſt ein Bild ohne Gnad'." Der Bauer meint damit, daß es zwar zahlreiche Heiligenbilder gebe, die recht ſchön und verehrungswürdig ſeien, denen aber jede Gabe mangelt, Wunder zu wirken.

Zum Glück für die „Buabn“ sind die „Bilder ohne Gnad'“ im bairischen Hochland gar selten, denn die unendliche Mehrzahl der Mädchen zeigt entschieden eine lebendige Begabung, eine natürliche Liebenswürdigkeit des Charakters, von der die Fremden gar keine Ahnung haben. Denn diese holen sich höchstens ab und zu eine vorlaute Antwort, die ihnen dann ebenso unverständlich ist, wie dem Mädchen ihre Frage war. Wer etwas Rechtes hören will, der darf nicht mit der Thüre ins Haus fallen.

Schon durch ihren Beruf, der sie stets mit Feld und Weide, mit dem Almenleben, mit der freien Natur in Fühlung erhält, gewinnt ihr Charakter und ihr ganzes Wesen eine Frische, die denjenigen fehlen muß, die in enger Stubenarbeit heranwachsen. Kein Zug der Verkümmerung drängt sich in dies Leben ein; ein Maß persönlicher Freiheit ist ihrem Thun vergönnt, um das sie mancher aus „höheren Ständen“ beneiden dürfte.

Wenn das Dirndl sich ein Herz faßt und lange darum herum spricht, was gestern der Hans alles zu ihr gesagt, und wie schön der sei und wie — brav, und wenn sie dann plötzlich stockt, während

das Spinnrad luſtig weiter ſchwirrt, dann erwidert die Mutter lachend: „Thu nit ſoviel umeinander reden, ich woaß ſcho' lang, was kimmt. Verliebt biſt halt!“

Aber ſie wehrt ihr nicht, denn ſie weiß ja, wie es ihr ſelber dereinſt ergangen, ſie ſagt ihr nicht: „Sei fein brav,“ ſondern höchſtens: „Dirndl, ſei fein — g'ſcheid!“

Sorgſamer als ſonſt ſind nun die Nelken auf der braunen Altane des Hauſes gepflegt, denn die Nelke iſt ja die Blume der Verliebten; das Dirndl ſteckt ſie ins Mieder, und von dort wandert ſie dem Burſchen auf den Hut oder hinters Ohr. Das kleine Fenſter der „Dirndlkammer“, es geht hinaus auf die Lauben; es iſt offen, denn die milde Nachtluft im wunderbaren Vollmondsglanz ſtrömt herein. Drunten ertönt ein leiſer Pfiff; — ſie horcht, — und im Schatten am Brunnen ſieht ſie die ſchlanke Geſtalt ihres Liebſten ſtehen. Lange, lange plaudern ſie dort, am Kammerfenſter, ſachte klettert der kühne Burſch empor auf das braune Geländer, er möchte wohl Einlaß haben in das ſtille, ſchlafende Haus, aber — „Dirndl, ſei g'ſcheid!“

Und übers Jahr blaſen und fideln die Muſikanten

zum Hochzeitgang, und wenn der Ehrentanz kommt, und der Hochzeitlader seine Ansprache beginnt, dann wünscht er wieder, wie er's der Mutter gewünscht, dem jungen Paar ein halb Dutzend Buben

„und auch an etliche Dirndln drunter,
Denn wo koane Dirndln san,
San d'Buben auch nit munter!"

Jahrmarkt im bairiſchen Hochland.

(1882.)

s gab eine Zeit in unſerem bairiſchen Hochland, wo die Berge zugleich die Mauern des Landes waren; in tiefer Abgeſchloſſenheit lebte das Volk dahin, und nur zum eigenen Bedarf nützte man damals die Herden auf der Weide und das Korn in der Scheuer. Das Wenige aber, was von auswärts kam oder nach auswärts ging, trug das Saumroß über den Bergſteig, doch allenthalben an Weg und Brücken lag harter Zoll, ſodaß das „Saumergewerk" oft ſchwere Mühſal litt.

Zwar ſtanden ſo manche unſerer Gebirgsdörfer an den uralten hiſtoriſchen Handelsſtraßen, wie z. B. Partenkirchen; durch den Chiemgau führte der Weg aus dem Vorland nach den Tauern, aber die Mehr-

zahl der Orte lag doch in tiefer unberührter Einsamkeit. Für sie war es ein Ereignis, wenn ihnen aus kaiserlicher oder landesherrlicher Gnade das Marktrecht verliehen ward; denn auf den Jahrmärkten, die kraft dieses Privilegs gehalten wurden, kam der Bauer zuerst mit fremdem Volk und fremder Ware zusammen. In der Regel wurden diese Jahrmärkte nach den Heiligen genannt, an deren Fest sie grenzten, und fast ausnahmslos fanden sie an einem Sonntag statt, wo auch der gemeine Mann freie Zeit und freie Bewegung hat. Hier mochte sich dann der uralte Brauch des katholischen Volkslebens am besten bewähren, daß Frömmigkeit und Lebenslust sich trefflich vertragen; neben der Kirche muß das richtige Wirtshaus stehen, und in den letzten Glockenton hallt der erste Juhschrei.

Seitdem hat sich freilich die Zeit wundersam gewandelt, aber dieser Satz, der ungeschrieben doch zur uralten lex Bajuvariorum gehört, gilt noch heute, und auch heute noch ist der Sonntag, wo Markt gehalten wird, ein Fest für die ganze Umgegend. Und so möchten wir denn den freundlichen Leser auf einen jener oberbairischen Märkte begleiten, wie sie etwa im Sommer in Tölz, in

Miesbach oder in Gmund im Brauche sind — und wir hoffen, es soll ihm der Tag nicht zu lang werden.

Auf allen Straßen der Nachbarschaft spürt man schon einige Tage zuvor den fremden Zuzug; Kärrner mit hageren Rößlein trotten des Weges, vor allem aber ist der Stellwagen hoch geladen mit Kisten und Koffern. In seinem Innern sitzen zusammengepfercht die dicken Krämerfrauen, schnatternd und keifend, doch der Kutscher macht nicht viel Federlesens; denn unser Oberländer hat wenig Respekt vor diesen Nomaden des Handels. Ihm gilt nur ein Dasein auf eigenem Grund und Boden als rühmlich.

„Mach, daß D' einikommst, alte Schachtel!" herrscht er die Letztgekommene an und schleudert mit einem Griff sie selber in den Wagen und ihren Reisesack aufs Dach. Dann trinkt er noch eine „Extramaß", „weil heut der Wagen so voll ist," und im gemächlichen Trab geht's von dannen.

Sein Fuhrwerk ist längst im Staub der Straße verschwunden — da kommt noch eine andere Karawane des Weges. Es ist ein Wagen wie eine Arche Noah; aus den Fenstern schauen ungekämmte

Kinder mit schwarzem Gelock; ein lediger Pony und ein geschorener Pudel trotten hinterdrein, und zu beiden Seiten gehen Männer mit langgestreckten Hälsen und strähnenartigem Haar, das noch die Spuren des Stirnreifs trägt. Ein unglaubliches Negligé umhüllt ihre Glieder, die sonst im silberfarbigen Trikot paradieren; es sind Künstler, die zum Markte reisen, aber heute reisen sie noch — inkognito.

Vor einem kleinen Wirtshause am Wege machen sie Rast. Auf der Schattenseite des Hauses wird abgekocht; die Kinder kollern im Staube; die Frauen zigeunern durchs Haus, um Milch oder Schmalz zu erbitten, und drinnen, in der Wagenwohnung, wird unterdessen geflickt, gewaschen, gesäugt und gehämmert, wie's eben die Stunde bringt.

Knurrend erhebt der Haushund Protest, und und mit scheuen Augen blickt der Bauer auf dieses Treiben; sein Mitleid ist gemischt mit Widerwillen, aber dennoch lockt die Neugier alt und jung herbei aus dem Dörflein. Es kommt der Großvater mit seinen Enkeln; aus Stall und Stube schauen die Dirnlein hervor, und der Schmied drüben legt seinen Hammer nieder und rückt mit seinem Gesellen an.

So giebt's im Nu eine ganze Gesellschaft.

Da meint wohl der „Herkules", der die Truppe begleitet, daß man das Eisen schmieden müsse, so lang es heiß ist, und ehe man sich's versieht, springt er in Gala aus dem Wanderwagen; die Eisenstange thut ihre verblüffende Wirkung, und im nächsten Augenblicke wird es laut verkündet: Zwanzig Mark Belohnung, wer den „bairischen Herkules" (recte Mathias Hinterhuber) zu Boden bringt.

Eine dramatische Spannung faßt die Gemüter; der Alte bedauert zum erstenmal, daß er sich schon im Stadium des Großvaters befindet, und der Schmied blickt prüfend auf seine sehnigen Arme.

„Ja," meint er, „wenn i 'n niederschlagen dürft, na' wär's a leichts, aber ringen — dös hat ja kein Wert nit."

„Sag lieber, daß Du kei Schneid hast!" erwidert „Herkules" im reinsten Altbairisch, das mit dem hellenischen Stammbaum seines Namens seltsam kontrastiert.

Da stürmt der Simei, der Oberknecht, durch die offene Stallthür; er hat nur halbe Worte gehört: „Schneid, niederwerfen" u. dergl., aber das genügt, um alle Lebensgeister in ihm wachzu-

rufen — war doch der Simei in Bairisch-Zell daheim.

„Wer hat kei Schneid?“ brüllt er dem gespreizten Gladiator entgegen, „probier's, Du g'schecketer Hansdampf!“

Ein helles Lachen scholl bei diesen Worten, und unvermerkt wich auch der Kampfesgroll wieder dem Scherze.

„Zahlst mir a Maßl, wenn i 's g'winn?“ rief der Simei dem Wirt entgegen.

„Jawohl, gern aa no',“ sprach der Wirt.

„Und 's Grethei muß mir a Bussl geben?“ fügte er schalkhaft hinzu, mit einem Blick auf die Tochter des Hauses.

„Jawohl, gern aa no',“ sprach das Grethei.

Da war's ein Augenblick, und mit Sturmgewalt waren die Leiber der Kämpfenden ineinander verschlungen; bald war der, bald jener in den Lüften; denn die ungefüge Naturkraft des Bauers hatte schweren Stand wider die blitzschnelle Gewandtheit des Ringers. Atemlos lauscht die Runde — da kracht der Boden von einem jähen Fall, und — von der eigenen Kraft noch fortgerissen — prallt der kühne Bauer zwei Schritte zurück. Sein Gegner

rollt auf der Erde und ſtemmt die nackten Ellenbogen ins Gras; zum Glück iſt ſeinem Körper kein Leid geſchehen, aber die Rüſtung in dieſem Turnei, das blanke Trikot, trägt eine klaffende Wunde, und ſein — Ruhmesglanz iſt dahin.

Das iſt der einzige Schmerz, den er empfindet, wenn er die jubelnden Geſichter ſieht; mit Schrecken ſchauen die Seinigen auf den geſtürzten „Herkules". Dann erhebt er ſich ſchweigend und verſchwindet in dem großen gelbgetünchten Wagen. Gar oft hat der arme Mann mehr Pflichtbewußtſein, als der reiche — wortlos bietet „Herkules" dem Sieger das verlorene Goldſtück dar. Aber der ſpricht lachend:

„B'halt Dein Geld! Du biſt g'ſchagen gnua, daß D' verloren haſt. B'hüt Di' Gott!"

Keine Kränkung war damit dem Gegner zugedacht; nur ein heimatſtolzes Selbſtgefühl kräuſelte die Lippen des kühnen Knechtes, und dann ſprach er fröhlich, mit einem Schelmenblick wider den Wirt: „Kellnerin, a Maß!"

Mit dem Zeigefinger der Rechten aber winkte er unter die Menge und rief ſchmunzelnd: „Grethei!"

„Geh, gieb mir a Buſſel
Und mach' koa ſo G'ſicht!

Ich mach' schon die Aug'n zu,
Damit 's niemand siecht.

Auch im Dorfe selbst aber zeigt bereits der „Markt" seine lebensfrohen Spuren. Auf der Straße werden rechts und links die kleinen Bretterstände gezimmert; überall wird Platz geschafft für diese Eintagsherrlichkeit, und der Bierwagen des Wirtes ist heute noch einmal so hoch geladen wie sonst. Morgen sind's wohl die Gäste.

Auch in Küche und Schlachthaus giebt's Arbeit genug; denn man darf wohl auf tausend Fremde rechnen, und mancher feiert schon den Abend vorher mit einer doppelten Atzung. Samstag Abend ist ja ohnedem den dunkleren Mächten unserer Natur geweiht, und wenn der Bergbauer, der noch eine Stunde heim hat, um elf Uhr vor die Thür des Wirtshauses tritt, dann dreht er sich schwindelnd um die eigene Achse und lugt in die Sterne und brummt: „Herrgott, aber morgen giebt's an schönen Markt!"

Endlich kommt die Sonne hinter den Bergen hervor; die Sonntagsglocken schallen durchs Thal, und überall herrscht buntbewegtes Leben. Auf der gewundenen Straße rollen die Bernerwäglein ein-

her; das braune Pferd ist sorglich gestriegelt, und drinnen sitzt der Bauer mit seiner „Alten“ im Feierstaat oder ein kecker Bursch mit seiner Liebsten. Das stößt und stolpert über die harten Steine, daß einem wohl die Seele aus dem Leibe fliegen möchte, aber unsere bairische „Volksseele“ ist nicht so sensibel. Je mehr Püffe, desto mehr Vergnügen, und dann ist's doch immer noch „gefahren“ — denn stärker, als wir ahnen, hält ja gerade der Bauer aufs Repräsentieren.

Aber auch wer zu Fuße kommt, trägt heute sein bestes Gewand, vor allem die Mägdlein, die aus den Einödhöfen der Nachbarschaft heruntersteigen. Da schmückt die breite Goldschnur den Hut, und im Mieder prangt der „Buschen“ von roten Nelken oder Geranium.

Der Zudrang ist so stark, daß gar nicht alles in der Kirche Platz hat; scharenweise stehen die Männer vor dem geöffneten Thor, mit dem Hut in der Hand, und wenn nun das Hochamt verklingt, dann drängt die ganze geschmückte Schar hinaus auf den freien Platz, wo die Zwiesprach wohl noch ein Viertelstündlein dauert.

Hier ist ja das allgemeine „Rendez-vous“ der

Bauernwelt; Leute, welche die ganze Woche hindurch nicht ins Dorf kommen, weil sie im Holzschlag oder auf entlegenen Gehöften ihrer Arbeit pflegen, finden sich am Sonntag „vor der Kirch'". Dann aber geht's mit ganzem Eifer auf den Markt, der heute alle übrigen Interessen verdrängt; schon dröhnt die Trommel der „Künstler", die im Wirtsgarten ihr Seil gespannt; schon hört man „Kasperl" im Fistelton rumoren, kurzum, mit jeder Minute würde ein Wunder versäumt. Aber nur langsam und mühsam durchdringen wir dieses Gewühl; hier und dort schallt lauter Gruß, wenn Bekannte sich begegnen, übermütiger Neckruf klingt von einem zum andern, und dazwischen lassen sich die kreischenden Lobeshymnen der Krämer hören, die ihre Ware verkünden.

Am dichtesten ist das Gedränge indessen dort, wo der Kleiderteufel zu Markt sitzt; es werden Pers- und Wollenstoffe feilgeboten, vor allem aber die schönen seidenen „Tücheln", die das eigentliche Prachtstück des weiblichen Kostüms bilden. Sie sind auch das populärste Geschenk, das der Bursch seinem Mädel bietet; sie schmücken die Fahnen, die beim Schießen als Preise verteilt werden, und gar

mancher hofft, daß er damit den Weg von außen nach innen finde — vom Tüchel ins Herz.

In langen Reihen stehen die Mägdlein hier vor dem verlockenden Laden. Es heißt wohl, daß schöne Mägdlein selten seien im bairischen Hochland, aber wer dort sich umsieht, der wird gern das Gegenteil gewahren. Nußbraun fallen die Zöpfe um die frohen Gesichter, und die kichernden Stimmen klingen hell durcheinander, bis das schönste Stück gefunden und der äußerste Preis erzielt ist.

Doch auch Kleider männlichen Geschlechtes kommen zu Markte, in allen Längen und Formaten, und dieser nichtsnutzige Import trägt meines Erachtens keine kleine Schuld an dem Verschwinden unseres volkstümlichen Kostüms. Den Bauer lockt das Neue, das Fremde und vor allem das Fertige; er spürt von der Devise „Billig und schlecht", die jeden Jahrmarkt regiert, natürlich nur den ersten Teil, und so kommen unvermerkt jene grauen „Spenser", schwarzen Hüte und langen Hosen ins Land, die den Bauer auch äußerlich dem Bürger gleichmachen; denn die Gedanken, die unter einem schwarzen Filzhut aufwachsen, sind nun einmal andere, als die, so unter einem kecken grünen Spitz-

hütlein gedeihen; auch in diesem tieferen kulturgeschichtlichen Sinne kann man sagen: „Kleider machen Leute.“

Am meisten sucht natürlich das jüngere Geschlecht die „Mode“, und selbst der noch ganz kleine Filius, dem solch ein Markttag neue Hüllen schafft, wird schon in schwarzes Tuch oder in symbolisches Grau gekleidet, statt daß man ihn mit nackten Knieen aufwachsen ließe, wie es sein Vater und „Ahnl“ gethan. Am längsten hält sich noch die Joppe (die übrigens nicht bairischen Ursprungs ist, sondern aus Tirol kam), und auch davon giebt es reichen Vorrat; fast auf jedem größeren Markte ist der „Kochelschneider“ vertreten, der als Spezialist in diesem Fache gilt, wie ja auch das Gewandstück selbst „Kochler-Joppe“ genannt wird.

Auch eine Feder am Hut mag der Bauer ungern entraten, trotz aller modernen Versuchung, und so gehört denn ein Kaufstand, wo alles erdenkliche Federspiel vertreten ist, zu den unvermeidlichen Artikeln eines richtigen Marktes. Wer gern großthun will, kauft einen „Adlerflaum“; auch ein „Reiherspitz“ findet allzeit gute Kunden, aber das Beliebteste bleibt doch der „Gamsbart“ und die

Spielhahnfeder. Mit den Händen in der Hosentasche stehen die jungen Burschе vor dem Kramladen dort und mustern die Ware, während so mancher achselzuckend vorübergeht und denkt: „Dös holt man si' droben am Berg, nit herunten beim Kramer."

„Herr Nachbar, a Parasol? Morgen regnet's," ruft der Schirmfabrikant einem kurzgedrungenen Bauer zu, der eben vorüberstapft.

„Dös is g'scheid; na wachs' i no' a bißel," lautet die Antwort, ohne daß der Redende sich umsieht.

„Aber schöne silberne Knöpf, dös wär' scho' was anders für an guten Bauern," tönt eine schrille Stimme aus dem nächsten Stand — „oder an Anhenker für's Dirndl?" (So nennt man das silberne Halsgeschmeid.)

„Da brauchst scho' an eiserne Ketten zum Anhänge, und nachher kommen s' Dir do' no' aus," brummt der Alte dawider — abermals ohne sich umzusehen; der Krämer aber rafft mit beiden Händen seine Schätze auf und weist sie der lugenden Menge.

Hier findet sich noch so manches köstliche alte Ding an Schnürwerk und Geschmeide; denn manches

Erbstück, das Jahrhunderte lang im Besitz derselben Familie war, wird heute leider veräußert oder gegen modernen Zierat eingetauscht. Die „Herrschaften" aber, die über Sommer aufs Land kommen, lieben das „alte Zeug", und gerade auf sie ist hier die Spekulation gerichtet; in dichter Menge umdrängen die schönen Fräulein aus der Stadt die hölzerne Bude, um Knöpfe von Silberfiligran, oder Gürtelschließen oder ein Halsgeschmeid zu holen, das vor dreihundert Jahren auf der vollen Brust einer Bauerstochter glänzte, wenn sie der Jäger von Hohenwaldeck oder der Bergknapp von Hall zum Tanz geführt.

Unbekümmert um diese zarten Gestalten und ihre altertümlichen Passionen drängt dort ein breitschultriger Bursche durch den engen Markt; sein Halsgeschmeid sind ein paar breite Eisenketten, die er für den Zuchtstier daheim gekauft und die er auf diese Weise am bequemsten transportiert; als holde Zuthat trägt er über der Schulter einige Hacken und Heugabeln, die gleichfalls an solchem Tage für den häuslichen Bedarf erworben werden.

„Aufg'schaugt!" ruft er phlegmatisch, so oft sich einer an denselben gestoßen hat.

Auch ein Verkaufsstand mit feststehenden Messern gehört zu den notwendigen Attributen eines bairischen Marktes. Der Gebrauch derselben ist zum Glück im Hochland unendlich seltener, als in Niederbaiern, wo sie bei jedem Streite sofort gezogen werden, aber als Waffe, als Zeichen seiner Wehrhaftigkeit will sie auch der Bauer in den Bergen nicht missen. Ja, es ist bezeichnend genug für die Charakteristik des Stammes, daß König Rudolph von Habsburg bereits in einem Landfrieden, der speziell für die bairischen Gebietsteile galt, ein Verbot dieser Art für nötig hielt. Es heißt dort (dd. 6. Juli 1281): „Swer stechmezzer in den hosen trait (trägt), dem sul man die hand abslahen."

So grimmig ist zwar die Polizei von heute nicht, aber an Verboten hat es auch im neunzehnten Jahrhundert niemals gefehlt und noch weniger an — ihrer Übertretung.

Ganz leer geht wohl niemand vom Markte heim; denn auch die Generosität kommt an einem solchen Tage zu ihrem Recht, und sie ist im Bauernstande vielleicht verbreiteter, als wir es denken. Das alte Sprüchwort „noti' is nit lusti'" gilt vor allem, wenn man außer Haus geht; es ist

Ehrensache, daß der Bursch seinem Mädchen ein Geschenk macht, wenn sie an diesem Tage zusammentreffen; der Pate muß seiner „Godl“ (das heißt dem Patenkind) eine Gabe nach Hause bringen, und ebenso erwarten es die Kinder von den Eltern. Spielzeug aller Art liegt ausgebreitet, unschuldige Kränzlein für den Frohnleichnamstag, aber den Vorzug hat auch hier das Eßbare, „die essende Sach'“, wie der Bauer sagt. Darum ist der Lebzelter der populärste Mann mit seinen breiten braunen Herzen aus Pfefferkuchen, die ein geheimnisvoller Sinnspruch ziert. Noch geheimnisvoller freilich sind die Büchlein, die auf dem nächsten Stande ausgebreitet liegen: Ritter- und Räubergeschichten und Traumdeutereien.

„Stück für Stück zehn Pfennig,“ kreischt die Megäre, die diese Schätze hütet, und traumversunken steht der hochgewachsene Tiroler dort, der die Woche über als Holzknecht in den Bergen weilt; er hält seinen Schatz an der Hand, auch ein Tirolerkind aus dem Zillerthale, wie schon der breitkrämpige Hut verrät. Das Büchlein, das er in den ungefügen Fingern hält, soll das Rezept verraten, wie man unfehlbar in der Lotterie gewinnen muß —

er streicht die Stirn mit dem blonden Ringelhaar und schlägt die großen blauen Augen auf und blickt stumm auf das sanfte und frische Antlitz des Mägdleins, als wäre nun ihrer beider Glück geborgen. Mühsam holt er den Zehner aus dem ledernen Beutel, und fast verstohlen birgt er das Wunderbuch im Brustfleck und geht mit seinem Schatze an der Hand so schnell von dannen, daß er gar nicht hört, wie die Megäre zum nächsten spricht: „Stück für Stück zehn Pfennig!“

Da wirbelt wieder die Trommel: — rrrr — rrrr — bumbum — und im Sturmschritte drängt sich alles den Seiltänzern zu; „'n Herkules, den müß' ma sehgn.“ Es ist unser armer Freund von gestern, aber zum Glück ist sein Verhängnis erst bei wenigen ruchbar geworden, und so genießt ihn die Mehrheit noch im unverkürzten Nimbus. Schon den ganzen Morgen über war seine Eisenstange und ein schwerer Feldstein frei auf dem Platze gelegen, damit jeder sich daran versuchen könne; denn eine Verschleppung derselben war aus guten Gründen nicht zu besorgen. Ein dichter Kreis Schaulustiger umgiebt beständig die zwei gewaltigen Stücke. Der und jener versuchte seine Kraft, aber nur ein acht-

zehnjähriges Bürschlein sah ich, das die Zweizentnerstange über den Kopf hob. Es war ein Futterknecht vom Bauer in der Au. Der Zauber, den die nackte Kraft auf den gemeinen Mann übt, bleibt ihm doch stets unwiderstehlich, das Elementare, Sinnenfällige, das darin liegt, hält ihn gefangen, und der Mann, der allein einen Fuhrwagen von der Stelle zieht, imponiert ihm unendlich mehr, als der verwehende Dampf, der einen ganzen Festzug beflügelt.

„Jetzt kimmt er, jetzt kimmt er," heißt es von allen Seiten, wenn nun der „Herkules" in die umseilte Arena tritt, ein hoher Kieshaufen, der zur Seite steht, erscheint als günstige Tribüne; er ist im Nu erstürmt und fällt alsbald in sich zusammen unter der Last seiner neugierigen Besteiger. Unterdessen haranguiert ein abgeschabter Clown die Menge und erzählt unter Purzelbäumen die Biographie des „Herkules", die in dem wichtigen Aviso gipfelt: „Ist noch nicht verheiratet."

Herkules — es ist wohl der einzige Name, der sich aus der griechischen Mythologie ins altbairische Volksleben verirrt hat und der dort sogar eine Art Hausrecht gewonnen hat: der prächtige braune Zuchthengst des Weissachmüllers heißt Her-

kules, wenn auch an der Stallthür „Herluckes“ geschrieben steht.

Und wenn nun die Produktion beginnt, da solltet ihr erst die glänzenden Bauernaugen sehen, die jedes Stück begleiten: er läßt sich den Oberarm mit einer starken Peitschenschnur umbinden und durch einen Ruck der Muskeln zerreißt er die Schnur; er wirft ein Messer auf den Tisch, daß es stecken bleibt, aber von seinem Arme prallt es ab, als ob es auf Eisen gefallen wäre. Und während noch alles in höchster Spannung lebt, umkreist der bekannte Teller die „hochverehrte Versammlung“, aber zuerst den äußersten Ring, damit keiner entwische.

Mit verzweifelter Anstrengung macht „Kasperl“ dem verhaßten Gegner Konkurrenz, und er hat hinwiederum den Vorteil, daß es dort Prügel in Menge giebt. Dieses erhabene Schauspiel bleibt dem Volke doch immer das liebste; die ganze dramatische Aktion liegt hier im Knüppel, den der Held des Stückes führt, und die Glanzstellen seiner Diktion verhallen auf den Köpfen von Tod und Teufel. Wie unvertilgbar seit Jahrhunderten ist diese deutsche Legende — trotz aller modernen Anwandlung, der selbst das Landvolk unterliegt!

Oder ist das nicht hoch modern, wenn dicht hinter der Bude des Hanswurstes ein photographisches Atelier steht, ad hoc für die „Herrn Landleute“ gezimmert? In solcher Stunde bringt der Bauer wohl das dümmste Gesicht zu stande, das er jemals im Leben zeigt; mit aufgerissenen Augen und ausgespreizten Beinen sitzt er dort, und neben ihm steht triumphierend ein Maßkrug als volkstümliches Ornament.

So wird ein Mensch, der sonst hervorragt durch freie Beweglichkeit, zum reinen Gliedermann unter dem feierlichen Drucke des Apparates, die Kameraden aber, die alsdann das Porträt bewundern, sagen ausnahmslos: „Ah, schön is er kemma,“ „akkrat wie's Leben,“ und keiner versäumt hinzuzusetzen: „Siehst — an Maßkrug hat er aa.“

Daß der Maßkrug auch außerdem an Markttagen eine große Rolle spielt, ist natürlich; das viele Hin und Her und besonders das „Umeinandersteh'n“ macht müde und Müdigkeit zeugt Durst. So sind denn alle Gaststuben überfüllt; in der Fensternische und im Winkel sitzen die Alten und disputieren noch über dieses und jenes Geschäft; denn jeder Bauer hat ja heutzutage, „so a bissel a

Handelschaft". Das kommt erst morgen recht ans Licht; denn nach dem „Leutmarkt" wird am Montag „Viechmarkt" gehalten: so lautet die traditionelle Bezeichnung der beiden Tage.

Doch während die Alten klügeln und rechnen, dröhnt die Decke zu ihren Häupten; droben im Saale ist Schuhplattltanz für das junge Volk; denn auch das ist ein hergebrachtes Privileg des Marktages, daß an demselben Tanzmusik gehalten wird.

Es dämmert schon, bis das kleine Fuhrwerk wieder heimwärts trollt auf dem gewundenen Sträßlein, wo wir es zuerst gesehn. Der Bauer sitzt noch stramm und aufrecht darinnen, und er fühlt mit sichtlichem Stolz, daß er trotz schwerer Zeche so unversehrt davon gekommen — die Bäuerin aber schaut ihm nicht ohne Argwohn auf die Zügel und ist froh, das wenigstens der Bräundl so sicher geht. Es wird spät, bis man heim kommt, aber trotzdem sind die Kinder noch auf und jubilieren den Alten entgegen: „Hast uns an Markt mitbracht?" Auch das ist ein stehender Ausdruck der Volkssprache.

. . . Wie lind die Nacht ist! — Alles ging längst zur Ruhe in dem großen Bauerngehöft; nur

Mann und Frau sind noch wach und sitzen auf der Hausbank vor der Thür. Vor ihnen dehnt sich Stall und Scheune; der alte Lindenbaum rauscht und blüht, und wenn sie da so schweigsam in die Sterne schauen, da mag es ihnen wohl durch die Seele gehen, was Erb' und Eigen wert ist und wie glücklich neben all' dem fahrenden Volk ein Mann ist, der Haus und Hof in hundertjähriger Folge sein nennt. Es giebt ein altes Sprüchwort:

„Eigen Rauch und Gemach
Geht über alle Sach'!"

Die Wahltage im bairiſchen Gebirg.

(1869.)

Der Zuſammentritt der bairiſchen Kammer, welcher vor kurzem ſtattfand, lenkt die Aufmerkſamkeit von neuem auf die Tage ihrer Wahl zurück. Eigentlich lebt man in Baiern ſtill: das Naturell der Bewohner iſt ein behagliches, die Phyſiognomie des Landes eine friedliebende. Ganz beſonders gilt dies für Südbaiern, wo der Landbau vorherrſcht, wo man den regſamen Lärm und die Strapazen der Induſtrie weit weniger kennt, als in Franken. Dennoch iſt der letzte Frühling auch hier ein ſtürmiſcher geweſen: eine eigentümliche Erregtheit, ein faſt nervöſer Zug ging durch das öffentliche Leben. Wer nur ein mäßiges Feingefühl für die öffentliche Stimmung beſaß, der mußte dies fühlen, der mußte bemerken, daß die

Atmosphäre entzündlicher geworden war. Dichter als sonst war der politische Stoff in der Luft gelagert und teilte sich auch denen mit, die am wenigsten politische Sensibilität besitzen — dem Bauernstande. So lagen die Dinge in Baiern zu Anfang Mai, als die Wahlen zum Landtag ausgeschrieben waren: die Urwahl auf den 12., die Hauptwahl auf den 20. Mai.

Wer in diesen Tagen durch die Gebirge ging, der konnte sich einem eigentümlichen Eindruck nicht entziehen. Uber Berg und Thal der erste Frühlingshauch. Die Luft war so licht und die Sonne so mild, blaue Blumen und keimendes Farrenkraut blühte am Wege. Auf dem Buchenzweig, der die ersten Knospen trieb, schaukelte der Fink, auf dem Boden, wo noch das Herbstlaub lag, raschelten die Tiere des Waldes. Wie klar und einfach ist dieses Werden, wie leicht sind die Atemzüge dieses Lebens! Und wie mühevoll gestaltet der Mensch sein Dasein; wie schwer und verwickelt sind die Gesetze, mit denen er Organismen schafft und die Gesamtheit zusammenhält! Dieser Gegensatz fiel scharf in die Sinne. Wenn man herauskam ins Thal, wo die Menschen wohnen, ging eine andere Luft. Um eine Mühle,

die im Thalgrund lag, war das Volk verſammelt; die Schüſſe krachten, die Jodler tönten, ein Feſtſchießen ging zu Ende. Es war ein milder Abend im Mai, es war zur Zeit, wo noch keine Fremden im Gebirg weilten, wo das bäuerliche Element ſich noch unbeengt und unverſtellt bethätigen darf. Hier und dort ſtanden Gruppen beiſammen und ereiferten ſich in lauter Rede. Man ſprach von den Wahlen. Einzelne aus den älteren Männern hatten erklärt, daß ſie diesmal freiſinnig handeln wollten, weil ſie einſähen, wie der Klerus ihre Unerfahrenheit mißbrauche. Sie ſagten das ohne Erbitterung, aber mit jener ſtarken unbiegſamen Zähigkeit, mit der der Bauer ſeine Entſchlüſſe bekundet. Mancher Neugierige ſchloß ſich an, mancher, dem die Natur das Wort und die Gedanken verſagt hatte, nickte befriedigt. Über der Mühle lag ein waldiger Hügel, nach welchem die kleine Schar der Beratenden gezogen war. Hier fühlte man die ſtille ergreifende Mainacht, und unwillkürlich war es, als ob der Gedanke der Freiheit einen plötzlichen Zauber erhalten hätte. Grüne Matten, flimmernde Sterne und dazu der ſchlichte Ernſt der Worte, die hier geſprochen wurden, wie tief ging das zu Herzen!

Mit gekreuzten Armen ſtanden die kräftigen Geſtalten im Kreiſe, und dann drückten ſie ſich die Hände und gelobten, diesmal der Freiheit die Ehre zu geben. Das war die erſte Wahlverſammlung, es war ein Rütli im kleinen.

Für den nächſten Tag ward eine öffentliche Verſammlung berufen, die von einigen liberalen Männern ausging, um die Kandidaten zu beſprechen. Als dieſe Abſicht ruchbar wurde, da war großes Halloh unter einem Teile der „Honoratioren“. Es giebt rühmliche Ausnahmen, aber es giebt auch Bureaukraten, denen von vornherein jede Verſammlung vorkommt wie ein Skandal. Mit ungewohnter Behendigkeit liefen dieſe hin und wider; die ganze Phalanx der Autorität ſollte aufgeſtellt werden gegen ſolche Vermeſſenheit. Wie man in Zeiten der Not aus dem Zeughaus die alten Kanonen holt, ſo drangen ſie in den Pfarrhof ein und wollten den geiſtlichen Herrn holen, daß er die liberale Armee mit dem Granatenfeuer ſeiner heiligen Flüche bombardiere.

Die Verſammlung bot ein merkwürdiges Bild. Seit dem Schluß der vierziger Jahre war keine politiſche Zuſammenkunft mehr geweſen bis zur Zollparlamentswahl, die Landtagswahlen hatten

ohne innere Beteiligung des Volkes ſtattgefunden. Und nun auf einmal in aller Ruhe und Ordnung eine liberale Verſammlung!

Der Schauplatz derſelben war eines jener ſchönen langgeſtreckten Häuſer, wo der Weg nach vielen Richtungen ſich kreuzte. Von allen Seiten kamen die Bauern in ihrer Sonntagstracht; Neugier und Spannung lag auf allen Geſichtern. Auch die Schwarzgeſinnten unter den Honoratioren waren da: ein peinliches Geflüſter, das dem Bewußtſein der Gegenſätze entſpringt, ging durch die Reihen. Endlich zog man hinauf in den großen Saal, und ein ſchlichter Menſch, der in der Gegend daheim war, ergriff das Wort. Er widerlegte zuerſt das Lieblingsthema der Prieſter, als ob die Begriffe „freiſinnig ſein“ und „preußiſch werden“ ſich deckten. Aber er ſei ein guter Baier und darum bitte er die Leute, ſie ſollten ſich nicht über Preußen den Kopf zerbrechen. Die deutſche Frage wird nicht von Baiern und noch weniger von den Bauern gelöſt, ſondern von der Weltgeſchichte. Unſere Sorge kann nur die ſein, daß die Stunde der Entſcheidung uns vorbereitet findet. Je tüchtiger, je freiſinniger Baiern im Innern entwickelt iſt, deſto wohlgehaltener wird

es dann aus diesen Tagen der Krisis hervorgehen.

Zu dieser inneren Entwickelung mitzuwirken ist aber der Bauernstand hervorragend berufen. Hier kann der einzelne durch seine Stimmführung bezeugen, ob er den Nutzen freisinniger Gesetze verstehe und ob er das Beste des Landes wolle.

Auf dem Lande wird der Fortschritt vielfach verlästert, und nur weil man ihn zu wenig kennt, gilt er für ein Gespenst. Man soll ihm frisch in die Augen schauen. An der Hand der neuen Gesetze entwickelte nun der Redner, was denn der Fortschritt in Wahrheit bedeutet. Wenn im Gewerbsgesetze jedem die Verwertung seiner Kraft gewährt wird, so ist dies doch nicht gefährlich, und wenn das Wehrgesetz auch intelligente und vermögliche Leute unter die Waffen ruft, ist das nur gerecht. Mit der Öffentlichkeit des Verfahrens wird die Rechtspflege unter die Garantie des Publikums gestellt; durch die neue Gemeindeordnung begiebt sich der Staat einer Vormundschaft, die ihm nicht gebührt. Jedem das Seinige. Wenn man das Facit zieht, dann kommt der Fortschritt gerade dem gemeinen Mann am meisten zu Gute. Ihm werden

Laſten abgenommen, die er allein vorher getragen, und Vorteile zugewendet, die er allein vorher entbehrte. Er braucht die Bildung am meiſten und darum gewinnt er am meiſten, wenn ſie auf eine liberale Weiſe dem Volke vermittelt wird. In Baiern iſt jetzt ein Miniſterium am Ruder, das von dieſer Überzeugung geleitet wird, und dem die vernünftige Erziehung des Volkes eine Herzensſache iſt. Was in anderen Zeiten ſchrittweiſe erobert werden mußte, wird uns jetzt als ein ganzes einheitliches Werk und aus freier Hand geboten.

Daß wir dieſe Reformen verſtehen, daß wir annehmen, was die Zeit von uns fordert und die Zeit uns giebt, das iſt der echte Fortſchritt, und in dieſem liegt weder eine Gefahr für die Ruhe des Landes, noch des Gewiſſens.

Wir ſind loyal, indem wir liberal ſind. So wählt denn Männer, welche dieſe Grundſätze vertreten!

Nicht mit dieſen Worten, aber in dieſem Geiſte, ſprach der ländliche Redner, und ein wohlthätiges Gemurmel lief durch die Reihen. Das effektvolle Bravo und die künſtliche Claque, in der die Städte ihren Beifall ſpenden, iſt auf dem Boden der Nagel-

schuhe noch nicht heimisch geworden; nur mezza voce äußert sich dort die Sympathie. „Ja, wenn das der Fortschritt ist," sagte einer, „dann ist's ja soweit nit g'fehlt mit ihm, da sind wir ganz nahe bei einander." „Grad so hab' ich mir's immer vorgestellt, aber fürbringen kann ich's halt nit," erwiderte ein anderer. Hier und dort nickten die Leute einander zu, es war nicht nur ein gewisses Verständnis, es war eine Stimmung geschaffen unter denselben. Sie fühlten bereits das, was sie dachten, und diese Stimmung ist der mächtigste Faktor, der eine versammelte Menge beherrschen kann.

Um gegen den Strom zu schwimmen, muß man ein guter Schwimmer sein, und die Einfachheit zu besiegen, fordert vielleicht am meisten Kunst. Darauf aber sind „Honoratioren" nicht vorgesehen. Sie hatten auf eine knüppelhafte wilde Rede gewartet, um ihren Knüppel aus dem Sack zu lassen, auf eine liberale Orgie, um dann ihre „patriotischen Phantasien" an den Mann zu bringen: die Mäßigkeit entwaffnete sie. Sie selber empfanden das, denn keiner von ihnen ergriff das Wort. Unbehaglich schoben sie sich hin und her unter der bewegten Menge, und die äußere Würde reichte nicht

mehr aus, um ihr Selbstgefühl zu ernähren. Sie fühlten, daß sie innerlich unbeteiligt — d. h. daß sie überflüssig waren.

Das Schicksal der Wahl aber erschien von dieser Stunde an gesichert, denn als der 12. Mai kam, waren sämtliche Urwahlen des Bezirkes liberal. So verlief die Agitation zum ersten Wahltag an einem der gefeiertsten Punkte des Gebirgs. Nicht überall hatte die freisinnige Partei frische Vertreter und Wortführer gefunden, und darum war Grund, daß man der Hauptwahl mit Sorge entgegensah. Sie fand am 20. Mai statt.

Denken Sie sich ein kleines Städtlein im bairischen Vorgebirge: durch die Lücken, welche die Gassen bilden, schauen die Berge herein mit tiefblauem Tannenwald. Die Häuser zu beiden Seiten der Straße sind dicht zusammengerückt, und einige stehen so schief, als ob es ihnen zu enge würde. Manche sind im alten Stil mit dem breiten Vordach und der braunen Altane, andere haben sich modern geputzt und tragen statt des verwitterten Florian ein elegantes Marienbild. Hier und dort thront ein altertümliches Thor oder ein steinerner Bogen und allenthalben ist das Pflaster entsetzlich.

Das ist ungefähr die Physiognomie des Städtchens: eine seltsame Mischung von Stadt und Land. Auf dem Marktplatz steht nach alter Sitte der mächtige Brunnen; auch die Amtsgebäude stehen daselbst, und das große Wappen mit dem blauweißen Schild sieht aus, als ob die Häuser eine Dienstmütze trügen. Heute bietet die Stadt ein bewegtes Bild; alle Welt ist auf den Gassen. Auch die besagten Amtsgebäude sind in Uniform, denn eine blauweiße Flagge hängt bis auf die Erde hernieder, und die Buben springen darnach, ob sie die Zipfel erreichen können. Vor den Thüren drängen sich die Gäste — eine wahre Wagenburg ist vor den Wirtshäusern aufgefahren.

Es ist der Vorabend der Landtagswahl. Um die Vorberatungen nicht zu versäumen, sind die meisten Gäste schon nachmittags eingetroffen, und der Konflikt der Meinungen, der Wohnungs- und Nahrungssorgen erzeugt jenes liebliche Durcheinander.

Trotz des Regens stehen die Menschen in dichten Gruppen auf dem Platze. Jede Hausthür ist eine Tribüne, jeder Wirtshaussessel ist ein Parlamentssitz geworden. Mitten im Knäuel aber steht einer, der in ungebundener Rede die Lage schildert und

für den Gebrauch der Ellenbogen ein feines Verständnis besitzt. Beifallsrufe und Zeichen der Entrüstung unterbrechen den Redner unter seinem Regenschirmzelt, aber er läßt sich nicht unterbrechen; Neugierige aller Sorten umdrängen ihn, aber er läßt sich nicht von seinem Standpunkt verdrängen. Jeder spricht, jeder hört auf seine eigene Weise. Der eine hat die Pfeife im Mund, der andere stemmt die Arme in die Seite, wasserdichte Naturen halten den Regenschirm in der Hand und sind zu faul, ihn aufzumachen. Das ist die Politik des Volkes.

Wenn man die Wahlmänner, die hier gekommen sind, von außen (und noch mehr von unten) betrachtet, so sieht man fast lauter Lederstiefel und schwarze Röcke, das heißt die Mehrzahl der Wahlmänner sind Bauern oder Geistliche, und bei manchen war es schwer, den Unterschied gleich zu entdecken.

An und für sich ist der Typus des altbairischen Landpfarrers weder unbekannt, noch zu genauerer Bekanntschaft verlockend, allein in dieser Skala wurde er wahrhaft interessant. Etwa hundert Kleriker waren hier versammelt, von der Gestalt des Falstaff herab bis zum hageren grausamen Shylock. Mit jener Zuversicht, welche bei unfeinen Naturen stets

durch die Quantität erzeugt wird, wanderten sie durch die Straßen, bald in eifriger Rede, bald mit nachlässiger Güte ans Publikum sich wendend. Man fühlte, daß die Straße ein politisches Lager war, und wußte, wer das Kommando in demselben besaß. Man wußte auch, wer die morgige Schlacht gewinnen würde. Hier und dort fiel die alte, vom Klerus ausgegebene Parole: „Wir wollen nicht preußisch, wir wollen nicht lutherisch werden.“ Der Parlamentär, den die Liberalen sandten, um Vergleiche zu offerieren, kam unempfangen wieder. Tapfer und rührig kämpfte die kleine Schar, die die Fahne der Freiheit trug, aber der Sieg war den schwarzen Fahnen beschieden.

Wer hier auf der Straße stand, der konnte erkennen, wie das Volk die Politik behandelt. Der Grundfehler aber ist, daß der Begriff des Staates, daß der Sinn fürs Ganze so wenig entwickelt ist. Da der Horizont der meisten nicht über die Sphäre ihres Hauses oder ihres Geschäftes hinausreicht, so hält jeder dieselben Maßregeln, die im Hause nötig sind, auch im Staate für möglich. Jedes Opfer, das der Staat ihm auferlegt, hält der Bauer nicht für ein Opfer, das er dem Ganzen bringt, sondern

für eine Beläſtigung, für eine Chicane, die dem einzelnen angethan wird, denn jeder geht vom individuellen ſtatt vom gemeinen Bedürfnis aus.

Dieſen Zug haben die Geiſtlichen wohl erkannt und daran knüpfen ſie ihre wirkſamſte Agitation. Allen gemeinnützigen Beſtimmungen, die nicht ihrer Richtung dienen, gewinnen ſie die ſubjektive Seite ab und hemmen dadurch die Popularität derſelben. So war es beiſpielsweiſe beim Schulgeſetz. Auf das Heftigſte wurde von Seiten des Klerus betont, welche Laſt hierdurch auf die Eltern, welcher Zwang auf die Familie fällt. Welche Wohlthat es aber iſt für ein Land, wenn das Niveau der Volksbildung ſich hebt, das ward mit keinem Worte geſagt (und vielleicht auch nicht empfunden).

Dem Klerus fehlt der ſtaatliche Gemeinſinn. Berufs- und gewohnheitsmäßig iſt er geneigt, ſich mit einer Summe von einzelnen abzugeben, der geheime Vertrauensmann ihrer Seelen zu ſein. Er faßt mehr denn jeder andere den Menſchen als Individuum, und der korporative Begriff (die Vereinigung der Menſchen) hat für ihn nur Intereſſe auf dem religiöſen Gebiet. Mit einem Worte: ſein Staat iſt die Kirche. Bei den meiſten Geiſtlichen

wirkt schon die Erziehung in dieser Richtung; bei den wenigsten schafft die persönliche Bildung ein Gegengewicht. Deshalb lag auch der Schwerpunkt klerikaler Agitation von jeher in der individuellen Pression. Dem einzelnen gegenüber sind ihre Waffen am wirksamsten, denn sie sind in das feine Gift der Subjektivität getaucht.

Am Abend vor der Wahl war große Versammlung. Auf Tischen und Bänken standen die Hörer, die liberale Partei empfahl ihre Kandidaten, und lud zu Gegenvorschlägen in kollegialer Weise ein. Bürger und Beamte, selbst Bauern traten als Redner auf — aber kaum ein einziger Priester. Die geistlichen Herren agitieren nicht gern in Versammlungen, der Intelligenz des Ganzen gegenüber. Nur unter Parteigenossen, nur auf der Kanzel, wo die Einrede fehlt, streben sie nach Massenwirkung; im Verkehr des Lebens aber wenden sie sich stets ans Ich, und das Ich ist die Achillesferse eines jeden.

Ohne Täuschung über das, was kommen würde, ging man abends auseinander — zur ruhelosen Ruhe. Obgleich alle Gasthäuser überfüllt waren, war man dennoch trefflich aufgehoben, denn die

Bewohner des Städtchens stellten mit Freuden ihre Räume zur Verfügung. Die meisten waren wohlhabende Bürgerfamilien und die Staatszimmer des Hauses wurden heute geöffnet. An den Wänden hingen die Porträts der Eigentümer, er mit dem Blumenstrauß im Knopfloch, sie mit siedend roten Wangen, beide vom „Künstler" schauerlich mißhandelt. Die Geschichte der heiligen Genofeva in Farbendruck und goldenem Rahmen wirkte ergänzend nach und wurde nur von einigen Heiligenbildern übertroffen. Auf den Betten war eine weiße gehäkelte Decke, auf dem Tisch ein noch niemals gefülltes Tintenzeug — das waren die Zeichen dieser Wohnlichkeit. Überall waren die Leute liebenswürdig und zuvorkommend, überall zeigte sich der Stempel eines sicheren, aber geschonten, unbenützten Wohlstandes. Und nun kamen die schweren Wahlmännerstiefel und trabten auf der gescheuerten Diele umher, wie die Soldaten im Quartier. Ach, es waren ja die Truppen zur morgigen Wahlschlacht!

Sie ward von den „Patrioten" mit einem großen Hochamt eröffnet. In dem gewaltigen Saal, wo die Wahl vollzogen wurde, prangten Fahnen und Wappen, an einem blaudrapierten Tisch saß der

Ausschuß und der Wahlkommissär der Regierung, der die Zettel verteilte. Rechts und links waren die Tische der Parteigenossen, welche ein förmliches Schreib- und Werbebureau errichteten. Mitten drinnen endloses Menschengewühl. Namen aller Parteien tönten hin und wider; Anträge wurden gemacht und verworfen, Unmut und Witz, Roheit und Würde ließen sich vernehmen. Ein mißliebiger Name wurde gerufen. „Jawohl," schrie ein Bauer dazwischen, „wählen wir den; der sagt heute so und morgen so, der gilt gleich für zwei. Dann ersparen wir uns die halbe Arbeit, denn die ganze ist doch umsonst."

Nach den gesetzlichen Bestimmungen ist es gestattet, daß ein anderer den Wahlzettel ausfüllt, wenn derselbe nur vom Wähler selbst unterzeichnet ist. Gerade hiedurch entsteht zu Unterschleifen mancherlei Gelegenheit, indem die Inhaber solcher Wahlzettel getäuscht oder gar nicht um ihre Meinung gefragt werden. Ein Fall der letzteren Art kam zur Anzeige.

„Der Herr Pfarrer von F. soll vortreten," rief der Regierungskommissär. Durch die schmale Gasse, die sich im Menschengewühl gebildet hatte,

durch die allgemeine Sensation wand der Gerufene sich errötend hindurch.

„Sie haben für die beiden Bauern N. und N. die Wahlzettel ausgefüllt?“

„Ja.“

„Ist dies im Auftrag derselben geschehen?“

„Ja.“

„Wo sind die beiden? Sie sollen vortreten!“

Das kleine Auge des Angeschuldigten stach zuckend durch den Saal. „Sie sind fort!“ sprach er befriedigt.

Unter allgemeiner Erregung wurden die beiden aufgesucht und kamen zur Stelle.

„Habt Ihr dem Herrn Pfarrer von F. Auftrag gegeben, Eure Wahlzettel auszufüllen?“ redete der Kommissär sie an.

„Ja,“ antworteten beide übereinstimmend.

„Hat er auch die Namen der zu Wählenden in Eurem Auftrage geschrieben?“

„Ja.“

„Gut — und welche Namen habt Ihr ihm aufgetragen?“

„Die, welche auf dem Zettel stehen,“ erwiderten beide kurz.

„So — und welche stehen denn auf dem Zettel?“ Keiner der beiden wußte auch nur einen einzigen der Namen anzugeben, für welche der Pfarrer die Unterschrift ihnen abgenommen hatte.

Sofort wurden durch Beschluß des Ausschusses beide Wahlen vernichtet, der Vorgang aber zur weiteren Behandlung ins Wahlprotokoll eingetragen. Von acht Uhr morgens bis abends sechs Uhr dauerte der Kampf — der Sieg aber blieb den Ultramontanen. —

Wäre dies Ergebnis der wahre Ausdruck der Volksmeinung, dann hätte ein liberales Regiment in Baiern schweren Stand. Allein man darf nicht vergessen, wie viele dieser Wahlen gemacht sind und daß der Klerus fast allein am Platze stand, als es sich darum handelte, sie zu machen. Nur die Partei, welche die Freiheit organisiert und handhabt, fehlt auf dem Lande; die Freiheit selbst ist dort nicht verrufen. Das werden spätere Wahlen darthun. Auch Baiern ist besser als sein Ruf.

In einem bairiſchen Stellwagen.

(1870.)

s giebt eine Phraſe, daß nur der Land und Leute kennt, der zu Fuße wandert. Allein das iſt da nicht richtig, wo das Fahrzeug zum charakteriſtiſchen Gepräge der Gegend gehört, wo ſich im Fahren ſelbſt ein Stück Kulturgeſchichte abrollt. Wer Italien ganz kennen will, muß mit dem Vetturino gereiſt ſein, und wer Altbaiern verſtehen ſoll, muß auch auf der Folterbank eines Stellwagens geſeſſen haben. Davon läßt ſich nicht dispenſieren. Wenn man verſchämte Touriſten fragt, mit welcher Gelegenheit ſie weiter reiſen, ſo ſagen ſie: „Mit dem Omnibus“. Das iſt wenigſtens ein lateiniſches Wort und klingt nicht ſo plebejiſch.

Im Weſen ſind natürlich beide gleich. Denn die Pferde ſind mager hier wie dort, der Kutſcher

ist in beiden Fällen gleich grob und der Wagen gleich enge. Es ist nur ein verschiedener Name für dasselbe Leid, und für diese Verschiedenheit zahlt man sechsunddreißig Kreuzer mehr. Zwischen den einförmigen Pappelalleen des Flachlands und zwischen den grünen Bergen des Hochlands trollen Stellwagen und Omnibus des Weges. Sie sind dort die Seele des Weltverkehrs, sie sind die Träger der Neuigkeiten und das Symbol des Fortschritts.

Den Sinn für Präzision hat man den Eisenbahnen überlassen; wer mit dem Stellwagen fährt, darf mit den Minuten nicht so knauserig sein. Darum ist es unsäglich schwer, ihn flott zu machen. Wenn er um drei Uhr vom Wirtshause abfahren soll, so liegt der Kutscher gewöhnlich um halb vier Uhr noch im Stall und schläft. Dann trampelt der Hausknecht mit schweren Stiefeln herein und spricht ihn freundlich an: „Wia, Hansei, Spitzbua fauler, steh auf, die Leut sind da zum Fahren.“ Mit einem Gähnen, das zehn Zoll im Durchmesser hat, hebt sich der Angeredete hinweg und brummt: „Schau, schau, daß die Tröpf' immer zu früh kommen!“ Alsdann füttert er gemächlich die Pferde und ruft hinaus: „So, jetza fahren wir nachher

bald!“ Schlimmer ist es noch, wenn er statt im Bett in der Schenke liegt und zecht; denn dann muß der Hausknecht nicht bloß die Pferde, sondern auch den Kutscher herausführen und das „bald“ dauert noch um eine Stunde länger.

Hierauf beginnt die Verpackung, die dadurch große Schwierigkeiten leidet, daß die Sitzplätze des Wagens nicht immer in räumlichem Einklang mit dem Sitzplatz der Fahrgäste stehen. Am tollsten geht es natürlich bei jenen Stellwagen zu, die an Bahnhöfen stehen, um die Passagiere über Land zu verfrachten. Denn im Galopp stürzt alles aus dem Waggon an den Wagen, die einen stolpern über die Schienen, die andern verlieren ihr Gepäck — es wird geflucht und gesucht, geeilt und geheult ohne Ende. Da die Menschen an äußerem Umfang ebenso verschieden sind, wie an innerem, so giebt es hier in der That ein difficiles Rechenexempel, dessen Lösung schließlich nicht der Kunst, sondern nur der Grobheit gelingt.

Alltäglich ereignen sich diese Scenen zum Beispiel in Holzkirchen, wenn der Hochsommer kommt und die Epidemie der Gebirgsreisen alle Münchner ergriffen hat. Mancher der verehrten Leser ist viel-

leicht selbst das Opfer solcher Momente gewesen und kann bestätigen, daß nicht gelogen wird.

Betrachten wir nun das Publikum, welches diesen Wagen füllt, ein wenig näher. Im Sommer sind es, wie gesagt, die „Lustreisenden," die den großen Städten entfliehen wollen und die Gebirgsstraßen nach allen Seiten durchkreuzen. Außerdem findet man nur solche, die ihr Geschäft auf Reisen führt, aber auch diese sind bunt genug zusammengewürfelt. Kinder des Geistes und Kinder der Welt sitzen neben einander, der Pfarrer und der Gensd'arm, der Holzknecht und die Hochzeiterin. Die Disziplinargewalt über alle handhabt der Kutscher, und wenn die Gegensätze platzen, wenn es Spektakel giebt, dreht er sich um und ruft durchs Fenster hinein: „Wollts a Ruh' geben, Ihr Sakra, oder nit, sonst wirf ich Euch gleich alle in Straßengraben 'nein".

Wer erkennen will, wie das Volk fühlt und denkt, der kann keine bessere Studierstube wählen, als den verruchten gelben Kasten. Über Liebe und Politik, über die Lebendigen und Toten wird hier verhandelt, als wäre ein förmlicher Kongreß berufen. Manches schlagende Wort springt über die

wulstigen Lippen, manche feine Bemerkung fällt unter die rasselnden Räder; im ganzen aber ist das Publikum sehr dankbar — weil es Langeweile hat.

Nicht immer freilich ist der Stil zierlich und der Inhalt zahm. Die größten Virtuosen sind in dieser Beziehung die Flößer, welche auf der Isar nach München fahren und über Holzkirchen im Stellwagen heimkehren. Als Pertinenzen führen sie eine große Axt und einen Zentner Seile bei sich, die sie dann ihrem Gegenüber auf den Schoß legen. Da sie müde sind, schlummern sie gewöhnlich auf der Schulter des Nachbars ein, und alle Versuche, solche holde Last von sich abzuwälzen, sind vergeblich. Und doch ist es vielleicht besser, sie schlafen, denn ihr Gespräch betritt gar leicht einen schlüpfrigen Boden, gegen den nur solche Wasserstiefel unempfindlich sind.

Vorn auf dem Bock thront der Kutscher als eine Macht. Er weiß alles, er besorgt alles, er schimpft und protegiert ganz nach Befinden. Wer ihn milde stimmen will, muß ihm eine Cigarre geben; und je schlechter sie ist, desto besser wird er sie finden, desto näher wird sie seinem Verständnis sein. Bedenklicher als jedes andere Hindernis

aber wirken die Wirtshäuser, für die der Stellwagen eine unverbrüchliche Anhänglichkeit besitzt. Denn wer hat jemals gesehen, daß ein Stellwagen an einem Wirtshause vorüberfuhr? Und wer hat es je erlebt, daß ein Kutscher seine Pferde tränkt, ohne selbst ein Glas Bier zu trinken? Wehe, wenn einer der Gäste sich beigehen ließe, hierüber zu murren; solche Einreden beantwortet der Lenker höchstens damit, daß er sich noch ein zweites Glas einschenken läßt. Unter diesen Umständen kann man allerdings nicht behaupten, daß der Stellwagen ein Kulturfahrzeug ersten Ranges sei. Aber trotzdem kann man bisweilen ganz vergnügte Stunden darin verleben, ja sogar manchmal schöne und poetische.

So gedenk' ich noch immer gern einer Fahrt, die ich einmal bei Nacht gemacht; es ging auf den Herbst zu und tiefe Dämmerung lag schon auf der Landschaft, als wir wegfuhren; am Himmel glänzten die ersten Sterne, in den Häusern die ersten Lichter. Unter der Thür saßen die Leute und riefen uns ihren Gruß, als wollten sie sagen: „Ei, wer wird so spät noch fortreisen; wir sind froh, daß wir daheim bleiben können." Die Straße führte am See entlang; man hörte, wie die Wellen ein-

tönig anschlugen, wie das Schiff sich regte im Nachtwinde. Der Postillon knöpfte sich den Mantel zu, die Passagiere drückten sich in die Ecke und die kühle Nachtluft flog mir um die Schläfe. Ich saß draußen auf dem Bock. Stückweise ging es dahin unter hohen Buchen, daß die Zweige das Dach des Wagens streiften; dann ward die Straße wieder frei und stieg mäßig bergan. Jetzt ergriff der Postillon sein Horn mit der blauweißen Schnur und blies in die Nacht hinein. Anfangs waren es lustige Weisen, dann kam das alte schmerzenreiche Lied:

Du hast mich zu Grunde gerichtet!
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?

Kein Wanderer begegnete uns, nur der Widerhall antwortete auf die stille Weise. Immer glänzender wurden die Sterne; es war, als ob das Firmament sich wölbte vor unseren Augen, als ob man den kühlen Nachttau fallen sähe. Dann und wann scholl fernes Gebell zu uns her, und wenn wir an Häusern vorbeifuhren, sah man wohl ein verliebtes Paar, das unter der breiten Altane stand, Arm in Arm oder verstohlen flüsternd. Da knallte der Postillon mit hellem Lachen; doch wenn wir

vorüber waren, nickte er ſtill und dachte: „cosi fan tutte“. Auch er hatte einſt ein Lieb gehabt, das ſeinen Weiſen lauſchte; er erzählte die lange Geſchichte, aber es war nichts davon übrig geblieben als das alte Lied:

Du haſt mich zu Grunde gerichtet!
Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?

Das Fingerhackeln.

(1868.)

Später Herbst ist es; um die Nachmittagszeit.

Draußen im Isarthal, in den oberbairischen Bergen, steht die riesige Benediktenwand und schaut herein durch die angelaufenen Scheiben — drinnen, in der Wirtsstube, ist tiefe behagliche Ruhe. Jetzt kann man's schon leiden, wenn tüchtig eingeheizt wird. Lustig knistert das Feuer im dicken Ofen und daneben sitzt der dicke Wirt und denkt an die — Weltgeschichte. Wenigstens liegt der „Volksbot" da drüben, die Nummer von vorvorgestern, und er nickt so ernsthaft mit dem Haupte! Es ist eine Ruhe voll Anstand und Würde.

Nicht viele Gäste stören seine Muße. Nur ein paar Flößer, die heut Blaumontag machen, sitzen

am „grünen Tisch“ und spielen. Doch es ist nicht Roulette; der Tisch ist nur grün angestrichen, und daneben steht ein Croupier mit der Heugabel.

„Jesses·— der Hansei!“ rufen die Spieler, als auf einmal die Thür knarrt. Nachlässig und stolz schlendert eine hohe Gestalt herein, und nachdem sie ringsum genickt, kauert sie schweigend am kleinen Tische nieder. Der Hansei mag nicht lange warten, „das ist ein scharfer Regent“, und deshalb hat er noch kaum mit den Augen geblinzt, so stellt schon die Kellnerin den schäumenden Krug vor ihn. Der rote Jörgl von der Jachenau, der gegenüber sitzt, läßt sich auch nochmals einschenken, der hat gern „an Haingart“ (ein trauliches Beisammensitzen), und der Hansei war schon lang nicht mehr sichtbar. 's ist nicht deswegen, weil ihm der Wirtshausbesuch von Oben verboten ist; darum schmeckt's ihm nur um so besser, aber vielleicht „leidet's sein Madl nicht“. So denkt sich wenigstens der schlaue Jörgl, und in neckendem Ton beginnt er:

„No, Hansei, mich freut's nur, daß Dich Dein Dirndl doch alle Monat einmal auslaßt, denn so lang ist's bald, daß wir Dich nimmer gesehen haben. Aber die hat Dich am Bandl!“

Hanſei rückte den Hut auf die Seite, und das war ein ſchlimmes Zeichen. Die Stellung des Hutes iſt beim Bauern ein Barometer der Stimmung, und man kann nach den Winkelgraden berechnen — wann's losgeht.

„Ich hab' mir mein Dirndl ſchon beſſer dreſſiert," erwiderte er trotzig, „die geht auf'n Pfiff, da g'ſchieht, was ich will!"

Dem Jörgl aber war's nicht genug. Er ſah, daß der Hanſei ſich ärgerte, und langſam eröffnete er jenen kurzen ominöſen Dialog, in welchem die Helden der Bierbank ſtreiten und der ſo deutlich und handgreiflich wird.

„Aber neulich haben ſ' was Schönes erzählt," begann der Jörgl wieder. „Da ſollſt Du g'ſagt haben, ſie ſoll Dir a Buſſel geben, und dann hätt' ſie Dir — a Watſchen geben!"

Hanſei rückte zum zweitenmal den Hut. „Dich gift's halt, Jörgl," ſprach er, „daß das Dirndl Dir auskommen is, bei Dir is nix als der ſchielige Neid."

Doch der Jörgl war ſchnell mit der Antwort fertig. „Um ſo eine," erwiderte er höhniſch, „braucht man niemanden neidig ſein, die einen doch nur

zum Narren hat. O mein, Hanſei, Dich zieht ja dös Dirndl beim Finger fort."

„Ich will Dir's gleich ſagen, wer mich beim Finger fortzieht," fuhr Hanſei grimmig auf, „Du einmal nicht. Geh her, wenn Du Schneid' haſt, ob Du Dich hackeln trauſt — und wenn Du mich hinziehſt, dann darf mich der Teufel holen auf freier Weid', noch heut auf'm Heimweg."

Hanſel ſtreckte den Arm über den Tiſch und Jörgl hackte ſich blitzſchnell in den gekrümmten Zeigefinger ein.

„Aufgeſchaut!" —

„Himmelherrgottſakrament!" —

Dieſe Parole dröhnte durch die ſtille Stube, wo nun das ſogenannte „Fingerhackeln" erprobt wird. Die Sitte iſt alt und allgemein in Ober- und Niederbaiern. Wenn die Gegner ſich mit den Zeige- oder Mittelfingern eingehackt haben, dann beginnen ſie zu ziehen und verſuchen einander zum Wanken zu bringen oder zur Erde zu reißen. Wer ein beſonderer Virtuoſe iſt, packt mit dem einen Finger bisweilen zwei Gegner — und zieht ſie über Tiſche und Bänke weg. Der Charakter dieſes Brauchs iſt indeſſen niemals ein ernſthafter und der Zweck

bleibt immer der des Spieles. Das versteht sich bei der ungefährlichen Natur dieses Angriffs eigentlich von selbst, wenn man an die engere Heimat desselben denkt und dann erwägt, wie leichtfertig dort die schrecklichsten Waffen gehandhabt werden. Denn am stärksten ist das Hackeln doch auf jenem urwilden Fleck zwischen Isarthal und Innthal zu Hause, wo's schon die Schulkinder miteinander probieren und wo der kleine Hüterbub den Geißbock zu Boden hackelt. In diesem Revier bairischer Heldenkraft passiert es nicht selten, daß einer dem andern ein Auge ausschlägt und sich dann damit entschuldigt: „Ich hab' ja nur Spaß gemacht!" Da ist natürlich das Hackeln zu harmlos, wenn man einem ernstlich beikommen will. Ein Holzknecht, der „warm wird", beschränkt sich nicht auf einen so partiellen Angriff, wie auf den Finger des Gegners, und auf eine so partielle Waffe, wie auf seinen eigenen. Im wirklichen Treffen da kommt die Faust, und auch die ist häufig noch zu wenig. Für was sind denn die eisengespitzten Bergstöcke, die Holzhacken und Messer auf Erden? Die kommen zum Zuge, wenn sich's um die Theorien von „Blut und Eisen" handelt. Diese harmlosere

Art des Kampfes setzt stets einen gewissen Grad von Verständigung voraus. Ein blutiger Kampf wird häufig unaufgefordert begonnen, das „Hackeln“ kann aber nicht ohne Herausforderung unternommen werden. So hat es denn auch am meisten in den Fällen statt, wo einer so gereizt ist, daß er sich Luft machen möchte, und doch noch so vernünftig, daß er das Totschlagen meidet. Da ist dann jene Rivalität gerade recht, denn im Hackeln steckt ein großer Ehrgeiz, und die Niederlage des Gegners schmerzt diesen oft mehr, als die bittersten Prügel. Nicht selten wird auch auf den Erfolg gewettet; das Bezirksgericht in Straubing hat vor Jahren einen Fall entschieden, in welchem es eine Summe von nicht weniger als tausend Gulden galt.

Auch in den Strafverhandlungen, wo die raufluftigen Missethäter oft in langen Prozessionen aufmarschieren, kommt „das Hackeln“ vor. Wenn seiner Gestrengen finster die Brauen rollen, wenn der Gensd'arm von Ruhestörung und der Staatsanwalt von Körperverletzung donnert, dann erwidert der Bauer lachend: „Wir haben ja nicht gerauft, wir haben ja bloß gehackelt.“ Der Mangel jeder gefährlichen Absicht spricht sich vielleicht in nichts

so deutlich aus, wie in diesem herkömmlichen Einwand. Auch der Holzknecht hat seinen „Sport“, und als solcher muß eigentlich das Hackeln definiert werden.

Ein lautes Stampfen dröhnt durch die Stube, und wir finden das ritterliche Paar, das erst am Fenster saß, bereits in Mitte des Schauplatzes. Der Tisch, der Maßkrug, die Karten — alles ist mitspaziert.

Auch der Wirt hat sich jetzt erhoben. Er ist aus seiner Ofenecke hervorgetreten — aber nicht aus seiner Neutralität — denn auch in der Bauernstube gilt das Prinzip der Nichtintervention. Wir leben in politischen Zeiten, und wenn sich zwei Burschе heutzutage balgen, so wollen sie nach völkerrechtlichen Grundsätzen behandelt werden.

Mit verschränkten Armen, so etwa in der Stellung des alten Napoleon, überschaut der Wirt den Kampfplatz. Wer von den beiden wird zu Boden kommen? Jedenfalls am nächsten der Maßkrug, denkt er sich, aber ihm ist's gleich, denn einer von beiden muß ihn doch bezahlen. Der eichene Tisch hat wohl seine sechzig Pfund und geht so schnell nicht „aus dem Leime“. Wenn sie sich in die Uhr verwickeln — ist's auch nicht schad, die geht seit Jahresfrist gar nicht oder falsch — und

im übrigen werden die beiden weiter keinen Durst kriegen, wenn sie noch eine Weile so fort machen. Also denkt sich der Wirt.

Die Spieler indes lassen sich bei ihren Karten nicht stören. Gesehen haben sie's jeden Tag, und das bißchen Lärm, das hört einer gar nicht, der gute Nerven hat. „Hin" wird nicht gleich einer werden, kalkulieren die zwei, und wenn's dem einen passiert, wird's der andere schon sagen.

Dreimal rasten die Kämpfenden noch durch die Stube, dann hat halt doch der Hansei „hingezogen" und den Jörgl mitsamt dem Tisch zu Boden gerissen. Er hat ums Auslassen bitten müssen, und wie er gebeten hat — war's wieder gut.

„Ja, umsonst macht keiner dem Hansei sein Dirndl schlecht," und der Wirt packte ihn drum auch bei dem Halstuch und sprach:

„Du bist ein Kerl, wie dem Teufel sein Leibroß."

Solche Sprüch' thun dem Hansei wohl, und lachend sang er das Schnaderhüpfel:

Und der Teufel hat Hörndl
Und ich hab' mein Dirndl,
Und dös Dirndl mag mi',
Weil i a Hauptspitzbua bi'.

Auch der Jörgl lachte, aber seine Gurgel war so trocken, und weil ihn der Hansei so gnädig anblickte, so schlug er ihn auf die Achsel und erwiderte:

Gegrüßt seist Du, Bruder,
Der Herr ist mit Dir,
Du bist voll der Gnaden,
Geh — zahl a Maß Bier!

Und so geschah es.

Von der Raucherei.

(1875.)

akeradi — und i bleib daheim — jetzt hob' i ſchon d' Schuch austhan und leg ſ' nit noch amal an!" So wettert der Hanſenbauer, als am Sonntag Abend die Genoſſen ans Fenſter klopfen und ihn erinnern, daß heute beim Wirt drüben Tanz iſt. Sie laſſen ihn freilich ſo leichten Kaufes nicht los, er hört es noch, wie ſie draußen die alte ſpöttiſche Weiſe ſingen:

„Und a luſtiger Bua,
Der z'rreißt gern a Paar Schuah,
Und a trauriger Narr,
Der hat lang an ein' Paar."

So ſchallt's durchs Fenſter, er aber lacht dazu — ja wenn's bloß die Schuhe wären, denkt er im

ſtillen, da hätt' er wohl mehr ſchon durchgetanzt als die ganze Schar mit einander! Aber heute iſt's ihm einmal nicht drum, und wozu ſoll er den „andern" den Gefallen thun; die rechte iſt doch nicht dort. Drum bleibt er gemächlich daheim in ſeinem Stüblein; dann wirft er ein neues Scheit in den glühenden Ofen, der Maßkrug ſteht zu Seite, und langſam füllt er ſich die hölzerne Pfeife.

„A Feuer is auch a Heimgart!"*) das iſt der Gedanke, der ihm jetzt durchs Herz geht, und was man vom Feuer ſagt, das gilt noch mehr von jenen leichten blauen Wolken, die ſo ſeltſam verfliegen, bei denen man über hundert Dinge „nachſinniert", von denen „die andern" eigentlich nichts zu wiſſen brauchen. Kurzum, ein tüchtiges Feuer und ein gutes „Pfeifei" iſt eigentlich doch die beſte Geſellſchaft. Aber nur wenige denken ſo wie unſer Hans, daß ihnen das Trauliche, Beſchauliche am Rauchen Freude macht, daß ſie von ihrem Pfeiflein wie vom Feuer ſagen, es ſei ein „Heimgart", ein Erſatz für die Geſelligkeit.

Gerade deshalb wird z. B. nirgends ſoviel

*) Heimgart = Geſellſchaft.

geraucht als auf dem Tanzplatz, wo jeder imponieren und sein Ich nach Kräften heben will; hier ist die Cigarre gleichsam unentbehrlich für jeden flotten Burschen. Und nicht bloß auf dem Platze, sondern während des Tanzes selbst behält er sie im Munde, ja ich habe es oft gesehen, wie die einzelnen, wenn eben ihr Walzer anging, sich noch rasch in aller Hast neue Cigarren anzünden, ganz ähnlich wie man bei uns etwa die Handschuhe anlegt, wenn unverhofft getanzt wird. Die Sicherheit, womit der Mund sein Kleinod festhält, ist erstaunlich, bei den verwegensten Sprüngen, beim tollsten Räderschlagen geht sie nicht verloren, nur ab und zu fällt ein kleiner heißer Aschenregen dem Dirndl aufs Mieder. „Hat's Di' brennt?" (oder brunna) fragt dann besorgt der galante Tänzer, aber das Dirndl erwidert lachend: „Macht nix, da fallt ein' Glut auf die andere."

Im Kampfe, der sich zwischen dem „Pfeifei" und dem „Ziehgarr" entspann (denn die Cigarre ist in Oberbaiern generis neutrius), hat sich der Sieg entschieden auf die letztere Seite geneigt; die Pfeife hat mehr ein familiäres altherkömmliches Gepräge; das „Ziehgarr" aber sieht sich schon moderner und vornehmer an und eignet sich deshalb

viel besser, um Staat zu machen. Es ist mit einem Worte viel „nobliger“, wie es der Bauer nennt. Deshalb rauchen denn auch die Jungen fast nur mehr die Cigarre, während die Alten meist bei ihrem Brauche bleiben und nur gelegentlich ein „Prügei“ zu Handen nehmen; denn auch unter diesem Namen (als kleiner Prügel) ist die Cigarre bis zur Stunde gangbar. Zu Hause ist es etwas ganz anderes, aber nach außen, wenn man repräsentieren muß, da giebt es eigentlich nur dies eine.

Sich wechselseitig ein Ziehgarr anzubieten, gilt auch im bairischen Hochland bereits als geläufiger Brauch, und der Bauer, der sonst so spröde gegen die „Herrischen“ ist, verschmäht es nicht, gerade diese Gabe gern von ihnen entgegenzunehmen, ja es ist gleichsam eine Art von Steuer gegen den Postillon, der unseren Wagen lenkt, gegen den Führer, der uns auf einen schwierigen Gipfel begleitet, gegen den Jäger, mit dem wir in grauer Dämmerung zur Hahnfalz oder „auf den Anstand“ ziehen. Nicht der Wert, sondern die Ehre schmeichelt ihm, wenn er so neben dem Herrn sitzt und am selben Zündholz dieselbe Cigarre wie dieser anbrennt.

Der Bauer bezeichnet die Wirkung, die ein

starkes Rauchen auf seine Stimmung übt, als einen „Rausch," und wenn der Ausdruck vielleicht auch etwas zu derb erscheint, der narkotische Effekt ist damit doch vollkommen bezeichnet. „Nei, nei," sagt einer, der's nicht kann, entschuldigend, sobald man ihm eine Cigarre bietet, „da darf i nix machen, da krieget i an Rausch!"

Aber freilich sind dies nur wenige, die große Mehrzahl hängt schon fest an dieser Übung und wird nur desto munterer, beredter, ja man kann wohl sagen, gemütlicher, wenn sie das Pfeifei oder die Cigarre im Munde führt. Noch mehr, es giebt ganze Gruppen und Klassen, die wir uns kaum denken können ohne diese trauliche Zuthat. Was soll ein alter Forstwart sein, der abends heimkehrt vom Waidwerk und nun den grünen Hut an eines der schweren Geweihe hängt, ohne daß er nun langsam zum offenen Herde trottet, um mit dem brennenden Span sein Pfeiflein „anzukenten".

Oder ein lustiger Postillon, der mit dem hochgeladenen gelben Wagen bergan fährt, indes die Dämmerung schon ihren grauen Schleier spinnt und das letzte Rot am Horizonte erkaltet, welch bessern Genossen fände der, als sein trautes glimmendes

Pfeiflein? Und während der Wagen knarrend emporklimmt, bleibt er schrittweise stehen, die Peitsche unter den Arm gezwängt und den Kopf zur Seite geneigt; so schlägt er Feuer. Hollah, jetzt brennt's; fröhlich rückt er den Hut zur Seite und schwingt sich wieder auf den Bock, denn nun ist auch der verwünschte Berg zu Ende, und in scharfem Trabe geht es nun eben weiter. Drinnen im gelben Kasten schlafen sie längst, das müde Gespräch ist verstummt, er aber sitzt draußen im kühlen Nachtwind und muß wachsam sein auf den schlimmen Weg. Da ist der kleine Funke, der stundenlang weiter glimmt, sein bester, ja sein einziger Genoß. Es ist, als hälfe ihm der kleine Funke wachen.

Hier fühlen wir in der That das Sinnvolle hindurch, das im Rauchen liegt, aber wie selten freilich bleibt ein Brauch in solchen Grenzen; auch der Mißbrauch, auch der Unfug des Rauchens hat im Hochland schon weit um sich gegriffen. Ich denke noch immer mit Lachen an eine Scene, die ich selbst nicht weit von der Tiroler Grenze erlebte. Es war ein Sonntag Nachmittag, und alles war weggegangen, nur zwei kleine Jungen hatte man zum Haushüten zurückgelassen, die standen breit und

behaglich unter der Thür. Der ältere, der etwa neun Jahre zählte, hielt eine schwere Tabakspfeife im Munde, die ihm bis auf die Brust herunterfiel, und schmauchte in dicken Wolken väterlichen Knaster, der Bruder, ein kleiner dickköpfiger Balg von höchstens sieben, stand daneben und guckte dem Dampfe nach.

Erst hielt ich dem größeren eine strenge Predigt, und als die Predigt zu Ende war, frug ich entrüstet: „Raucht etwa der Kleine auch schon?“ Aber der Junge ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern kaltblütig, die Hände in der Hosentasche, erwiderte er: „Der Kleine? Nein, der schnupft.“ Fürwahr, es lag eine so stoische Unverschämtheit im Ton dieser Worte, daß ich nicht anders als hell auflachen konnte; der Junge aber sah mich fast drohend an, als wollte er im nächsten Augenblicke auch noch fragen: „Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie hier so lächerlich finden.“

Das ist erlebt — und doch ist dieser kleine Kobold mit der väterlichen Pfeife noch lange nicht das schlimmste, was man in fumatorischer Beziehung auf unseren Bergen erleben kann. Denn selbst die Frage weiblicher Raucherei, mit Recht das bestge-

haßte Kapitel in dieſem ganzen Gegenſtande, tritt uns bisweilen hier entgegen. Mit Entrüſtung hör' ich den Leſer fragen: „Was, ſelbſt da draußen iſt man vor ſolchem Unfug nicht ſicher? eine Unart, die man kaum unſeren vornehmen Damen verzeiht, treiben da ganz alltägliche „Weiberleut?“ Dann wahrlich iſt es ſchade, daß man die drohenden Verordnungen gegen die „Tabakstrunkenbolde“ aufhob!“

Und dennoch iſt es ſo, es giebt eine kleine und zwar ganz auserleſene Gruppe der „Weiberleut“ in den bairiſchen Bergen, die dieſes Vergnügen keineswegs verſchmäht, und das ſind merkwürdiger Weiſe die — Sennerinnen.

Bekanntlich ſagt ſchon das Sprichwort:

„Auf der Alm giebt's kei Sünd,“

und ſo fühlen ſich denn die ſchönen und häßlichen Almerinnen von vornherein abſolviert, und ich habe keinen Grund, ſie anzuklagen.

Es war an einem prächtigen Sonnwendabend, um Johannis, da ſaß ich droben auf dem Spitzing und ſtreckte mich behaglich in den ſchweren Nagelſchuhen — „Himmelelement! jetzt ſind die Cigarren vergeſſen!“

„Ha, muß Dir halt ich eine geben, Karl," ſprach das ſchöne Midei lachend, und dann ging ſie in das Kämmerlein, wo der hochgetürmte „Kreiſter" ſteht, und holte über dem Fenſterſims ein halbes Dutzend herunter. „So, Karl, jetzt ſuch Dir ebbes, wie's D' magſt; die ſchlechteſte wirſt Du nit derwiſchen."

Es waren lauter Geſchenke, die einzelne Wanderer hier zurückgelaſſen, und das Midei hatte ſie ſorglich aufgeſammelt, nicht bloß für ihren Schatz, wie wohl die Geber es meinten, ſondern auch zum eigenen Gebrauch. „I hab' mir oft denkt, es ſollt' nit ſein," ſprach das Midei beklommen, „und hab's auch ſchon feſt im Sinn zum Beichten g'habt; aber — ſchön is nit, aber kei Sünd is doch nit."

„Auf der Alm giebt's kei Sünd."

Nicht um einen wirklichen Genuß zu finden, ſondern aus purem Übermut, der ja da droben in der einſamen Höhe ſo trefflich gedeiht, rauchen bisweilen die Sennerinnen; ſie verraten es auch nur wenigen, aber vor dem „Karl" braucht man ſich nicht zu genieren. So hab' ich denn jetzt ſchon mehr als ein Dutzend meiner alpinen Gönnerinnen

bei der Cigarre betroffen: hoffentlich werden sie nie erfahren, daß ich so ungalant war, ihr Geheimnis hier zu verraten. Es sind ja immer noch wenige, die von dieser verbotenen Frucht genießen, und nur als ein Kuriosum erzähle ich die Geschichte.

Drunten im Dorfe, unter dem Mannsvolk, sieht's freilich anders aus, da gilt das alte klassische Wort: peccatur intus et extra, das heißt auf dem „Herrenstübel", das zur Rechten, und über der „Bauernstuben", die zur Linken liegt, lastet der gleiche undurchdringliche Tabaksqualm, es ist die graue Lasur, die unzertrennlich von jedem Abendtrunke scheint. Das laute Gezänk der einen und die still-verschlafene Würde der anderen ist in diese Wolken gehüllt, sie sind der Schleier, der über der Kulturgeschichte unserer Berge liegt, wenigstens so weit sie auf die Wirtshausstube beschränkt ist. Wie von Holz geschnitzt, sitzen sie dort, die sogenannten „Honoratioren," jeder die Pfeife oder die Cigarre im Mund; ein heiliges Schweigen geht durch die Runde, und immer dicker wird der Dampf, je länger das Schweigen währt. Man meint wohl, sie wären eingeschlafen; aber nein — bei Gott, sie sind noch wach, sie sind nicht von Holz geschnitzt, sondern

leibhaftig lebendig; sie rühren sich, ja drei von ihnen haben sich sogar fortgestohlen ins kleine Nebenstüblein zu einem Kartenspiel, das man Taroken nennt.

Schon nach einer Stunde etwa werden sie vermißt und erschrocken frägt einer aus der Gesellschaft: „Ja, wo sind denn jetzt die drei Herren hin?“

„Die thuen taroken,“ erwidert phlegmatisch der nächste.

„Wer?“ frägt der dritte, wie aus einem tiefen Traume erwachend.

„Die Herren!“ lautet gelassen die Antwort des vierten.

„Was?“ repliziert betroffen der fünfte.

„Taroken,“ spricht mit monotoner Stimme der sechste, und dann wird's wieder still in dem erhabenen Herrenstüblein, und mit doppelter Macht bläst jeder die dicken Tabakswolken ins Blaue.

Viel wilder und lebendiger geht's drüben in der Bauernstuben zu; dort hat sich der alte Westerhofer soeben ein neues „Ziehgarr“ bestellt, und spottend singen ihm deshalb die Burschen zu:

„Rauch Du a Haberstroh,
Dös is Dir g'sund!“

So endet ein altes Bauernlied; aber der Westerhofer versteht keinen Spaß in solchen Dingen, und warnend sagen die Vernünftigeren: „Geh, laßt 'n gehn, Ihr wißt's ja, was er für einer is, der Westerhofer — der raucht kein' guten."

Dieser Ausdruck gilt im Gebirge ganz allgemein, wenn man bezeichnen will, daß einer nicht mit sich spaßen läßt, sondern scharf und beißend jeden Angriff erwidert; es ist vielleicht der stärkste Beweis, wie populär das Rauchen im Bereich unserer Berge geworden ist, wenn selbst das Sprichwort sich dieses Begriffes bereits bemächtigt hat.

Im übrigen ist es noch heute ein bedeutsamer Unterschied, wie in Tirol und wie in Baiern geraucht wird; dort, wo Land und Leute weit ärmer sind, gilt der Tabak nicht selten als Nahrungsmittel (denn er mindert den Hunger); bei uns aber gilt er nur als ein Mittel des Genießens, hier liegt etwas Gesättigtes, etwas Lebensfrohes im Rauchen, das man vergeblich sucht auf den schönen aber müden Gesichtern der Leute, die mit schwerer Last über den Jembacher Berg emporziehen, keuchend und doch die Pfeife im Mund. Wenn dies Bild fast etwas Darbendes, etwas Peinliches hat, so will der bairische

Bauer nur rauchen, um seinen Überfluß und seinen Übermut damit zu bethätigen.

Ich vergesse es nie, wie ich einst um Mitternacht aus dem Wirtshause heimzog, und vor mir ging mit schwanken Schritten ein Bursche, die schwere Pfeife im Mund. Die war seine ganze Freude und sein Stolz; aber es handelte sich nur noch darum, sie nun auch wirklich anzuzünden. Wohl zehnmal strich der wankende Geselle an jeder Ecke sein Zündholz an, und zehnmal blies der Wind es aus; er aber ließ sich nicht irre machen, sondern sang ohne Unterlaß auf dem einsamen Heimweg:

Und der Mensch muß a Freud' hab'n,
Und a Freud' muß der Mensch hab'n;
Denn wenn der Mensch kei' Freud' hat,
Was hat denn nachher der Mensch?"

Und so oft er das gesungen, strich er von neuem, und von neuem blies der Wind.

So hat die geheimnisvolle Pflanze, die einst aus dem fernen Westen zu uns kam, trotz aller drakonischen Verbote sich doch schon längst das Bürgerrecht erobert in unseren stillen Bergen, in den Neigungen und Fehlern, ja selbst im Dialekt unseres

oberbairischen Volkes. Der Satz der alten Griechen, daß der Mensch, der nicht „geschunden“ wird, es nie zu vollem Wissen bringt, gilt auch zwischen Zugspitz und Wendelstein; auch hier giebt es Plackereien in Fülle, die der überwinden muß, der sich der vollen Kenntnis unseres Hochlands und seiner Bewohner rühmen will. Und dabei meinen wir nicht bloß die derben Ellenbogen und die plötzlichen Regenschauer, in die man mitunter gerät, sondern auch jenen düsteren Tabaksqualm, der über jeder winterlichen Wirtsstube lagert, der das Interior jedes echten Stellwagens erfüllt. Es gehört viel Heroismus dazu, die „Havannah“, die hier der Tölzer Floßknecht zur Geltung bringt, geduldig hinabzuwürgen; aber wer das verschmäht, dem werden Floßknecht und Stellwagen ein ewiges Geheimnis bleiben.

Auch für den Schleichhandel, so weit er noch an der Tiroler Grenze blüht, bildet der Tabak ein wichtiges Objekt; in schmaler Reihe, Mann hinter Mann, zieht die kleine Kolonne beim Mondlicht über den Felsengrat. Der vorderste hat die Büchse gespannt, und was ruht in den ungeheuren Tragkörben, die über die Schulter ragen? „A bissel a Futter fürs Pfeifei.“

Ab und zu treibt wohl auch ein harmloser Stotz (wie man die Senner auf den Tiroler Almen nennt) dies „Schwärzen“; unter dem kleinen Geiskäs und der Butter, die er hinunterträgt, liegen sorgsam die Knasterrollen verborgen. So geht's vom „Bairischen ins Kaiserliche“ und vom „Kaiserlichen ins Bairische,“ und es ließe sich mancherlei erzählen, was mir der Niklas von der Hagelhütte beim Enzian vertraut hat; aber man weiß es nicht, in was für Hände oft so was „Gedrucktes“ kommt, und dann dürft' ich mein Lebtag nimmer mich auf der Hagelhütte sehen lassen. Denn mit dem Niklas ist nicht zu spaßen — „der raucht keinen guten“.

Hahnfalz im bairiſchen Hochland.

(1885.)

Wenn ſich im Hochland der Frühling regt und die Anemonen aus dem welken Waldlaub lugen, wenn der erſte Fink ſchlägt — da geht ein Zug von wunderbarer Kraft durch das Leben der Berge. Man ſpürt ihn ja allerorten, den ſchönen Lenz, aber ſo fühlt man ihn nirgends, wie in den Bergen, wo der Winter ſo eiſern gewaltig und wo das Weſen der Menſchen mit der Natur ſo innig verwachſen iſt.

Auch die Jagd, dies Lebenselement der Berge, hat teil an dieſer Frühlingskraft. Wenn der Jägerburſch des Abends nach Hauſe kommt, mit den erſten Veilchen am Hut und dem ſpürenden Dachshund an der Seite, und wenn ſie dann beiſammen ſitzen

in der Försterstube beim Lampenschein, dann gilt ihr Gespräch wohl unvermeidlich der „Hahnfalz“. Mit diesem Wort nämlich wird in den Bergen die Balzzeit des Auerhahns und später des Spielhahns bezeichnet, und auch die Jagd auf dies herrliche Federwild trägt den gleichen Namen. „Am Hahnfalz gehen“, das ist die ganze Leidenschaft und das Weidmannsziel dieser Wochen; sie verschwinden ohnedem zu rasch, denn sobald die Buchenknospen einmal ausgeschlagen, ist es mit dem Auerhahn vorbei.

Und in der That muß man gestehen, daß es kaum eine zweite Jagd giebt, die so feine landschaftliche Reize bietet und die der kühnen Kraft, wie sie nun einmal im Charakter unsres Bergvolks liegt, so vollen Spielraum gewährt. Denn der Weg ist weit im Morgengrauen über die schneeigen Halden, und alle Sinne müssen sich schärfen, um Herr zu werden über dies Zwielicht; ein unsicherer Schritt, ein Laut zur Unzeit, und der Hahn streicht sofort von dannen. Kurzum, es ist ein Weidwerk, das in ganz besondrem Grade das erfordert, was der Bergbewohner am höchsten stellt — „die Schneid“.

Natürlich ist die Zeit, wo die Hahnfalz im Hochland beginnt, verschieden, je nachdem sich ein

zeitiges Frühjahr einstellt; manchmal spürt man die Hähne schon zu Anfang April, und manchmal schüttelt der Jägerbursch lange nach Ostern unmutig den Kopf, denn „die Berg' san ja noch kugelrund vor Schnee". So plastisch drückt das Volk sich aus, um zu bezeichnen, daß all' die feinen Zacken, Kanten und Schluchten, die sonst die Form eines Berges bestimmen, unter der eintönigen, windverwehten Schneefläche formlos geworden sind.

Aber endlich kommt doch die Zeit, wo die Höhen für einen kecken Schritt wieder gangbar werden, sieben oder acht Hähne falzen im Revier und morgen in aller Frühe geht's hinaus auf den Wallberg.

Der Abendtrunk vor einem solchen Tage ist kurz gemessen, allein ganz läßt es sich doch nicht auf denselben verzichten. So sitzen wir denn in der Wirtsstube des Försterhauses, wo die rußige Hängelampe den eichenen Tisch bescheint, an den Hirschgeweihen hängen die grünen Hüte und die Wettermäntel von braunem Loden; das goldhaarige Töchterlein aber trägt geschäftig die Speisen auf und nestelt am Zopfe, wenn etwas erzählt wird, das ihre Neugier weckt. Dann huscht sie zur Thür

hinaus und kehrt mit einer Hand voll steinerner Krüge zurück, die sie bedächtig vor die Zecher stellt. Die aber stützen die Ellbogen auf den Tisch, daß man die breiten Rücken sieht, und sind ganz vertieft in ihren „Disputat", wie die Bauern sagen; sie achten des blonden Mägdleins kaum, das abseits auf der Bank an ihrem Strickzeug nadelt und dabei an ihren Schatz denkt.

Wohl wär' der Schatz ganz in der Nähe, es ist der schmuckste von den drei Burschen, die hier am Tische sitzen, und sie bringt ihm immer den frischesten Krug, aber er sieht sich niemals nach ihr um. „Heut hat er wieder ganz die Jagerei im Kopf" denkt sie mit einem leisen Seufzer, „oder" — und dann lächelt ihr Antlitz leise — „oder er will sich halt nix merken lassen."

„Lisei, noch a Maß!" schallt es vom Tisch herüber.

„Ja, freili, so muß ma's machen, damit die Kugel daneben geht," brummt eine tiefe mürrische Stimme von der Ofenbank; es ist „der Alte", der Vater des Försters, der hier im Austrag lebt und sich ausstreckt wie ein alter, verwitterter Baum. Nun erhebt er sich langsam und blinzelt aus den

dunklen und noch immer scharfen Augen auf das junge Volk.

„Saufts nur brav, ein' Maß um die ander', bis Ihr all' mit'nand damisch werd't, na' wird der Auerhahn a Freud hab'n, denn der steht im nächsten Mai aa noch da. Ich hob dös ganz Jahr koa Bier g'sehn bis auf die heiligen Zeiten, aber koa Stückl Wildpret hab' i a nit g'sehn, dös mir z'trunna waar'. Jetzt is ja d'Welt nix mehr nutz, lauter junge Leut', lauters G'lump."

So spricht der Alte und legt den Kopf wieder aufs warme Kissen. „Aber heut is er grandig," flüstert einer der jungen Burschen; „ja, i glaub's gern, weil halt er nimmer 'naus kann," setzt der zweite hinzu.

„Na, na, er hat scho' recht, der Vater," meint schließlich der dritte, „g'scheider is's, wir legen uns noch a Stündel nieder," und mit jener Bestimmbarkeit, die für den Bauern so charakteristisch ist, wird nunmehr der Aufbruch beschlossen. „Gut' Nacht, gut' Nacht!" klingt es von allen Seiten; einer hinter dem andern verschwindet auf die Hausflur, wo die Gewehre am Nagel hängen und die schweren Bergstöcke in der Ecke lehnen; und dann

geht's polternd die Treppe empor, bis es wieder tiefe Stille wird. Nur einer hat sich noch zu schaffen gemacht vor dem Schlafengehn; es raschelt leise auf dem Gang, wie wenn zwei Lippen einander streifen, und kaum hörbar klingt es noch einmal: „Gut' Nacht, gut' Nacht!"

Die Sprache des alten Hausknechts klang deutlicher, als er um ein Uhr nachts mit Dröhnen an die Thür schlug und polterte: „Aufstehen! Rührt si' wieder gar nix? Raus aus der Bettstatt! Dans is!"

Eine Viertelstunde später verließen wir die Thür des einsamen Försterhauses. Alles rundum war noch dunkel und lautlos, eine schneidende Kühle floß durch die Luft und die kahlen Zweige der Buchen regten sich im Mondlicht, während die silberne Sichel über den Felsen stand. Lautlos stiegen wir bergan, mit jenem leisen und doch so mächtig greifenden Schritte, den das Wandern in den Bergen giebt, alle Sinne sind geschärft, jeder einsame Laut, der durch dies Nachtleben klingt, bald schrill, bald heimlich stöhnend, trifft Aug und Ohr mit spannender Gewalt.

Endlich geht's hinein in die breiten schwarzen Massen des Tannenwaldes. Über den Weg zieht

Wurzelwerk, und nur manchmal blitzen die Sterne durch die hohen rauschenden Wipfel, im Rinnsal der Schluchten hört man das Wasser quellen, das der Frühling gelöst hat und das von den Höhen zu Thäler rieselt.

Bald aber teilt sich der Weg zu den verschiedenen Standplätzen; stundenweit gilt es noch für jeden einzelnen emporzusteigen bis an die Almenmatten, und nun erst, in diesem einsamen Gehen, kommt uns der Zauber nächtlicher Bergeswelt ganz zu Gefühl.

Wie ein Wildgarten der Natur liegt zuletzt die weite Lichtung da, in die man plötzlich aus dem Walde hinaustritt. Senkrecht steigen die Felsen an mit ihren bleichen, zerklüfteten Wänden, der kleine tannenbegrenzte See, der ihnen zu Füßen liegt, ist hart gefroren, und in den tiefen Wiesenmulden lastet allenthalben noch verwehter Schnee. Gewaltige Felsblöcke liegen zerstreut über dem welligen Wiesengrund, aus dem sich nur hier und dort eine verwitterte Fichte erhebt; dort ist der Standplatz des Hahnes, wo er sich am liebsten „einschwingt“ und „aufbaamt“, um der Hennen zu warten, die sein Lockruf unten versammelt.

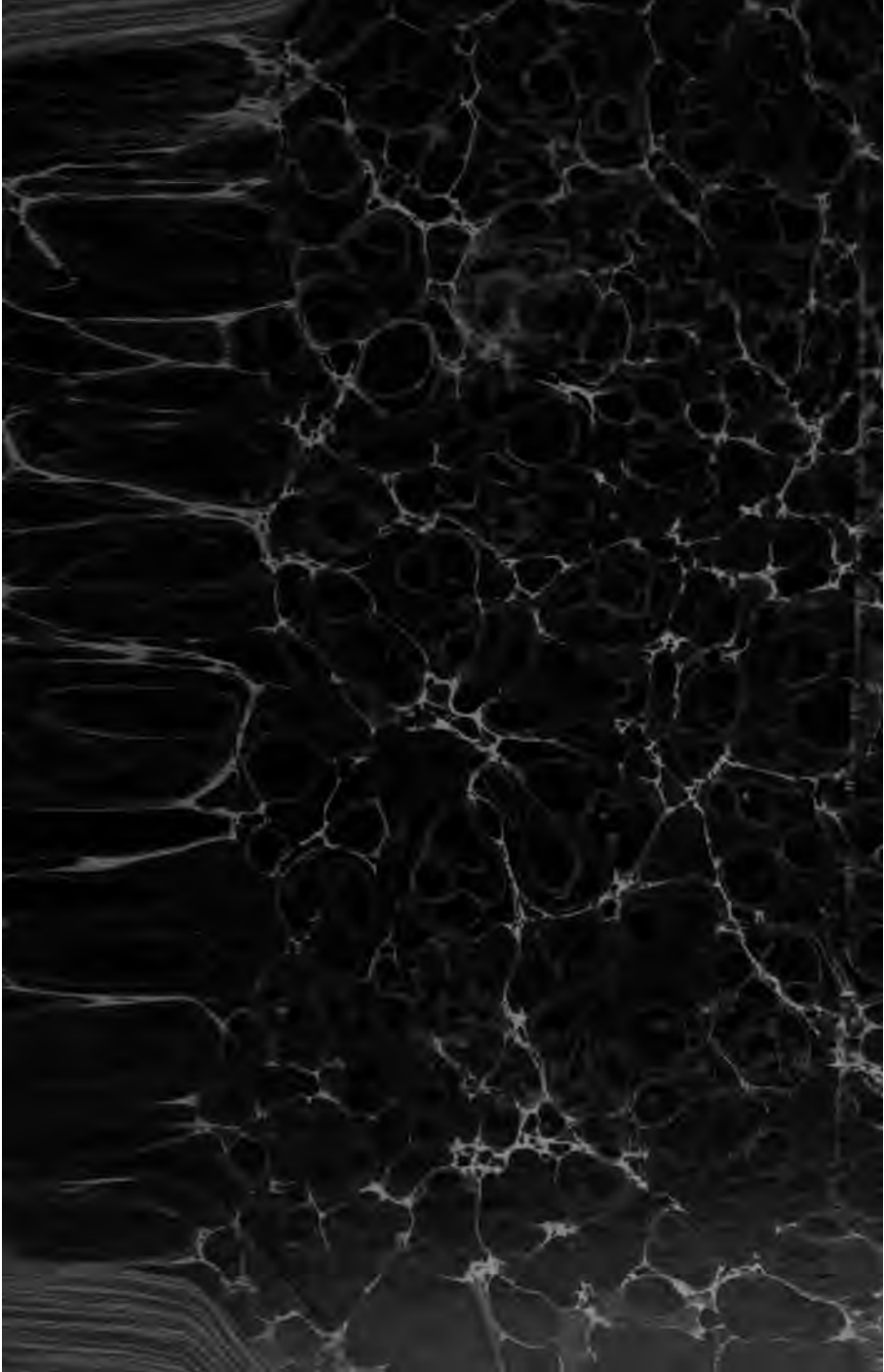
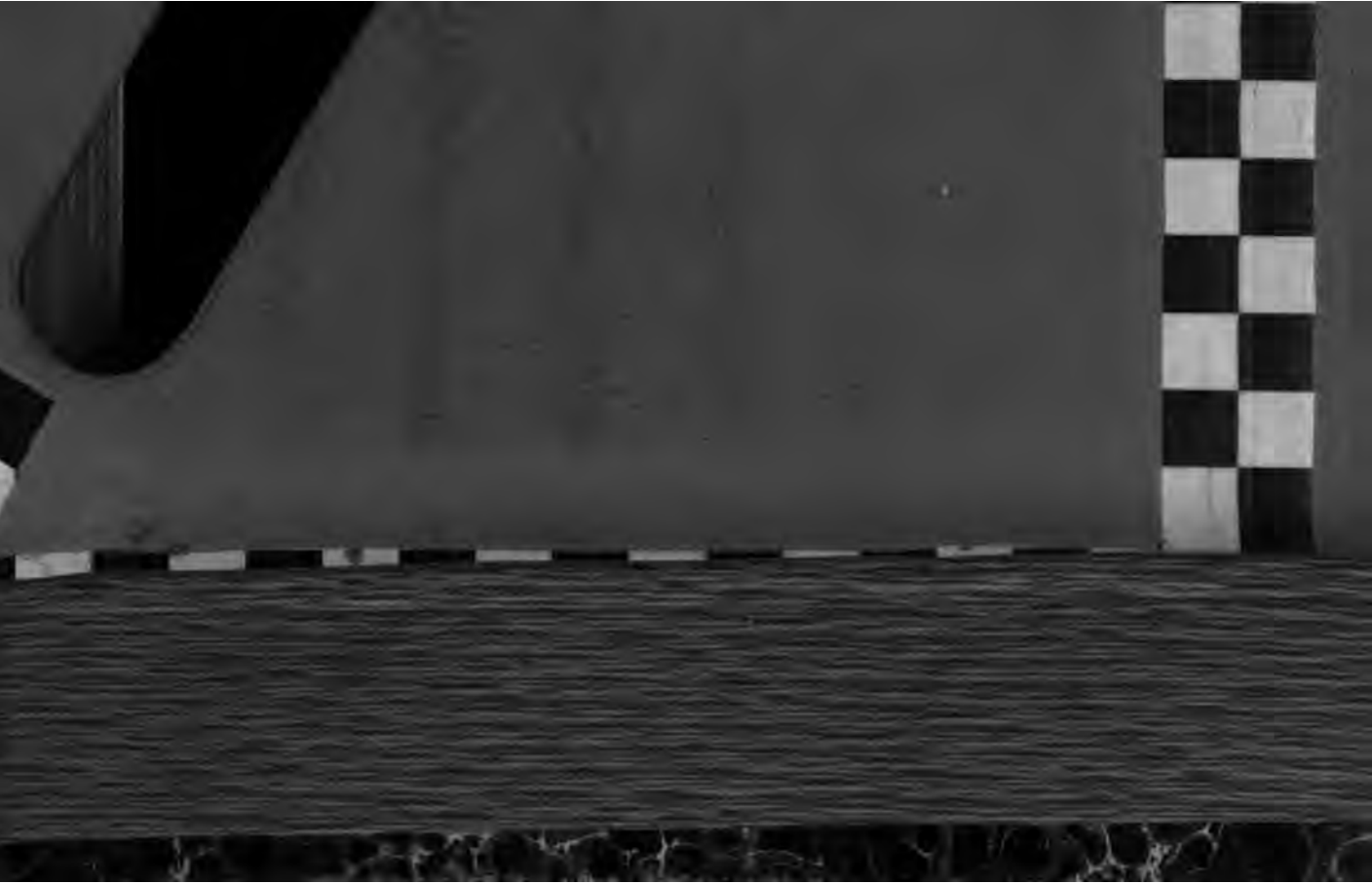
Unhörbar geht es jetzt dahin, bis auf sechzig, fünfzig, dreißig Schritt Nähe; jeder Stein, der auf der Erde rollt, jedes Knacken eines Astes, auf den wir treten, genügt, um den riesigen und doch so scheuen Vogel zu verjagen. Nur während er falzt, ist er vollständig taub und blind, dann geht es in gewaltigen Sprüngen näher, aber im Augenblick, wo der Lockruf endet, muß der Jäger wieder regungslos stille halten, wie er eben steht. Es ist ein unbeschreiblicher Laut, dies Schleifen und Gurgeln, dies Wetzen des wuchtigen Schnabels — ein Laut, dessen erregende Kraft nur der Weidmann versteht. Nun gilt's — dort auf dem abgesplitterten Aste steht der Hahn, mit geblähten Flügeln und ausgebreitetem Stoße — Schußweite wär's, aber die Dämmerung des grauenden Morgens läßt nur die Umrisse erkennen. Welch' ein Fieber pocht durch die Hand, die sonst so ruhig ist, nun wird es höchste Zeit, denn so wie es heller wird, geht der Hahn von dannen.

Atemlos horcht der Jäger — da falzt der schwarze Vogel aufs neue, die Büchse liegt an der Wange — es kracht und das Echo des blitzenden Schusses hallt weithin über die Felsenwand. Auf dem Boden aber

tönt ein dumpfer Schlag und der riesige Hahn liegt regungslos unter dem Fichtenstamm.

Gegen acht Uhr morgens sind wir wieder in dem stillen, schmucken Försterhaus versammelt, und das blonde Töchterlein mustert die Beute und die langen Gesichter derjenigen, die leer nach Hause kamen. Und während wir nun beim Frühmahl sitzen, geht's an ein Erzählen und Necken, denn die Hahnfalz war ja von jeher ein Hauptvergleich für die Fährlichkeiten der Liebe, so daß der Dialekt manch keckes Schnabahüpf'l von ihr gewann.

Der erste aber, der mit seiner Beute wieder daheim war, war jener „letzte", der aus der Stube ging, und sein Hahn ist auch der prächtigste von den dreien, die wir heimgetragen. Mit ihren lustigen Augen blinzelt das Mägdlein ihm zu, wenn er so waghalsig spricht, und es sieht aus, als ob ihre Lippen halten wollten, was die Augen versprechen.

Auch die Dirndln im Thal wollen's ja so haben, heißt es im G'sangl, daß man um sie werbe mit Locken und Springen:

Wer nit falzt und nit springt,
Der bringt's nindersicht zu koan.